

ALLE MATTI-MAYR-GESCHICHTEN

NACKT BADEN

Es war früh am Morgen in Wien, und da es Sonntag war, schien es noch früher zu sein als an anderen Tagen. Es war früh und kühl an diesem Morgen, sodass man in einer Jacke fröstelte, und der Nebel stand so dicht, dass Hausecken oder Bäume immer nur einzeln auftraten und dabei fremd und außergewöhnlich wirkten. Aber es war nicht wirklich feucht, der Asphalt war hell geblieben, und die Blätter trugen einen schimmernden Hauch von Tau, der nicht zu größeren Tropfen zusammen rinnen würde. Es war Sommer, aber es war kühl, da es seit einigen Tagen geregnet hatte. Frühsommer. Das Tageslicht fiel als eine Ahnung von Blau senkrecht von oben auf den Kopf, weshalb ringsum der Eindruck eines sich auf dem Boden wälzenden Nebels entstand, von dem es später im Wetterbericht heißen würde, er würde sich rasch auflösen.

Sehr romantische Stimmung, oder? Für mich schon. Immer ist es das Wetter gewesen, das mich tief berührt hat. Mit dem Wetter beginnt ein Roman. Und dann stellt sich logischerweise Romantik ein. Was ist das aber, Romantik? Hat etwas mit dem Wetter zu tun. Und dann natürlich auch mit gut aussehenden Menschen. Stellen Sie sich Folgendes vor: Ein Garten, duftend. Der frühe Morgen. Genau dieser Morgen von eben, der mich

dazu veranlasst hat, mein Notizbuch hervor zu ziehen und dieses Wetter mit kratzender Feder zu beschreiben. Und nun der Schauplatz: Ein Garten. Im Garten der Blick auf ein Haus. Die Hintertür ist offen, und zwei Menschen stehen dort ganz eng zusammen. Ein Mann, Mantel, Hose und Schuhe, auf denen die Frau, in einem Bademantel, barfüßig steht. Sie steht mit nackten Füßen auf den Schuhen des Mannes. Die Steinstufen sind kalt, und die Fußsohlen krümmen sich auf dem Leder der Halbschuhe wie auf einer Baumrinde. Die Frau klammert sich mit einer Hand an den Nacken des Mannes, um nicht abzurutschen, zugleich aber mit einer innigen Vertrautheit, während er seinen Arm um ihre Taille geschlungen hat und sie an sich drückt, wie um den Bademantel geschlossen zu halten, den sie nur lose ohne Gürtelschnur umgelegt hat, als wolle er dadurch verhindern, dass sich die Bettwärme aus ihrem Körper verliert. Es ist nicht nur die Bettwärme, es ist die Wärme dieser Beiden, die man jetzt spürt. Sie haben Liebe gemacht. Sie haben nebeneinander und miteinander geschlafen. Sie sind verbunden wie ein glückliches Tier mit vier Armen und vier Beinen. Jetzt geht er zur Arbeit. Sie hat ihn zur Hintertür begleitet, er wird durch den Garten über die Heckentür in die Stadt gehen. In der anderen Hand hält die Frau den Schlüsselbund, mit der sie die Hoftür aufgesperrt hat und so küsst sie ihn, einhändig, noch einmal kurz auf seine Schuhe gesprungen, um sich nicht auf dem kalten Stein zu verkühlen, aber auch, als könne er jetzt so mit ihr fortgehen, in der Mitte einer Umarmung.

Einige Stunden später hatte ich ein Buch fertig zu lesen, saß im Kaffeehaus, ging langsam bei gesenktem Kopf durch die Straßen und saß in der U-Bahn oder auf einer Parkbank, bis ich endlich am Ende des Buches angekommen war. Da stellte sich ein anderes Problem: Wohin mit dem Buch? Ich wollte nachher noch ins Kino, und jetzt (es hatte zu nieseln begonnen) wollte ich die Jacke zuknöpfen und die Hände in die Taschen schieben. Das Buch war mir lästig, vor allem, weil ich nicht vor hatte, es mit nach Hause zu nehmen. Ich ließ es also im Restaurant liegen, in dem ich beim Nachtisch noch zur letzten Zeile gekommen war, nach der noch theatralisch „The End“ stand, als würde man nicht selber merken, dass jetzt keine Blätter mehr in dem Buch kamen. Kaum hatte ich das Lokal verlassen, rief der Kellner: „Hallo!“ Er winkte mit dem Buch.

„Danke!“ rief ich und ging auf ihn zu, „das ist sehr aufmerksam von Ihnen.“

„Gern geschehen“, gab er stolz zurück und drehte ab.

Nein, so schnell konnte man es nicht loswerden. Ich legte das Buch beiläufig in der Kärntner Straße auf einen der Terrassentische, die dort wie an allen anderen Sonntagen einsam und verlassen übereinander geschoben unter der hoch gerollten Sonnenplane standen, feucht überglänzt, und steckte dann zufrieden die frei gewordenen Hände ein und ging langsam weiter, bis mir einfiel, dass ich vor Stunden die Kinokarte zwischen die Buchseiten geklemmt hatte. Und die brauchte ich jetzt dringend. Ich kehrte also um, hoffte, das

Buch noch aufzufinden, da lag es, am Umschlag feucht geworden. Ich nahm die Karte heraus und hatte Lust, das Buch jetzt in den Mistkübel zu schmeißen, aber die zahlreichen mit Regenschirmen bewehrten Fußgänger, die sich in ihrer Sonntagsruhe durch den Regen kämpften, hinderten mich daran, denn wer einen Schirm für den Fall, dass es regnet, mitführt, schätzt auch Bücher, das ist ein altes Gesetz, und man hätte mich strafend bei der Aussetzung oder Vernichtung eines Buchs angesehen, da bin ich sicher. Viele Menschen empfinden das so, dass Bücher etwas Heiliges sind, und wenn man eines kauft, übernimmt man eine Verantwortung vergleichbar der, als wenn man eine Frau schwängert und das Kind dann siebzig Jahre später als neunundneunzigjähriger Mummelgreis am Totenbett stehen hat als von einem abhängiges Wesen, weil man sich die ganzen Jahre liebevoll darum gekümmert hat. Deshalb vielleicht ist es so, dass einem der Verkäufer in einem Buchladen gerne an der Kassa zu murmelt: Bis dass der Tod euch scheidet. Oder es scheidet uns ein unter der Last der Jahre und der Bücher zusammen-brechendes Bücherregal, das das Buch dabei dann einfach vor lauter Wut erschlägt, weil es einen lebenslang mit seinem Gewicht gequält hat.

Es begann, während ich mit dem unter die Achsel geklemmten Buch rasch zur Oper weiterging, noch stärker zu regnen, sodass ich froh war, die Rolltreppe zur U-Bahn hinab zu fahren. In der Passage ging ich in einen Zeitschriftenladen, um das Buch dort, wie schon mehrmals zuvor in

ähnlichen verzweifelten Situationen, einfach auf das Regal zu stellen. So etwas ist ganz nett. Man kann sich dann ausmalen, dass die Geschichte des Buchs weitergehen wird unabhängig von meiner Geschichte. Jemand anders wird es mitnehmen. Gratis, und lesen, und mit dem, was dieses weise, alte Buch zu bieten hat, ein Leben lang erfüllt sein. Stattdessen, der Laden war so dicht mit Zeitschriften gepackt, dass für Kunden eigentlich kein Platz mehr war, fühlte ich mich genötigt, eine *International Herald Tribune* zu kaufen und rasch wieder zu gehen, und ich ging mit dem Buch unter der Achsel im Versuch, die großformatige Zeitung gleichzeitig aufzuschlagen, relativ langsam Richtung Karlsplatz.

Da kam mir eine Schauspielerin entgegen, deren nacktes im Lehm Wälzen in einer Klagenfurter Fabrikshalle anlässlich einer Martin Kusej-Inszenierung ich in einer Kritik als „kulminierend“ bezeichnet hatte. Ihr Name ist Anastasia Meier. Nicht mit ay, sonder ei, oder, um mit der *Feuerzangenbowle* zu sprechen: Meier mit einem ei. Eins nach dem M und eines vor dem e. Meier.

Stasi, wie sie nicht nur Menschen aus der DDR gerne nennen, erkannte mich sofort und sie konnte auch nicht ausweichen, also musste sie lächeln. „Hallo, wie geht’s?“ fragte sie, künstlich lächelnd, „was machst du in Wien?“

„Ich habe ein Buch gelesen, und jetzt gehe ich ins Kino“, sagte ich einfach, „ein spannendes Buch, vielleicht interessierst du dich dafür, es ist unglaublich zynisch. Du magst so was doch, oder?“

„Ah, das wäre nicht schlecht“, sagte sie, nahm das Buch und gab vor, die Rückseite des Umschlags zu lesen, um eine Gedankenpause zu gewinnen. Dann sah sie mich an. Wir sahen einander forschend in die Augen, aber nichts passierte. Sie bedankte sich für das Buch und ging weiter. Das war vorteilhaft für beide. Ich hatte das Buch los bekommen. Und sie mich. Und ich freute mich. Mir ging es wie dem Besitzer eines Hundes, den er irgendwie mag, aber einfach nicht mehr versorgen kann. Das Buch würde es gut bei ihr haben. Stasi war eine Person, die es verstehen würde. Ein unheimlich zynisches Buch. Es erregte mich zu denken, dass sie die Seiten dieses höhnischen Buchs umblättern würde mit ihren dunkel lackierten Fingern. Ich schaute ihr nach. Ihr schleicher Gang faszinierte mich. Ihr dunkles, schulterlanges Haar war hennarot, sie trug eine Lederjacke und Männerschuhe. Aber was war das gerade gewesen, was ich über diesen Sack Reis gelesen hatte, der in China umgefallen war? Unglaublich. Ich entfaltete die Zeitung, stellte mich auf eine weitere Rolltreppe und versank in den Boden mit einem Gefühl zwischen Bedauern und Erleichterung. Man kann das nicht näher beschreiben. Bedauern, weil ich das plötzliche Bedürfnis verspürte, Anastasias etwas drallen, aber durchaus schlanken Körper zu umarmen. So oder so ähnlich muss das ein Eisenbahnwaggon empfinden, der noch nicht auf Schienen ist und sich gar nicht vorstellen kann, an einen anderen Waggon oder an eine Lokomotive gekoppelt zu werden, aber er fragt sich: Wozu habe ich eigentlich diese riesigen Stoßdämpfer? Für

irgendwas müssen die gut sein. Zweifellos: Es war Liebe auf den ersten Blick. Oder – wenn man berücksichtigt, dass ich die Frau schon von der Bühne kannte – auf den ersten privaten Blick. Ich hatte sie noch nie so nah und so duftend erlebt. War das ein raffiniertes Parfüm, das ich an ihr wahrgenommen hatte? Wohl kaum. Man betrachte ihre Kleidung, und dass sie sich vielleicht nicht besonders häufig die Haare wusch. Sie kann nichts dafür, dachte ich, und so ist es am Besten. Sie ist eine Frau mit Haut und Haaren und riecht einfach gut, basta.

Vor kurzem hatte mir ein Freund eine ähnliche Situation bezüglich Liebe auf den ersten Blick geschildert, die sich allerdings in einem steirischen Bergdorf begab. Es gab dort ein Pärchen, tätowiert beide, langes Haar, ungepflegt. Menschen, die im Leben nicht angekommen sind und bereits so alt, dass man vermuten darf, dass sie nie wieder in ihm ankommen werden. Das Gefühl, das dabei entsteht, nennen die einen Midlife-Crisis und die anderen die tickende biologische Uhr. Die Männer sprechen von der Crisis, weil das klingt wie ein schnieker, flacher Sportwagen, den sie da haben. Frauen hören etwas in ihrem Inneren, das ihnen sagt, dass sie keine Kinder mehr kriegen werden, weil sie nicht aufgehört haben, selbst ein Kind zu sein. Im Prinzip aber ist es das Gleiche. Wenn man nicht mehr jung ist, naht die Krise. Und dann begeht man alle möglichen Dummheiten. Nun weiter zu meinem Freund und seiner Bekannten. Sie hatten sich an so einem regnerischen Sonntagnachmittag miteinander verabredet, sie

wartete im Gutsgasthof auf ihn, im Vorhaus lümmelnd. Es regnete und mein Freund war mit dem Hund spazieren gegangen, trug einen Hut, Ledergarnitur, recht schnittig, und kam aus dem Nass ins Vorhaus gelaufen, wo sie schon lange gesessen hatte. Eigentlich sahen sie beide recht gut aus an dem Tag. Obwohl sie einander eigentlich gar nicht kannten, und sogar schon mehrmals gleichgültig nebeneinander an einem Tisch gesessen hatten, war plötzlich alles anders zwischen ihnen. Es hatte wohl mit dem Wetter zu tun. Das Wetter schafft romantische Stimmungen. In dem Fall war es Regen. Aber das war gut. Während der Hund aufgeregt an der Frau hoch sprang, während sein Herr die Tropfen vom Hut schüttelte, hätte mein Freund gemerkt, dass ihn die Frau anstarrte, als würde sie sich wundern. Sie hatte auf jemanden gewartet, jetzt war jemand da. Und auch sie erschien ihm unerwartet schön, und eine elektrische Spannung wurde fühlbar. Sie lachten gleichzeitig, ohne zu wissen, warum. Mein Freund fragte: „Kann ich mich zu dir setzen?“ und sank auch schon auf die Steinstufe nieder. Kaum hatten sie allerdings ein paar Sätze gewechselt, verringerte sich das schon, was da eben gewesen war, und konvergierte schließlich gegen Null. Es war so, als hätte ein Scheinwerfer gebrannt, und dann fielen schwere Regentropfen drauf und er zerplatze. Das Missverständnis, dass sie für einander geschaffen waren, wurde nun deutlich, von meinem Freund noch boshaft grell in seiner Erzählung davon beleuchtet, als er vom Postmodernismus zu fabeln begann. Er sagte, sie sei eine postmoderne Frau gewesen, eine Fülle

von Zitaten. Früher einmal wäre so was in einem Guss zu haben gewesen, heute aber gäbe es keine Frauen mehr, nur mehr zusammen gestöpselte Wesen. Schreckliche Meinung, wie ich finde. Und das nur, weil sie davon gesprochen hatte, Kinder haben zu wollen. Ein Kind. Und außerdem habe sie ihm erzählt, dass man bei ihr zu Hause eine Wasserader gefunden habe, die quer über ihr Bett verlief. All das langweilte meinen Freund plötzlich maßlos. Es war ein Nichtverliebtsein auf den ersten Blick, was ihm hier passierte. Erst verliebt, dann eigentlich doch nicht, und man wundert sich, so resümierte er. Man nennt so was Rendezvous, ein Zusammentreffen, wo der Zufall mitspielt und man doch genau das bleibt, was man immer schon war. Ein kosmisches Missgeschick eben, wo die beiden, die da gerade mit den Köpfen zusammengestoßen sind, fragen: „Hä?“ Und dann geht jeder seiner Wege.

Hatte ich eben so etwas Ähnliches erlebt? Ja, da war eine Schwingung. Man muss sich nicht verabreden, um ein Rendezvous zu haben. Das Stelldichein ist etwas wie gerade das, was ich erlebt hatte. Anastasia, dachte ich. Und so etwas ist doch viel besser, als sich um ein klassisches Rendezvous zu bemühen, oder? Wenn man Rendezvous sagt, kann man darunter auch eine gezielte Verabredung verstehen, das heißt, einen Vertrag, zu einem bestimmten Zeitpunkt etwas gemeinsam zu tun. Da steckt oft harte Arbeit dahinter, eine Planung, die dann in dem Fall, dass es zu einer Beziehung kommt, auch lebenslang

mit größter Unerbittlichkeit von einer Seite betrieben werden kann, wo sich der andere dann tausende Male „Hä?“ fragen kann, weil er einfach nicht versteht, was der Partner da von einem will. Warum er einen nicht in Ruhe lässt. Warum er mit einem leben will, warum er mit einem sterben will. Warum er einen umbringen möchte, weil er meint, ohne einen gar nicht leben zu können. Doch der andere, kaum hat er bemerkt, dass er sich in einem getäuscht hat, im Stadium des Nichtverliebtseins auf den ersten Blick, fragt sich zu Recht: Warum will mich der andere umbringen, wenn ich nicht mitmache?

Genug der Überlegungen. Ich ließ die Zeitung sinken, drehte mich um und schaute in einen U-Bahn-Schacht. Es kommt in der Liebe auf die Erwartungshaltung an, dachte ich. Ich begann wieder am Bahnsteig auf und ab zu spazieren, als sich der nahende Zug als Wind bemerkbar machte, der aus dem Schacht auf uns zu heulte. Schon fuhr er aus der Röhre ins Licht. Kurz entschlossen ging ich dann den Bahnsteig hinab an den flirrenden Zugfenstern vorbei und stellte mich neuerlich auf die Rolltreppe, verfolgte den Weg, den die Schauspielerin eingeschlagen haben musste, und fand dann recht bald das Buch in einem Mistkübel, der am oberen Ende der ans Tageslicht führenden Rolltreppe orange lackiert von einer Straßenlaterne hing. Es regnete nun sehr stark, in dicken Tropfen, weshalb das Buch in kürzester Zeit aufgequollen und abgedunkelt war zu einem riechenden Lappen. Gerade erst unter dem Kunststoffdach hervorgetreten, spürte auch

ich schon die Regentropfen auf der Kopfhaut. Da lief die Schauspielerin plötzlich an mir vorbei, so nahe, dass ich nur den Arm ausstrecken hätte müssen, um sie aufzuhalten. Sie übersah mich, obwohl es doch normalerweise so ist, dass man einen, den man eben erkannt hat, umso leichter wiedererkennt. Sie stürzte mit von der Nässe verkordeltem, braunrotem Haar und feucht glänzender Lederjacke im Volltempo in den U-Bahn-Schlund hinab, mit offensichtlichem Ziel. Ich drehte neuerlich um, und lief sogar, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Und obwohl ich mich darum bemühte, an diesem Augenblick, diesem Rendezvous, fest zu halten und sie keinesfalls zu verlieren, passierte es mir in dem Saal, von dem aus es zu den Linien geht, fast, dass sie mir entwichte. Ich war schon auf der nächsten Rolltreppe zur U1, als ich sie dann doch zu meiner großen Erleichterung an dem Fahrkartenautomaten sah, um sich ein Ticket zu kaufen, wobei sie, als der Papierstreifen herab gefallen war, wieder zur Passage hoch fuhr und zum langen Bahnsteig der U4 hinüber ging. Ich blieb auf Distanz, und stieg dann, als der Wagen nach Heiligenstadt ein fuhr, an der entlegensten Tür in den Wagen, an dessen anderen Ende sie mir, an eine Stange gelehnt, den Rücken zukehrte. Wollte ich nicht, dass sie mich sah? Hatte ich Angst davor, ihr meine Gefühle zu zeigen? Ja, Gefühle. Ein heißes Gefühl durchfuhr mich, als ich winzig die Spiegelung ihres Gesichts im Fenster der Wagentrennwand sah, ein Gefühl, wie man es sonst nur hat, wenn es um etwas Entscheidendes geht. Es war mir aber nicht klar, ob sie mich auch

bemerkt hatte. Am Halt „Landstraße“ sprang sie aus dem Wagen und ging dann, Hände in Jackentaschen, mit dem ihr eigentümlichen, träge schleichenden Schritt Richtung S-Bahn. Zu dem Zeitpunkt schien mir meine Jagd schon etwas fragwürdig geworden, war eine Verfolgung geworden, und mir deshalb peinlich. Ich hatte ja eigentlich vor allem herausfinden wollen, was mit dem Buch geschehen war, redete ich mir ein. Und nun war ich gefangen vom Gesicht Anastasias. Ich hatte ihr eigentlich nichts zu sagen bis auf die Behauptung, dass wir aus dem gleichen Holz geschnitzt seien. Dieses Bild schoss mir eben in den Kopf, und ich konnte schon ihre Antwort auf diese Behauptung hören: „Ach so? Ist das gut oder schlecht?“

„Du hast Recht, das hilft uns auch nicht weiter. Entschuldige. Auf Wiedersehen.“

Ich beschloss, jetzt umzudrehen, bevor es offiziell peinlich wurde. Ich ging aber dann doch gegen meinen Willen weiter, zur S-Bahn hinab. Sie stand am Gleis 1, reglos, den Blick auf dem Zug, der auf Gleis 2 stand. Er war aus dem Regen gekommen und hatte feucht glänzende Scheiben. Ein schwarz gekleideter Mann saß in einem Fenster inmitten braun gekleideter Menschen. Der Zug war halb voll. Die Menschen warteten sitzend, mit angezogenen Beinen, ausgenommen eine Frau, die zwei Fenster weiter lesend die Beine von sich gestreckt hatte. Da stand der Mann in Schwarz auf, ging zwei Abteile weiter, zögerte am Abteil der Frau, zeigte mit dem Finger auf den Sitzplatz, der der Lesenden gegenüber lag. Ich ging am Bahnsteig vor, um die Szene genauer zu

betrachten. Die Lesende zog die Beine an und wollte aufstehen, um dem Mann Platz zu machen. Er sagte nichts, deutete ihr nur in Pantomime an, sitzen zu bleiben, und setzte sich selbst hin. Da hob der Mann fragend den Zeigefinger, wobei die Frau zur Antwort ihren Zeigefinger in die Höhe reckte, dessen Kuppe mit einem Pflaster verklebt war. Der Mann behauchte die Scheibe des Abteifens und schrieb etwas. Ich trat an den Rand des Bahnsteigs, um die Buchstaben entziffern zu können. Spiegelverkehrt stand da: „Wie?“ Die Frau legte das Buch weg, betrachtete ihren Teil der Scheibe und schrieb: „Messer.“

Sie lächelte, auch etwas schamhaft und scheu im Bewusstsein, dass die anderen Fahrgäste auf das Spiel aufmerksam wurden, das hier begonnen hatte. Und diese Scham verband plötzlich beide, ganz intensiv. Man spürte es direkt, dass sie von nun an zusammengehören würden. Schon weil die anderen so geguckt hatten. Das Motorgeheul des Triebwagens verstärkte sich, die Lautsprecherstimme kündigte die Abfahrt des Zuges von Gleis 2 an.

„Er scheint zu glauben, dass sie taubstumm ist, und umgekehrt“, sagte eine Stimme hinter mir. „Meine Interpretation. Aber ich glaube, die sind beide nur auf ein Spiel aus und können gut hören und reden. Aber wahrscheinlich reden sie dann nur Mist und es wird die Hölle mit ihnen.“

Ich drehte mich um. „Bitte?“ In meinem Rücken fuhr der Zug an, und toste durch die Station ins Freie.

„Die Frage ist die, wie lange das Missverständnis bestehen wird, dass sie sich lieben. Und ob der

eigentümliche Reiz dann beibehalten werden kann, wenn sie erst zu reden anfangen“, sagte Anastasia. Sie war es nämlich, die mir gegenüberstand. „Sie wirken verliebt, oder fast verliebt. Meinst du nicht?“

Sie hatte ein spöttisches oder auch verlegenes Grinsen auf dem Gesicht, und wand sich in dieser Verlegenheit, ihre Hände in die Taschen ihrer Jeans geschoben.

„Ja“, sagte ich. Sie blickte zu Boden und erst als sie wieder aufschaute, merkte ich, dass sie wütend war. „Sag einmal, gehst du mir nach?“ fragte sie in einem aufgereizten Ton.

„Nein, nicht direkt“, wehrte ich ab.

„Also nicht.“

Ich sagte nichts.

„Jedenfalls hoffe ich nicht, dass du mir nach spionierst“, sagte sie. „Das kann ich nicht brauchen.“

„Gut“, sagte ich.

„Also dann tschüss“, sagte sie, „nichts für ungut.“

„Ciao“, gab ich zurück, errötend.

Sie marschierte zur Treppe und sprang energisch die Stufen hoch. Ich blieb am Bahnsteig zurück und überlegte mir, wie ich in diese peinliche Situation geraten war. Ich hatte allerdings trotzdem große Lust, ihr weiter zu folgen. Jedenfalls wollte ich nicht mehr ins Kino. Keine späteren Vorstellungen mehr. Oder sollte ich mich in einem Café noch mal über Zeitungen hermachen? Wer die *International Herald Tribune* gelesen hat, weiß doch schon alles? Der Sack Reis in China war schließlich umgefallen, was sollte jetzt noch kommen? Eigentlich war es Zeit,

nach Hause zu fahren. Der Gedanke an die Autobahn mit entgegen-kommenden Scheinwerfern kam mir. Es war schon Sonntagnachmittag, fast Abend. Husch ins Körbchen. Kurz entschlossen ging ich zur Rolltreppe, mich links haltend, um im Mitsteigen die Geschwindigkeit zu beschleunigen. Da sah ich sie stehen, am Treppenkopf, das Gesicht keineswegs freundlich, eher misstrauisch, aber die Augen voll Interesse.

„Hi“, sagte sie, als ich heran kam.

„Etwas vergessen?“ fragte ich.

„Nein.“

Wir traten zur Seite, um andere durch zu lassen.

„Also was?“ fragte ich in einer plötzlichen Fröhlichkeit, weil ich sah, dass sie lächelte. Dass sie auf mich gewartet hatte.

„Darf ich mit ins Kino?“ fragte sie. „Du gehst doch ins Kino, oder?“

„Gern. Später.“

„Was läuft denn?“

„Müssen wir uns noch anschauen“, sagte ich, obwohl ich ja eine Karte für einen Schwarzweißfilm aus den 1930er Jahren in der Tasche hatte. Aber Frauen unter 30 schauen sich nur Farbfilme an. „Komm. Du bist eingeladen.“

Wir gingen raschen Richtung U-Bahn. „Oder was machen wir sonst?“ unterbrach sie das Tempo, und blieb sogar stehen, um meine Antwort abzuwarten.

„Ins Kino oder was immer“, sagte ich. „Wir können auch Kartoffeln schälen. Oder deine Wohnung bunt ausmalen.“

„Kennst du das Café Sperl?“

„Das ist zu weit weg, dafür regnet es zu stark“, gab ich zu bedenken.

„Ja, das stimmt“, sagte sie, und erst als sie betroffen den Kopf senkte, merkte ich, dass man sie rasch entmutigen konnte. Plötzlich hatte sie Lust gehabt. Und nun, ebenso plötzlich, hatte sie keine Lust mehr. Ich schaute auf ihr üppiges Haar, diese hennaroten Locken. Sie war etwas kleiner als ich, aber nicht viel. Eine recht große Frau. Ihre Haut war seidig und hell, fast weiß.

„Du bist der Matti, oder?“

„Und du bist die Stasi. Spricht man das eigentlich Stasi oder Schtasi aus?“

„Sehr witzig.“

„Ins Café Europe kommen wir, ohne nass zu werden“, schlug ich vor.

„Wo ist das?“

„Am Graben.“

„Oder ins Haas-Haus“, sagte sie vage, ohne rechte Lust. Etwas nagte an ihr. Ein Zweifel, vermute ich.

„Was immer“, sagte ich im munteren Tonfall.

„Kennst du das Café Museum?“

Auf dem Weg dorthin fragte sie: „Du bist Journalist, oder?“

„O je“, sagte ich. „Wollen wir darüber reden?“

Wir hatten uns anfangs über das Theater unterhalten, Peymann kauft sich eine Hose und geht mit Barylli essen, Drese, Pluhar, dann über den Literaturbetrieb, Cees Noteboom, Reich-Ranicki, Frankfurter Buchmesse, Nobelpreis, und schließlich darüber, ob schon alles geschrieben

sei oder nicht, wobei wir beim Thema „Der Park“ landeten, Botho Strauß, und wenn wir ein Stück schreiben würden, das „Der Park“ hieße, worum würde es dabei gehen. „Um den Irrgarten in Schloss Schönbrunn“, sagte Anastasia.

„Ja, warum?“

„Ein Irrgarten, das ist doch der wirkliche Garten, oder? Das Leben ist ein Irrgarten, und der Irrgarten bildet das Leben ab. Der normale Garten dagegen, sagen wir einmal alles andere in Schönbrunn, der Tiergarten, der französische Park, der englische Park, das sind alles Abbildungen des Paradieses. Das ist zumindest meine Meinung“, sagte Anastasia.

„Gut. Und was ist dann die unberührte Natur? Die Donauauen, beispielsweise.“

„Die Auen“, sagte sie mit einem abwesenden Blick. „Das ist das Schöne an sich“, behauptete ich. „Weil es uns nicht gehört. Wir können nicht überall unsere Finger drin haben.“

„Das ist nicht das Paradies“, sagte sie. „Dort sind wir nichts. In der wilden Natur sind wir Tiere. Das ist erniedrigend, gewissermaßen. Aber ich möchte lieber ein Tier sein und frei als ein Mensch in einem Park oder Paradies, da hast du Recht..“

„Und was bist du dann, Anastasia? Bist du Eva oder eher ein Tier, von dem man nicht genau sagen kann, was es ist?“

„Ich bin eine Schauspielerin. Ich kann ein Tier spielen und einen Menschen.“

„Aber du spielst nur?“

„Ja, ich spiele.“

In der Passage zur Secession schilderte sie mir den Beginn einer Begegnung mit einem anderen Mann: „Er war so süß, ich wollte ihn angreifen und fragte deshalb: Darf ich dir aus der Hand lesen? Ich nahm seinen Handteller, zeichnete mit dem Finger Linien nach und erfand etwas dazu. Als ich fertig war, fragte er: Darf ich dafür deine Fußsohlen lesen? Also ließ ich seine Hand los und zog mir die Schuhe aus. Es war herrlich.“

Wir kamen in das Café und bestellten Tee. Unser gesamtes Gespräch war nur Vorspiel gewesen, wie mir schien. Woher hatte ich diesen Eindruck? Ich kann es nicht sagen. Es hatte wohl mit dem Blick zu tun, den sie mir immer wieder einmal zuwarf, während sie darauf wartete, dass der Tee kälter wurde. Dann fragte sie: „Weißt du eigentlich, dass du wie der Freddie Mercury aussiehst?“

„Du meinst der von Queen?“

„Ja. Ohne Schnurrbart. Aber er hat dieses Lächeln.“

„Na ja. Ich bin nicht schwul“, verteidigte ich mich.

„Und wenn? Du darfst doch schwul sein. Wenn du schwul bist, dann steh doch dazu.“

„Aber ich bin nicht schwul.“

„Das würdest du auch sagen, wenn du nicht dazu stehen würdest, weißt du das?“

„Und wenn ich es nicht bin?“

„Vielleicht solltest du dir einen Schnurrbart stehen lassen. Als coming out. Ich finde, du solltest dazu stehen. Lass es raus, Matti.“

„Aber ich bin nicht schwul.“

„Hör endlich damit auf“, sagte sie, von diesem Wortwechsel höchst amüsiert, und lachte laut auf.

Ich rührte in meinem Kaffee, obwohl gar kein Zucker drin war. Vor lauter besinnungsloser Wut wahrscheinlich. Ich bin nicht schwul, dachte ich.

Als ich wieder aufblickte, merkte ich, dass sie mich ernst an sah. „Ich habe eine Verabredung“, sagte sie unvermittelt, „aber ich weiß nicht, ob ich hingehen soll. Das heißt, ich hatte eine Verabredung, bin aber nicht hingegangen. Mein Gott, das klingt furchtbar kompliziert. Oder?“

„Nein, im Gegenteil“, sagte ich, und fand die Tropfenbahnen schön, die im Gegenlicht auf der Fensterscheibe aufleuchteten, und sich durch undurchsichtige Mechanismen aufteilten wie Blitzfahnen. Das Gespräch lief jetzt eher in eine üble Richtung, und ich wusste nicht, wie ich da schnell wieder raus kommen konnte.

„Er bedeutet für mich wahnsinnig viel“, fuhr sie fort, „und ich glaube auch, dass er noch dort ist und auf mich wartet. Es wäre ihm zuzutrauen. Er spürt wie ich, dass er nicht weggehen darf. Geht er erst, ist alles vorbei. Na ja, nicht vorbei, aber es wäre etwas anderes. Er ist sehr ...“

Sie zögerte.

„Sensibel?“ assistierte ich.

Sie schaute mich an, irritiert.

„Musiker?“ fragte ich weiter.

„Warum Musiker?“

„Sensibel sind Musiker, oder?“

Sie rührte in ihrem Tee. „Das sind Arschlochfragen“, sagte sie dann.

„Aber ich stelle doch gar keine Fragen, weil mich das Thema auch nicht interessiert.“

„Aids ist ansteckend?“ fragte sie unvermittelt, „ich meine, es ist eine Infektionskrankheit,

Homosexuelle, Fixer, Bluter, alles klar, aber mir ist nicht genau klar, wie ansteckend, Matti. Stimmt es zum Beispiel, dass es im Schweiß übertragen werden kann? Mit Samen ja, deshalb auch das Kondom. Aber wenn man kein Kondom verwendet, ich meine, wie ansteckend ist es wirklich?“

„Keine Ahnung. Müsste man seinen Hausarzt fragen. Oder einen Hautarzt. Einen Sexualarzt. Einen Ansteckungsarzt, vielleicht“, blödelte ich, um mir die Zeit zu vertreiben.

„Aber Ihr schreibt doch dauernd darüber“, sagte sie in einem drängenden Tonfall. „Du müsstest doch wissen, worüber Ihr schreibt. Man liest doch überhaupt nichts anderes mehr. Eben denkt man noch, man fickt sich das Hirn raus und darf das auch. Und dann ...“

„Man sollte ein Kondom verwenden“, sagte ich.

„Ich weiß. Ich-habe-Aids, du-hast-Aids“, intonierte sie mit tiefer Stimme, und lachte nervös auf.

„Es wartet also jemand auf dich“, sagte ich, „steht an einem Brunnen, schaut auf die Uhr und hat Aids?“

„Es sieht fast so aus“, sagte sie und schaute mich an, wobei ihr Kopf am Nacken zitterte, und darauf zitterten die Lippen. Ich ließ meinen Blick ins Lokal abschweifen. Stimmenlärm, Zigarettenrauch, und das Blitzen irgendwelcher Oberflächen. Sie stützte die Stirn auf die Handballen und schluchzte plötzlich auf. Ich wusste nicht, ob das von einer Technik beeinflusst wurde, die sie auf der Schauspielschule gelernt hatte, aber es wirkte jedenfalls echt.

Ich schob den Kaffee weg. Sie schnäuzte sich.

„Entschuldige“, sagte sie lächelnd, „ich habe eine solche Wut, und wenn ich wütend werde, weine ich. Aber ich kann gar nicht weinen, außer über irgendwelchen Kitsch.“

Sie schnäuzte sich noch einmal, blies ausgiebig in ihr Taschentuch. „Es ist wie mit Simmel“, sagte sie, „immer wenn ich lache, muss ich weinen.“

Ich lachte dazu, weil ich Johannes Mario Simmel auch so bescheuert fand, der wahrscheinlich gerade in dem Augenblick irgendwo in unserer Nähe saß in einer Wiener Altbauwohnung, und sich die Finger wund tippte an einem neuen Bestseller. Vielleicht würde dieser dann heißen: „Immer wenn ich Aids habe, muss ich dich lieben. Oder: Mit den Clowns kamen die Kaposis. Anastasia lachte auch, wahrscheinlich aus dem gleichen Grund. Ich hörte dann aber auch wieder zu lachen auf, als ihre Lippen sich verzogen unter einer rätselhaften Anspannung. „Das klingt wie eine ziemlich konfuse Geschichte“, sagte ich, um abzulenken. „Du hattest heute eine Verabredung ...“

„Ich habe sie noch.“

„Okay, und der Mann hat Aids. Sicher?“

„Ziemlich sicher.“

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es.“

„Und wo liegt das Problem?“

„Das Problem liegt darin, dass ich ihn liebe, und dass ich heute mit ihm ins Bett gehen werde, das heißt, sofern ich hin gehe.“

Ich fasste in meine Jacke und zog einen Kugelschreiber heraus. „Don't leave home without it“, sagte ich und legte ihn ihr hin.

„Oh, das ist ja gar kein Kondom“, rief sie aus.
„Hast du welche?“
„Kondome? Nein. Ich bringe dir eines aus der Toilette mit. Gibt es überhaupt Einzelpackungen? Ich weiß so was gar nicht. Ich bin eher ein Non-Kondomist.“
„Ich will keines“, sagte sie streng, „ich möchte nur wissen, ob du welche hast.“
„Ich habe keines dabei, aber wie gesagt, die Toilette hat welche“, sagte ich.
„Holst du eines?“
„Warum nur eines?“ fragte ich zurück.
Sie stand auf. „Ich muss mal.“

Erst jetzt fiel mir das enervierende Geschwätz am Nebentisch auf. Ein Mann, ihm gegenüber eine Frau, die gar nichts sagte, sondern dazu eine Orange in Händen drehte. Der Mann mit dem sie da war, beschränkte sich darauf, sie zwischendurch um Zustimmung an zu blicken bezüglich der Worte, die er absonderte. Dass sie ihn aber gar nicht zustimmend betrachtete, schien ihm mittlerweile gar nicht mehr aufzufallen. Wahrscheinlich ging das schon seit vielen Jahren so. Aber sie war immer noch da und guckte ihn an, missbilligend, während er immer noch das Gleiche redete. Ich stellte mir ihre Gräber vor: Nebeneinander. Auf ihrem Grab lag eine Orange. Und auf seinem eine Zahnprothese, die immer wieder einmal klapperte.

Doch nein, manchmal schaute sie seitwärts zu einem anderen Tisch hin, wo ein weiterer Mann und eine Frau saßen, in englischsprachige Zeitungen vertieft, sehr lobenswert. Englisch ist

eine wichtige Sprache. Die erste Frau warf die Orange kurz hoch, um den Blick des zweiten Mannes zu fangen, der auch tatsächlich kurz hinsah. Der erste Mann dröhnte irgend etwas von Eismeer, Babyrobber und Tankerunglücken, kein unsympathischer Mann, politisch korrekt, aber mit einer kleinlichen Stimme, fast wie die eines Bauchredners, während der zweite Mann zu lesen aufgehört hatte und die erste Frau anstarrte. Sie hörte auf, mit der Orange zu spielen und schaute einfach zurück.

Ich überlegte mir, was Anastasia auf der Toilette machte. Pinkelte sie nur? Nein. Sie stand vor dem Spiegel. Es konnte nicht anders sein bei einer Schauspielerin. Wie ging die Sache am Nebentisch weiter? Der zweite Mann legte die Zeitung weg und streckte die Arme aus. Die erste Frau, ohne zu zögern, warf die Orange so heftig in seine Richtung, dass sie zwischen seine Hände durch schoss, ihm klatschend gegen die Stirn prallte und zu Boden polterte. Der erste Mann redete nicht mehr weiter, und auch die zweite Frau hatte zu lesen aufgehört, auch einige andere, mich eingeschlossen, beobachteten reglos das Geschehen. Der zweite Mann hatte einen roten Fleck auf der Stirn und ein verlegenes Grinsen um den Mund. Er stand auf, um die Orange aufzuheben. Dann setzte er sich wieder hin und warf die Frucht der ersten Frau zurück, und das durchaus geschickt, in einem wohl berechneten Bogen, wie ein Basketballspieler, und sie fing die Orange auch an der Brust und lächelte.

Würde ich heute Abend mit Anastasia ins Bett gehen? Ich spürte da etwas, das sich aufbaute.

Sie hatte eine Kraft in sich, von der es heißt, dass es die stärksten Männer zu Memmen macht. Sie konnte verführen. Wie sie das machte? Sie sah einfach gut aus. Sie hatte ein Mienenspiel, das man gerne betrachtete. Etwas Zartes war da, aber auch etwas Entschlossenes. Sie hatte schöne Augen, beziehungsweise was Schönes darum herum, was diese Augen so schön machte.

Ihr Blick ...

Wieder hielt der zweite Mann die Hände auf. „Ich kann nicht“, rief die erste Frau von Tisch zu Tisch, weil sie es sich nicht mehr zutraute, Orangen zu werfen. Sie war in einer Beziehung gefangen, in der sie nichts anderes tun musste, als zuhören. Aber sie wollte Orangen werfen. Ja, das war es. Ihr Mann und die Frau des anderen, beide unangenehm berührt von den Vorgängen und vor allem von der Tatsache, dass sie von den Orangenwerfern ignoriert wurden, waren doch zu neugierig, wie es weitergehen würde, um das Spiel zu unterbrechen, und schauten beide zu. Die erste Frau holte aus und stieß die Orange neuerdings Richtung zweiter Mann, zu locker und zu flach, sie schlug auf der Tischplatte auf, zertrümmerte die Teeschale des zweiten Mannes, er wurde von heißem Wasser übergossen. Kein allgemeiner Aufruhr ging durch das Lokal, aber den Einzelnen war der Vorfall fast ausnahmslos aufgefallen, wodurch sie zwar die Lautstärke kaum verringerten, aber es war ein allgemeines Starren.

Ja, es war Sendepause in dem Lokal. Eine der Menschen, die von ihr ergriffen wurden, war Anastasia, die Schauspielerin. Zurückgekehrt von

der Toilette war sie am Zigarettensautomaten stehen geblieben, um sich den Verlauf des Spiels anzusehen. Als wäre die Orange ein sehr kräftiges Symbol für alles, was auch uns an diesem Abend bewegen würde. Als jetzt die erste Frau, die sofort aufgesprungen war, um dem zweiten Mann, der ebenfalls stand, mit einer Serviette auf der Hose herum zu putzen, kam die Schauspielerin dann doch wieder an den Tisch, geschminkte Lippen, rauchend. Blieb vor mir stehen. Ich tat, als würde ich sie nicht sehen, und beobachtete den ersten Mann und die zweite Frau, die wie ich reglos sitzen geblieben waren.

Anastasia war so lange ausgeblieben, dass ich sie dafür strafen wollte. Mit Missachtung, was für Schauspielerinnen besonders unangenehm ist. Sie merkte es. Es gefiel ihr nicht. Sie ließ sich auf den Sessel fallen und beobachtete dann den zweiten Mann und die erste Frau, die unter den kalten Blicken ihrer bisherigen Partner in trauter wortloser Gemeinsamkeit aufbrachen, wobei sie ihm in die Jacke helfen wollte, er aber spielerisch den Kopf in ein Armloch steckte und sich dann blind mit dem Ärmel wie mit einem Rüssel Richtung Tür vor tastete.

„Herrlicher Trottel“, sagte Anastasia, die ihn die ganze Zeit beobachtet hatte.

„Was machst du eigentlich in Wien, Stasi?“ fragte ich.

„Ich spiele derzeit nicht“, sagte sie, „eine alte Rolle, ich kann sie im Schlaf. Ich bin arbeitslos. Sozialhilfe.“

Sie trank das Glas Tee, das sie bis jetzt nicht angerührt hatte, in einem Zug aus.

Ich fragte weiter: „Wo waren wir stehen geblieben?“

„Bei Kondomen“, sagte sie. „Die wir beide nicht mögen.“

„Ach so, beide?“ fragte ich. „Ich sagte, ich bin kein Kondomist. Aber ich verwende Kondome.“

„Na ja, das ist klar, in deinen Kreisen geht es gar nicht anders.“

„In welchen Kreisen, verdammt noch mal?“

„Tu nicht so, Matti. Ich weiß doch, dass du schwach wirst, wenn du so einen Mann siehst.“

„Wen?“

„Den mit der Orange. Ich habe doch gesehen, wie du den angestarrt hast.“

„Ich bin nicht schwul“, sagte ich.

„Es macht mir nichts aus“, gab sie zurück. „Meine besten Freunde sind schwul.“

„Wenn ich einen liebe, dann möchte ich ihm nah sein“, fuhr sie nach einer Gesprächspause fort, „wenn ich nur geil bin, dann kann ich ja masturbieren. Oder?“

„Du meinst also, wenn dein Partner Aids hat, dann soll er dich eben infizieren, es ist sein gutes Recht?“

„Ich weiß nicht, was ich meine“, gestand sie in einem ungerührten Ton.

„Möchten Sie noch etwas bestellen?“ fragte der Kellner dazwischen.

Er trug einen Smoking. Die Schauspielerin begann nervös zu lachen. Ich weiß nicht warum, vielleicht, weil er sie an etwas erinnerte. Zumindest lag in ihrem Blick etwas von Storch.

„Einen kleinen Braunen“, sagte ich. Er verbeugte sich und ging.

Sie fuhr fort: „Ich meine nur, man sollte sich nicht scheuen, dem, den man liebt, die Zunge hinein zu schieben. Wohin auch immer. Das ist alles, was ich meine. Und was meinst du?“

„Ja, dafür bin ich auch“, sagte ich. „Schieben. Gibst du mir eine Zigarette?“

Sie schaute mich prüfend an. Ich nahm die Packung, zog einen Glimmstengel heraus und zündete ihn an.

„Soll ich hingehen?“ fragte sie.

„Geh nach Hause und nimm ein heißes Bad“, sagte ich, „mein Vorschlag.“

Ich schaute auf die Tischplatte und überlegte, ob ich heimfahren sollte. Es war spät am Abend, ich wusste es, ohne auf die Uhr zu schauen. Aber obwohl ich es wusste, war die Versuchung, auf die Uhr zu schauen, groß.

„Ich habe keine übertriebenen Erwartungen“, fuhr sie fort, „wir treffen uns, reden eine Stunde in einem Lokal, und dann findet sich vielleicht ein Grund, nicht gemeinsam weg zu gehen. Es ist nur so, ich habe das Gefühl, wenn ich nicht hingehe, etwas zu verlieren, unwiderruflich zu verlieren. Nichts so Außergewöhnliches, ich halte mich nicht für so etwas Besonderes. Ich glaube nicht an die große Liebe. Aber das was wir haben, das wird absterben. Verstehst du?“

„Ja.“

„Kannst du mir einen Gefallen tun?“

Ich blickte hoch. Es war unangenehm, daneben zu sitzen, während sie kreiste. Immer wieder kreiste

und kreiste und kreiste wie das nur Frauen können. Vielleicht war ich doch schwul?

„Kannst du mitgehen?“

Ich lachte auf. „Wenn es sein muss. Aber an der Tür zur Schlafkammer ist Schluss.“

„Ich meine es ernst. Du könntest hingehen und ihm sagen, dass ich nicht komme. Dass ich mich getäuscht habe.“

„Inwiefern?“

„Wie bitte?“

„Inwiefern hast du dich getäuscht?“

„Sag ihm, dass er mit mir tun kann, was er will. Sag ihm, dass ich ihm ausgeliefert bin. Aber dass diese Geschichte ein Irrtum ist, und keiner kann das ändern.“

„Kenne ich ihn?“

„Wie bitte?“

„Kenne ich ihn? Ist er ein Bekannter von mir?“

„Er ist schon bekannt, aber ich glaube nicht, dass du ihn kennst.“

„Wie sieht er aus?“

„Sehr gut gekleidet.“

„Groß?“

„Ja.“

„Blond?“

„Nein, Idiot. Du wirst ihn erkennen, wenn du ihn siehst. Sag ihm, dass ich nicht komme, und wenn er fragt, warum nicht, dann sag ihm, weil ich ihm sonst ausgeliefert wäre.“

„Seltsame Frau“, bemerkte ich.

Sie wich meinem Blick aus. „Findest du?“

Sie zitterte, wie unter einer plötzlichen Gänsehaut.

„Wo habt ihr euch verabredet?“

„An der Gloriette.“

„Schönbrunn? Um die Zeit? Vergiss es. Der Park hat doch zu.“

„Die U4 fährt dich vor die Tür. Dann noch zehn Minuten durch den Park. Die Seiteneingänge sind auch nachts geöffnet. Du würdest doch gern etwas über einen Park schreiben. Einen Menschenpark. Du bist doch der Botho Strauss der nächsten Generation.“

„Aber nicht Schönbrunn. Das ist kein Park, das ist ein Mahnmal, und kein Menschenpark. Außerdem habe ich keinen Schirm und es regnet.“

„Schirme kann man klauen“, sagte sie.

„Ich habe keine Lust dazu.“

„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“

„Komisch.“

„Was ist komisch?“

„Ich habe wirklich Lust, hinzugehen. Weil ich so gar keine Lust darauf habe. Glaubst du, er ist noch da?“

„Ich weiß es“, meinte sie.

„Und ich sag: Servus, du, die ausgelieferte Frau kannst du vergessen. Sie kommt nicht, obwohl sie dir verfallen ist. Aber ich bin da. Aber ich will von dir auch nichts. Pfui, weg, du Unhold. - Nein, Unhold ist nicht gut. Ich bin ja schwul. Vielleicht sollte ich Schatz sagen.“

„Sag ihm, ich bäte ihn um Gnade.“

„Du meinst, um Verzeihung.“

„Versuch, mit ihm das Ganze ins Lächerliche zu ziehen.“

„Das wird mir nicht schwer fallen.“

„Sag ihm irgendwas. Improvisiere einfach. Du kannst das doch. Sag ihm: Eigentlich ein Wahnsinn, hier im Regen zu stehen, zwei Fremde.“

Es gibt keine Verbindungen zwischen den Menschen, nur idiotische Ähnlichkeiten. Und damit muss man sich eben abfinden, und servus, ich war der Matti.“

„Und idiotische Verschiedenheiten.“

„Oder so etwas.“

„Okay. Und wenn er dir etwas ausrichten lässt?“

„Das wird nicht gehen, weil ich nicht da sein werde.“

„Nicht da sein heißt?“

„Nicht erreichbar.“

„Das heißt, ich sehe dich nicht mehr?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich dich nicht mehr sehen will, wenn du erst einmal mit ihm gesprochen hast. Verstehst du das nicht?“

„Nein. Warum willst du mich nicht mehr sehen? Das macht doch keinen Sinn.“

„Warum? Darum. Ich könnte es nicht ertragen.“

„Das heißt, er wird mir von dir erzählen.“

„Das ist möglich.“

„Er wird mir sagen, wie lausig du im Bett bist und welche fiese Charakter du haben, ja?“

„Ich glaube nicht, dass er sagen wird, ich wäre lausig im Bett. Aber du kannst das nicht verstehen, Matti, was ich da drauf habe, im Bett. Versteh ich. Stell dir vor, ich wäre so einer wie Richard Gere.“

„Und?“

„Richard Gere im Bett. Das bin ich, Matti. Stell dir das so vor, und du wirst verstehen, was ich meine.“

„Angenommen, ich würde nicht hingehen, was wäre dann? Würdest du dann noch da sein, wenn ich zurück komme?“

„Dann könnten wir uns wieder sehen, nehme ich an. Ja, gut. Warum nicht? Wenn du gerade in der Stadt bist, gehen wir auf einen Kaffee.“

Ich ging auf die Toilette, um über all das nachzudenken. Auf der Mauer stand: „Suck cock“. Das half mir momentan nicht weiter. Ich wusch mir das Gesicht und feuchtete meine Haare an, um sie in eine Linie zu bringen. Ich grinste in den Spiegel. „Zwanzig Zwerge machen Handstand, zehn im Wandschrank, zehn am Sandstrand“, sagte ich ins Glas, dann ging ich pfeifend aus der gekachelten Halle.

Anastasia saß mit überschlagenen Beinen da, als ich zurück kam, und blätterte in einer Zeitschrift. Erwartungsvoll: „Also, machst du's?“

Ich setzte mich in und streckte die Beine aus. „Ich kann es nicht erwarten“, sagte ich, „dich nie wiederzusehen.“

Was war da plötzlich in mich gefahren? Ich merkte es selbst, dass mir etwas herausgeplatzt war, was ich so nicht meinte. Etwas Ernstes. Und auch Unangenehmes. Ein Rülpsen des Charakters, gewissermaßen. Anastasias Gesicht, bis jetzt scherzend, wurde ausdruckslos. Und dann stand sie einfach abrupt auf.

„Wo gehst du hin?“ fragte ich.

„Du bezahlst, oder?“

„Ja.“

„Danke.“

Sie stand schon am Garderobenständer und zog ihre Jacke über. Der Ober, der ihren Weggang beobachtet hatte, kam an den Tisch. „Sie möchten zahlen?“

Ich sah die Schauspielerin schemenhaft durch die beschlagene Scheibe über die Straße gehen, ganz langsam im Regen, schleichend die Hände in die Taschen geschoben.

„Tee“, sagte ich.

„Einen Schwarztee mit Zitrone“, präzisierte der Ober. „Zucker?“

„Ja“, sagte ich, durch die Frage von einer plötzlichen Lachlust erfüllt. Ich fand alles sehr komisch. Ihn, sie, und die ganze Situation.

„Einen großen Braunen und einen kleinen Braunen“, fuhr er fort. „Haben Sie den Löffel verwendet?“ fragte er weiter.

Ich grinste nur, weil ich ihn so amüsant fand. „Zum Umrühren“, sagte ich, „das stimmt. Anderweitig nicht.“

„Im Uhrzeigersinn oder gegen?“ lächelte er zurück, denn er verstand eine Verarsche, wenn sie ihm begegnete, und konnte mithalten.

„Im.“

„Zweimal Löffel im“, meinte er.

„Und einmal Sesselreiten“, fügte ich an.

„Ungezogen, mein Herr. Sehr ungezogen. Das macht 115 Schilling, bitte sehr.“

„120.“

„Danke. Ich habe Sie schon den ganzen Abend beobachtet“, fuhr der Ober dann mit einer großen Vertraulichkeit fort, „anfangs war Ihr Gesicht so fremd, ich hatte noch nie ein Gesicht wie Ihres

gesehen, aber jetzt halte ich es für ein schönes Gesicht.“

„Und Sie haben schöne Hände“, sagte ich zu dem Kellner. „Sagen Sie: Halten Sie mich für schwul?“

„Nein, keineswegs.“

„Nicht?“

„Ich würde nicht glauben, dass Sie schwul sind, aber wenn Sie es wären, dann wären Sie sehr attraktiv für Männer dieser Ausrichtung. Sehr attraktiv.“

„Sie finden, ich sehe schwul aus?“

Er nickte.

„Warum? Was ist das? Meine Ausstrahlung?“

„Sie sehen aus wie Freddie Mercury ohne die Klamotten, wenn ich ehrlich bin.“

„Und ohne Schnurrbart, oder?“

„Das ist ein kleines Detail.“

„Ich finde, ich sehe überhaupt nicht aus wie Freddie Mercury“, widersprach ich. „Ich meine, die Musik, die er macht, ist okay. Aber ich bin kein Fan.“

„Das wäre ja komisch, wenn Sie ein Fan von sich selbst wären, Herr Mercury“, sagte er und lächelte fein. Dann warf er einen Blick auf die Straße und bemerkte: „Ihre Freundin sitzt jeden Abend auf diesem Stuhl. Und sie geht immer als erste. Sie hat einen großen Bekanntenkreis. Wie Sie, nehme ich an.“

Ich sagte nichts dazu.

„Zahlen bitte!“ rief jemand, aber der Kellner ließ es sich nicht anmerken, dass es ihm galt. „Manchmal kommt es mir so vor“, fuhr er fort, „als hätte jeder nur eine Geschichte, und die erzählt er so lange, bis sie nicht mehr gefällt. Wenn sie ihre

Geschichte erzählt hat, geht sie immer, und die Herren zahlen.“

„Und was kommt dann?“ fragte ich.

„Je nachdem“, sagte er, „man kann sich auch selbst überholen.“

Er ging einige Tische weiter und zückte den Kassablock. Ich stand auf, zog einen Schirm aus dem Ständer, spannte ihn auf, schlug den Jackenkragen hoch und trat ins Freie. Der Regen hatte etwas nachgelassen, es war Nacht und ein kalter Wind strich um die Gebäudeblöcke. Ich schaute durch das Fenster ins Café und bemerkte den Kellner, der jetzt an der Mauer hinter der Kassa lehnte und sich leicht, mit einem feinsinnigen Lächeln, verbeugte. War er schwul?

Ich stieg zur U-Bahn hinab, marschierte zum langen Bahnsteig der U4 und wartete, langsam auf und ab gehend, als wollte ich mit meinen Schritten eine Gefängniszelle ausmessen. Jemand piffte eine Melodie von Bach und ich war durch dieses hohle Pfeifen plötzlich an mich selbst erinnert, manchmal, beim Spazieren. So piffte eigentlich ich immer. Wer war es nun, der hier meine Rolle spielte? Ich schaute mich um. Ein Mann in einem Staubmantel kam munter eine Treppe herab gelaufen, piffte, und schritt am Bahnsteig aus. Versuchsweise piffte ich, da es sich um eine Fuge handelte, die gleiche Melodie zeitversetzt, kontrapunktierte spontan mit ihm, und klopfte mit der Schirmspitze Takt. Der Mann ging die ganze Länge der Station durch und verschwand dann in der Tür zur Karlsplatzpassage. Ich piffte und klopfte weiter, im

Rauschen des einfahrenden Zugs Richtung Heiligenstadt, als mir auffiel, dass jemand mit mir piff, eine Terz höher. Ich schaute mich unter den Wartenden, die zum Großteil betreten weg sahen, um, da drehte sich eine magere Frau im Eingang des U-Bahn-Wagens um, asiatischen Ursprungs, Geigenkasten, dick ver mummt, mit einem drolligen, pfeifenden Gesicht. Sie zwinkerte mir zu und piff, das sah drollig aus.

„Zug fährt.“

Die Türen knallten zu, die Frau hob die Hand und glitt im Zug aus der Station. Ich war dem anfahrenden Zug einige Schritte nachgegangen, winkte, indem ich die Faust öffnete und schloss, um sie zu verabschieden. Auch das wäre ein Rendezvous gewesen. Sie piffen ihr Leben lang gemeinsam, wäre dann auf dem Grabstein zu lesen gewesen. Und zuletzt aus dem letzten Loch. Ich fühlte mich gut, da ich eine Verabredung hatte, wollte sie jedoch ein bisschen hinaus zögern, spielte mit dem Gedanken, weiter zu pfeifen und dabei einen Zug zu versäumen. Als er dann aber doch überraschend schnell ein fuhr, ließ ich die Tür unternehmerisch aufschnappen und schwang spielerisch um die Haltestange, hatte gar keine Lust, mich hinzusetzen. Der Wagen war zufällig leer, und in den nachfolgenden Stationen gab es nur vereinzelt welche, die ausstiegen, niemanden, der wartete, um Richtung Hütteldorf mitgenommen zu werden. Nach der verschnörkelten U-Bahn-Station „Schönbrunn“ mit dem obligaten Zeitungsverkäufer betrachtete ich den Schatten des gestohlenen Regenschirms auf dem Pflaster und den Betonkanal mit dem schäumenden

Wasser des Wienflusses. Das Schloss stand lang gezogen, orange angestrahlt und leer neben der Verkehrsstraße, auf der nur ganz manchmal Wagen durch kamen. Parallel dazu der Lichtwurm des Zugs, kriechend in lautlose Ferne.

Wie ging es weiter? Natürlich war hier alles von Menschen verlassen. Nachts wird der Menschenpark wieder zum Park, dachte ich. Ich kletterte über das schwarz lackierte schmiedeiserne Tor des Seiteneingangs, das im Blickschatten einer Gaststätte lag und tauchte im Bereich des Irrgartens in eine der schrägen Sternbahnen ein, die an den Dunghügeln vorbei führten. Nun wurde die Sicht auf die Gloriette frei, wenn auch verschwommen. Der Regen trommelte auf das Schirmdach, und es herrschte gerade genug Wind, um meine Schuhe und den Unterteil der Hosenröhren zu nassen. Dann kam die schiefe Ebene, die ganz zuletzt recht steil und schnurgerade auf die Spitze des Hügels führte, ein knirschender Kiesweg. Wenn man hier oben war, sah man zurück auf das lange, prächtige Schloss. Der Stein der Gloriette selbst war angestrahlt, das Licht orange, und das Nass, von Simsen triefend, erzeugte ein lautes, Schrittgeräusche und Atemzüge überdeckendes Pritscheln und Rauschen. Eine Ebene tiefer schäumte der Teich im Steinbecken. Ich ging die ganze Fläche da oben ab, stellte mich dann auf ein überdachtes Podest, spannte den Schirm ab und wartete. Dass ich niemanden hier vorgefunden hatte, überraschte mich nicht wirklich. Stattdessen stellte ich mir die Schauspielerin vor, die in eine Toga eingehüllt

über den Rasen schreiten würde, barfuß, in einer einstudierten Rolle. Ich hätte ihr zugetraut, dass sie mich hier mit großem Pomp erwartete. Einfach zu ihr zu fahren und mit ihr ins Bett zu kuscheln war ihr sicherlich zu einfach. Sie musste ihren Auftritt haben, immer und überall. Ich fröstelte, es war kalt, und ich wusste nicht, ob sie kommen würde. Dann die Vorstellung eines Transistorradios, das irgendwo zwischen den Mauern zu spielen beginnen würde, und sie, zurück gelehnt und in der Rolle eines geilen Zombies, beispielsweise, tanzte. Ich sah auf die Uhr. Kurz nach halb zwölf. Zwischen den blendenden Scheinwerfern sah man die Stadt, lichtflirrend, von Nebelschleiern verwaschen unter den tief hängenden Wolken, die das Licht aufsaugten, zerstreuten, illuminiert wurden. Jetzt hieß es warten. Ich überlegte mir, was jetzt kommen würde. Ich begann das Minutenspiel, das heißt, auf dem Sims von einem Ende des Bauwerks zum anderen so langsam zu gehen, dass jede Wegstrecke eine Minute lang war, pendelte fünf Mal hin und her und prüfte, ob zehn Minuten vergangen waren. Um halb eins war sie nicht gekommen, ich hatte meine Fehlerrate schon auf zwanzig Sekunden pro zehn Minuten reduziert. Meine Nervosität hatte sich unter der Konzentration verloren, es war mir in der Jacke warm, und ich balancierte mit halb ausgebreiteten Armen wie ein Seiltänzer oder Metronom am Sims auf und ab. Um zehn vor zwei wie um halb vier war meine Messung perfekt, ich setzte den Fuß und sah dabei auf die Uhr, auf der der Sekundenzeiger exakt die volle Minute überstrich.

Nachdem es das zweite Mal passiert war, dass ich diese hohe Stufe der Präzision erreichte, gab ich mich zufrieden, sprang vom Sims und schaute mich um. Der Regen hatte aufgehört, der Wind zugenommen, schüttelte die Hecken, erzeugte an den Mauerkanten ein Sprühen.

„Tja“, sagte ich laut. Nachdem ich mehrere Male ziellos über den steinernen Vorplatz gegangen war, stand ich reglos an einer Stelle und starrte auf die Stadt hinaus. Zwischendurch schloss ich die Augen und spürte ein unwillkürliches Wanken. Irgendwann ging zwischen den Bäumen das Licht eines Glaspavillons an. Ich sah auf die Uhr. Kurz nach vier. Der schimmernde Quader mit den großen Fenstern machte mir bewusst, wie müde und verfroren ich war. Ich begann wieder methodisch auf und ab zu gehen, diesmal auf dem Platz selbst, aber der Trick funktionierte nicht, schon weil die Idealzeit des Gehens zwischen ein und zwei Minuten liegen musste, und ich wollte auch nicht mehr länger warten. Ich hatte erst dreieinhalb Pendelbewegungen hinter mir, als ich unweit von mir das Kratzen von Schritten auf dem Kies hörte. Ein Nachtwächter, dachte ich, und blieb pochenden Herzens stehen.

Es war eine junge Frau in Parka und Jeans, das wollige Haar unter einer Rastamütze hoch gesteckt. Sie blieb im Abstand von zehn Metern stehen. „Ich soll Ihnen sagen, sie kommt nicht“, rief sie.

Es war etwas in ihrer Stimme, das mich antworten ließ: „Wenn Sie glauben, einen Aids-Kranken vor sich zu haben, ich habe einen Aids-Test machen

lassen und er war negativ“, rief ich spöttisch zurück.

„Ich soll Ihnen nur sagen, dass sie nicht kommen kann“, erwiderte sie, „außerdem heißt das gar nichts, so ein Test kann immer noch positiv werden.“

„Stimmt auch wieder“, sagte ich.

„Außerdem“, sagte sie, während sie näher kam, „die Frau, die ich getroffen habe, sagt, ich soll Ihnen sagen, sie kommt nicht, weil sie krank ist. Und weil sie glaubt, dass Sie sich noch nicht angesteckt haben. Wenn Sie es noch tun sollten, dann nicht bei ihr. Das ist ihr Geschenk an Sie, wenn sie das verstehen.“

Ich musterte sie, um zu sehen, ob sie Spaß machte. Aber ich war zu übernünftig, zu aufgekratzt und zugleich zu müde, um mir in meinem Urteil sicher zu sein.

„Die Frau, von der Sie reden“, fragte ich, „das ist so eine mit dunklen Haaren und etwas Henna drin?“

„Ja. Anastasia Meier. Die Schauspielerin.“

„Und die ist krank?“

Sie nickte. „Sie sagt, sie hat immer die große Verführerin gespielt, weil sie ihren Körper geliebt hat. Aber das ist jetzt zu Ende. Jetzt verlegt sie sich auf die Worte. Und sie sagt, die Verführung mit Worten ist beinahe ebenso erregend. Hat sie ja Recht, oder?“

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte, und starrte die junge Dame einfach an.

„Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt“, fuhr die Frau mit der Rastamütze fort, die mich ebenfalls

betrachtet hatte. „Besser aussehend. Ich habe mir wer weiß was vorgestellt.“

„Ich glaube, Sie verwechseln mich. Den, den Sie hier treffen sollten, war der andere“, winkte ich ab.

„Der, dem sie ausgeliefert ist. Sagt sie zumindest. Vielleicht war das auch nur eine Rolle. Sie meint den Latin Lover der Bühne. Na gut. Ich kenne sie nur flüchtig. Und ich habe kein AIDS. Ich bin maximal HIV-positiv. Wenn es hoch kommt. Und das kann man auch positiv sehen.“

„Sie hat mir einen Schlüssel gegeben für das Kaffeehaus dort unten, das ihrem Freund gehört. Es hat nur um die Mittagszeit offen, sie hat mir den Schlüssel gegeben, ich jobbe da. Ich gehe selbst auf die Akademie. Ich möchte Schauspielerin werden. Es sind Vorräte da. Ich habe die Heizung eingeschaltet. Wenn Sie mir helfen, mache ich uns ein Frühstück. Bis sieben stört uns niemand.“ Als ich zögerte, fügte sie an: „Ich brauche selbst einen Kaffee, ich bin ganz verkatert. Es ist gestern spät geworden.“

„Warum siezen wir uns?“ fragte ich, „Du bist maximal 23 und ich bin 30. Das ist kein Alter.“

„Ich bin die Cara.“

„Steht für ... Caro oder Carli oder?“

„Einfach Cara.“

„Okay. Entschuldige. Ich bin der Matti.“

Wir stiegen nebeneinander die Schräge des Wegs tiefer. Die Schwerkraft zog uns nach vor, wir stemmten uns mit den Beinen dagegen. Cara rutschte, und da sie zur Balancehaltung die Arme gehoben hatte, packte ich, als sie auszugleiten drohte, die Hand, die mir am nächsten war. Sie fing sich, schloss die Finger fest um meine.

Anstatt stehen zu bleiben, ließ sie sich aber nach vorne fallen, und wir liefen und hetzten gemeinsam mit donnernden Schritten immer schneller den Kiesweg hinunter.

Das Café war zehn Minuten vom Schloss entfernt und recht gemütlich. Cara brühte den Kaffee auf und deckte den Tisch, während ich auf einer Holzbank saß, den Kopf an die Holzwand gelehnt, mit geschlossenen Augen, und plötzlich weg war. Es gab einen Knall auf den Hinterkopf, und dann war ich wieder wach. Sekundenschlaf. Gott sei Dank nicht auf der Autobahn.

„Die Nacht durchgemacht?“ fragte sie, und hielt mir ein Glas frisch gepressten Orangensaft hin.

„Ja. Ich habe das Minutenspiel gespielt. Man geht so lange hin und her, bis die Zeit herum ist. Kennst du das?“

„Nein, ich spiele was ganz anderes“, sagte sie eifrig, „wenn ich warten muss, mache ich die Augen zu und gehe über Steine und darf dabei auf keine Fugen treten. Die Fugen geben immer einen Abzug, und wenn ich auf den Steinen bleibe, dann mache ich Pluspunkte. Wenn man einen Schritt auf den Stein tut, kriegt man einen Punkt, wenn man zwei Schritte geht und bleibt auf dem Stein, dann zwei, und wenn man drei Schritte geht und ist auf einem Stein geblieben, dann drei und so weiter. Verstehst du?“ Sie hatte sich richtig in Fieber geredet und hatte ganz rote Backen davon bekommen.

„Sonnenklar“, sagte ich und lächelte.

Jetzt war der Tisch gedeckt, und ich saß dort wie ein Hündchen, das gefüttert wird. Der Kaffee war gut, und ich lobte ihn.

„Sag mal“, sagte Cara, während sie mich aufmerksam betrachtete, „hat dir schon einmal jemand gesagt, dass du aussiehst wie der Freddie Mercury?“

„Findest du?“

„Ja. Fehlt nur noch der Schnurrbart.“

Ich schaute hinaus durch das Fenster und merkte, dass der heutige Tag gut werden würde. In dem Augenblick, als die Sonne die Straße aufhellte, wurde es auch warm in mir. So einfach ist das.

„Hältst du mich für schwul?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Wie kommst du darauf?“

„Weil Freddie Mercury die Ikone der Schwulenszene ist“, meinte ich.

„Blödsinn. Was hat das damit zu tun? Ich mag einfach seine Musik.“

„Das ist gut.“

„Und was machst du so, Matti?“

„Ich schreibe. Ich bin Schriftsteller. Ich bin Stadtschreiber von Linz derzeit.“

„Super.“ Ehrliche Anerkennung in ihren Augen. Jetzt, wo Cara keine Rastamütze mehr auf hatte, war sie eine kleine süße Blonde mit langen Beinen. Ihre Zähne waren ein bisschen schief, so in der Art von George Harrison.

„Ich schreibe auch für Zeitungen und so“, fügte ich hinzu.

„Von irgendwas muss man leben“, meinte sie.

„Und du jobbst hier und gehst auf die Schule, und was noch?“

„Mein Freund ist beim Fernsehen“, sagte sie, „und ich versuche, überall ein bisschen hinein zu schnuppern. Ich war schon Produktionsassistentin und Gofer und Boy und so weiter.

„Was ist ein Gofer?“

„Ein Laufbursche. Go for this, go for that. Gofer.“

„Und ein Boy?“

„Das ist eine Art Gofer.“

„Und was ist mehr wert?“

„Der Gofer. Ich war schon drei mal Gofer.“

„Und dein Freund, was macht der beim Fernsehen?“

„Er ist Produktionsleiter im Bereich Talkshow. Er hat den Club Politik erfunden.“

„Ah ja. Wie als ist der?“

„Was hat das damit zu tun?“

„Nur so gefragt.“ Ich spürte, dass ich hier auf Granit biss. Ich wusste nicht wo und wie, aber da war Granit. „Na ja“, sagte ich dann und stellte die Tasse ab. „Ich muss dann mal weiter.“

Jetzt animierte sich das Gesicht Caras und sie sagte: „Weißt du eigentlich, dass sie einen neuen Moderator suchen?“

„Ja und?“

„Wir sind mitten im Casting. Jeder darf sich bewerben. Du wärst ein Super-Kandidat. Du hast die Ausstrahlung. Und du siehst aus wie Freddie Mercury.“

„Und?“

„Die Show heißt: „Liebe in Zeiten von Aids“. Es geht um Liebe und wie sich die Menschen lieben in dieser Zeit der Angst und Verunsicherung. Liebe geht immer, sagt der Egon, und Liebe in Zeiten von Aids, das ist *Die Liebe in den Zeiten der*

Cholera von Garcia Marquez, sehr aktuell. Und dann ist es zeitgemäß auch, hat einen Hauch von Zeitgeist.“

„Ja, das ist schon gut. Aber ich habe überhaupt keine Erfahrung in so was“, gab ich zu bedenken.

„Es ist ja kein Freddie Mercury Look-a-like Wettbewerb. Was wir suchen, ist ein Journalist, verstehst du. Und alles andere gibt sich. Er muss eine Ausstrahlung haben, aber die hast du auch. Und der Rest ist Übung. Jeder hat einmal am Boden angefangen und sich dann im Laufe der Zeit hoch gehangelt“, behauptete Cara.

Zwei Stunden später – es war ein hektischer Montagmorgen, und wir brauchten über eine halbe Stunde, um auf den Königlberg zu kommen – wurde ich in das Büro des Produktionsleiters Talkshow, Herrn Dr. Egon Beinrieder, vorgelassen. Egon war ein grauhaariger Glatzkopf mit Bauch und einem breiten Grinsen, aber eigentlich noch gar nicht so alt. „Schön, dass Sie hereinschneien, Herr Mayr“, sagte er, „in unsere bescheidene Hütte. Die Cara hat mir schon ein bisschen von Ihnen erzählt, und sie hat Recht: Sie schauen aus wie Freddie Mercury.“

Ich nickte und schaute mich in seinem Büro um. Es waren jede Menge goldene Schallplatten da von Leuten, die ich nicht kannte und die er vielleicht produziert hatte. Von seiner Fernsehätigkeit sah ich keine Auszeichnungen. Vielleicht war Herr Dr. Beinrieder neu in seinem Job. „Die Cara sagt, Sie können reden. Aber ich merke jetzt gar nichts davon“, meinte er kritisch, und sein Lächeln erstarb, als hätte er einen unangenehmen Geschmack im Mund.

„Es gibt Phasen des Schweigens auch bei mir, das gebe ich gerne zu, Herr Dr. Beinrieder.“

„Sagen Sie einfach Herr Rat“, bat er mich. Ich merkte, dass er keine Ahnung hatte, warum ich hier war.

„Herr Rat. Nun, ich bin da, weil ich denke, es fehlt im Talkshow-Bereich ein bisschen an neuen Ideen“, improvisierte ich. „Dinge wie der Musikantenstadl, Sie verstehen, was ich meine ...“

„Ja, schrecklich“, sagte er, „aber die Leute wollen das.“

„Die Leute wollen vor allem Liebe. Liebe, aber in einem zeitgenössischen Gewand. Sie wollen sich wiedererkennen, in ihren Hoffnungen, ihren Sehnsüchten – aber auch in ihren Ängsten.“

„Liebe ist gut“, meinte er. Er hatte wirklich keine Ahnung mehr von dem Projekt „Liebe in Zeiten von Aids“. Vielleicht war all das nur Caras Idee gewesen, und er hatte sie längst gelöscht?

„Und diese Liebe, diese tastende, sehnsüchtige, in unseren Gefühlen wühlende Liebe“, fuhr ich fort, „die kriegen sie in diese neuen Sendung im Talkshow-Format vorgesetzt in einer Art und Weise, die sie bestätigt, die sie unterhält und die sie erfreut.“

„Ja, ja“, sagte er und legte bedächtig seine Fingerspitzen aufeinander. „Liebe ist gut“, sagte er. „Ich glaube, das kann ich verkaufen.“

„Liebe in Zeiten von Aids“, fuhr ich fort. „Aids ist der Schrecken unserer Tage, Aids droht den Krebs als jene Krankheit abzulösen, die für den Tod an sich steht. Doch der Tod, was ist er ohne die Liebe? Liebe und Tod, das sind die ältesten und die wichtigsten Motive des Lebens und auch in der

Kultur. Und wir präsentieren den Tod in Form dieser Krankheit, und die Liebe in allen Spielformen, die es heute gibt.“

„Ja, Liebe ...“ sagte er und zog dann einen Notizblock heran und schrieb darauf: „Liebe.“ Nach einer Nachdenkpause fügte er noch die Notiz hinzu: „Gut!“

„Ich stelle mir ein Podium vor. Der Moderator strahlt etwas Mondänes aus, etwas Lebenslustiges und etwas Modisches. Er ist groß, eher groß, und schlank und sieht vielleicht so ähnlich aus wie Freddie Mercury, Schwarm der Mädchen, Ikone der Schwulenszene“, fuhr ich fort, „er hat Gäste geladen. Senta Berger. Helmut Berger. Verstehen Sie? Immer ein Berger von einer Richtung. Senta Berger berichtet über ihre Aids Erkrankung, und Helmut Berger über die Aids-Erkrankung seines lieben Freundes, der gerade gestorben ist. Und ich nicke und frage nach: Wie fühlt sich das an? Was fühlen Sie gerade jetzt, Herr Berger? Frau Berger?“

„Senta Berger hat doch kein Aids“, sagte er. „Ich finde das eher übel, wenn wir solche Gerüchte in die Welt setzen. Oder?“

„Es geht hier nicht um Senta Berger“, sagte ich, „es könnte genauso gut Sabine Berger sein.“

„Wer ist Sabine Berger?“

„Oder Hannelore Berger, Herr Rat. Suchen Sie sich aus, wen Sie wollen.“

„Ist die das von Wetten Dass?“ fragte er zweifelnd.

„Sie meinen von Robert Lembke, diese Sendung, wie hieß die: Was bin ich?“

„Nein, die bei Wetten Dass auf Sektgläsern Flöte gespielt hat“, verbesserte er vorwurfsvoll.

„Genau die“, meinte ich.

„Das ist gut. Jetzt sind wir im selben Boot. Die wäre eine gute Gesprächspartnerin. Ja, Sie haben gute Ideen“, äußerte er. „Ich sehe Freddie Mercury – man darf das natürlich nicht sagen, schon aus Markenschutzgründen - aber ich glaube, einen Schnurrbart müssen Sie sich dafür zulegen, schon wegen der Schwulenszene. Wir wollen ja, dass die unsere Sendungen sehen, ohne es ausdrücklich zu sagen. Dann sehe ich Frau Berger. Nicht Senta Berger. Wissen Sie, die ist jetzt zu teuer für so eine Pilotsendung. Aber Helmut Berger? Haben Sie da Beziehungen?“

„Sie meinen, weil ich schwul aussehe, Herr Rat?“

„Ja.“

„Leider nein.“

„Schade. Helmut Berger ist immer für einen Skandal gut. Oder irgendeinen Popstar, der Drogen genommen hat. Das sind die besten Interviews.“

„Finde ich auch“, stimmte ich zu.

„Großartig.“

Dr. Beinrieder wirkte sehr zufrieden. Er schrieb „Berger!“ in Großbuchstaben auf seinen Notizblock. Dann verdüsterte sich seine Miene wieder: „All das ist natürlich unter Vorbehalt“, meinte er dann. „Wir haben einen Beirat, und in dem sitzt Ihre Eminenz der Kardinal von Wien höchstpersönlich. Ein bezaubernder Mann. Er ist sehr für die Kultur.“

„Uh“, sagte ich.

„Ja. Dem dürfen Sie nichts über Ihre sexuelle Orientierung sagen, Herr Mayr.“

„Mit der ist es gar nicht so schlimm, Herr Rat. Könnte auch ganz anders sein.“

„Und Oberlandesgerichtsratspräsident Herr Dr. Hegebaum.“

„Ja?“

„Er klärt alle rechtlichen Fragen ab. Sie werden mit ihm sprechen müssen. Tun Sie das. Er ist ein äußerst liebenswürdiger Mensch. Unnachsichtig und genau, fast pingelig. Aber mit Herz. Er hat sich viele Gedanken über das Thema Liebe gemacht. Es sind ganze Folianten, die der zusammen phantasiert. Ich fürchte, wenn es mit Ihnen klappt, werden Sie sich da durcharbeiten müssen. Sonst beißen Sie bei dem auf Granit. Nein, Stahl.“

„Gern.“

„Stahl, verstehen Sie? Da ist Mangan drin.“

„Durchaus.“

„Eisen und Mangan, das ist der Oberlandesgerichtsratspräsident.“

„Unglaublich“, meinte ich.

„Ja. Und der ganze Beirat. Der Beirat, das ist gewissermaßen das Entscheidungsgremium, Herr Mayr. Als Nächstes aber müssen Sie zum Produzenten der Show, Herrn Hofrat Dr. von Alversleben. Er stammt aus einer alten Familie.“

„Und ...?“

„Na ja. Sie wissen schon. Es ist alles nicht so leicht. Aber wir schaffen das. Wir streiten für die Liebe. In diesem Sinne, willkommen im Team, Herr Mayr. Es wird eine großartige Zukunft, die da auf Sie wartet. Für die Liebe! Und für Aids! Das möge unser Schlachtruf sein. Also, in diesem Sinne. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind, und

wir sehen uns dann nach den Testaufnahmen wieder.“

Diese Aufnahmen verliefen dann nicht so gut. Ich musste in einem kleinen Studio vor einer riesigen Fernsehkamera Aufstellung nehmen und immer wieder „Willkommen bei Liebe in den Zeiten von Aids. Mein Name ist Matti Mayr und ich bin heute Ihr Gastgeber“, sagen. Oder eben nicht. Wenn ich diese beiden Sätze auf sagte, hörte ich nämlich über eine Stimme: „Etwas mehr lächeln. Und es heißt: Hallo und Willkommen.“

„Hallo und willkommen bei Liebe in den Zeiten von Aids ...“

Dann war da eine große Stille.

„Ist was?“ fragte ich.

„Etwas weniger.“

„Etwas weniger wovon?“

„Die Menschen draußen möchten sich ernst genommen fühlen.“

„Tun sie das nicht?“

„Nicht, wenn Sie sich über sie mokieren.“

„Ich mokiere mich nicht.“

„Bitte weiter.“

„Hallo und willkommen bei Liebe in den Zeiten von Aids. Mein Name ist Matti Mayr und ich bin heute Ihr Gastgeber.“

Stille.

„War das okay so?“

Stille. Dann: „Warum sagen Sie Matti Mayr?“

„Ich heiße so.“

Stille. Dann: „Ich habe hier den Namen Freddie Merkheimer.“

Als ich von Cara in der Kantine abgeholt wurde, war es schon gegen 18 Uhr und eine Reinigungshilfe machte mit ihrem Besen um mich herum Runden, wischte dann wieder den Tisch ab, auf dem ich mich mit dem Ellenbogen abstützte, um meinen Kopf darauf ruhen zu lassen und weckte mich dadurch wieder auf. Ich war müde wie seit Jahren nicht mehr, fühlte mich aber gleich besser, als ich Caras Lächeln sah. „Sie sind mit dir zufrieden. Ich glaube, du kriegst den Job“, sagte sie und warf dann beide Arme in die Höhe und zeigte mit ihren Fingern ein V.

„Ich habe ganz vergessen, mich bei dir zu bedanken, Cara, du hast mir die ganzen Tipps gegeben über Liebe und Aids und so weiter. Dein Freund wusste von allem nichts. Er hat dauernd auf seinen Notizblock geschrieben: Liebe ist gut!“

„Und er hat ja Recht, oder?“ Sie feixte.

„Ich kann gar nicht glauben, dass du mit so einem Trottel zusammen bist“, sagte ich.

Sie schaute auf die Tischplatte und betrachtete dabei ihren Fingernagel, der einen Schmutzfleck weg kratzte. „Und was machst du jetzt?“ fragte sie, „fährst du heim?“

„Ich glaube, ich bin zu müde, um nach Linz zu fahren. Ich habe heute schon fünf Tassen Kaffee intus, aber wenn die Wirkung nachlässt, krache ich zusammen.“

„Du kannst bei mir schlafen, wenn du willst.“

„Echt?“

„Warum nicht?“

„Und dein Freund?“

„Wir wohnen nicht zusammen. Ich wohne in einer WG. Ich habe eine Couch“, sagt sie. „Das heißt,

wenn ich dir mein Bett überlasse, dann ist das eigentlich eine Couch. Und ich schlafe dann auf der Couch.“

„Ist das eine zweite Couch?“

„Nein.“

„Wow. Wir übernachteten heute gemeinsam auf der Couch?“

„Nein. Du schläfst auf meiner Couch und ich schlafe bei meinem Freund.“

„Schade.“

„It is, isn't it?“ sagte sie und zog ihr Näschen kraus.

Die Sache lief dann so ab: Wir fuhren zu ihr, und ich legte mich eine halbe Stunde hin. Aber es war dort so laut – immerzu gingen Leute und kamen und machten Musik oder redeten laut oder es drang wieder Zigarettenrauch ins Zimmer, was ich überhaupt nicht leiden kann – dass ich schließlich hinaus in den Gemeinschaftsraum ging, wo Cara über einem Buch saß und sagte zu ihr: „Ich dachte, du bist bei deinem Freund?“

„Ich muss doch unseren großen Star betreuen“, sagte sie. Man hatte nicht den Eindruck, sie zu stören. Ihr Gesichtsausdruck war warm, und als sie jetzt „Star“ gesagt hatte, schien sie das selbst zu stimulieren, denn sie hob plötzlich den Arm und rief: „Ich sehe es schon in Leuchtschrift prangen: Heute Abend! MATTI MAYR!“ Sie machte eine Handbewegung, als würde sie etwas Wunderbares präsentieren und lächelte dazu so süß, dass ich sie zum Anbeißen fand. Ich hätte unwillkürlich die Hand nach ihr ausstrecken wollen.

„Die Sendung müsste so heißen wie ich“, schlug ich vor, „dann können wir jederzeit das Thema wechseln. Scheidung in Zeiten von Aids wäre ein guter Nachfolger. Und dann: Single in Zeiten von Aids.“

„Bloß nicht“, meinte sie. „Aber das Matti würde mich schon reizen. Wofür steht eigentlich Matti?“

„Einfach Matti. So wie Cara.“

„Aber Matti heißt nichts. Cara heißt die Geliebte.“

„Also hast du klassische Bildung.“

„Ich hatte eine Eins in Latein. Ich hatte überhaupt nur Einsen. So ist das, wenn man strebt.“

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass du einmal auf dem Gymnasium warst.“

„Was soll das heißen? Dass ich blöd bin?“

„Nein. Sicherlich sehr klug. Aber du gehörst eigentlich eher in die Natur. Du bist der Typ, der sich suhlt, oder?“

„Suhlt?“

„Na, im Biotop. Der Typ, der da im Freien steht, die Arme hochreckt und brüllt: Uah!“

„Was denkst du eigentlich von mir?“

„Naturkind, denke ich. Oder?“

„Weil ich keine schönen Klamotten an habe?“

„Nein, weil du so süß bist.“

„Mach mich nicht an, ich habe einen Freund.“

„Ich mache dich nicht an.“

„Außerdem bist du schwul.“

„Das stimmt.“ Ich beugte mich vor und küsste sie auf den Mund. Kurz und sanft, und löste mich gleich wieder.

„Du ... Schwein“, sagte sie zögernd. Sie lächelte noch, aber sie war etwas rot geworden.

„Ich bin übernächtigt, meine Liebe. Nimm es nicht so schwer. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, dass jemand, der die ganze Nacht durchgemacht hat, 1,0 Promille Alkohol im Blut hat. Zumindest das Äquivalent davon.“

„Du bist also nicht schwul?“

„Vielleicht bin ich so raffiniert, dass ich kein Mittel scheue, jedem immer gleich das Gegenteil beweisen zu wollen.“

„Aber das war jetzt eine Schweinerei, dass du mich geküsst hast, das musst du zugeben. Du weißt doch, dass ich einen Freund habe.“

„Ja, den kenne ich.“

„Und was machst du jetzt, wenn ich auf den Geschmack komme?“

„Dann ziehe ich dich als Nächstes aus.“

„Na gut.“

Sie stand auf und ging in den Küchenteil, um ein paar Scheiben Brot abzuschneiden. „Bist du hungrig?“ fragte sie.

„Sehr.“

„Dann mach den Kühlschrank auf und hol dir heraus, was du brauchst, wir gehen heute noch aus.“

Wir trafen Anastasia im Café Museum. Sie war heute ganz anders gekleidet als am Vortag, trug einen kurzen Rock und ein weißes Hemd und Schmuck und war geschminkt wie eine höhere Tochter. Sie zögerte, als sie uns gemeinsam auf ihren Tisch zukommen sah, blieb dann aber sitzen und legte ihr Magazin, in dem sie gerade blätterte, auch nicht wegen uns weg.

Cara ging auf sie zu und küsste sie auf die Wange. Ein mattes Lächeln Anastasias für mich, während sie ihre Zeitschrift studierte.

„Guten Abend, Stasi“, sagte ich, „wie hast du gestern geschlafen?“

Mit einer resignierten Miene legte sie das Blatt weg. „Warum?“

„Ich war die ganze Nacht wach“, meinte ich.

„Und was hat das mit mir zu tun?“

„Gar nichts.“

Cara hatte sich neben sie gesetzt. So sah ich die beiden Frauen nebeneinander. Anastasias Kopf war fast doppelt so groß, schon wegen der Haare.

„Der Matti hat heute einen Treffer gelandet“, erzählte Cara, „stell dir vor, er wird die neue Talkshow moderieren, von der ich dir erzählt habe.“

„Ja?“ Jetzt sah mich Anastasia doch etwas neugierig an. „Was für eine Talkshow ist das?“

„Du weißt schon, die Liebe. Es geht um die Liebe heute. Du wärst doch auch ein guter Gast, hast du Lust? Die Schauspielerin Anastasia Meier und der Gastgeber Matti Mayr. Reimt sich übrigens“, meinte Cara.

„Das ist ein Affenreim“, widersprach ich. „Kennst du Affenreime? So wie: Cara und Clara.“

„Entzückend“, meinte Anastasia, und nahm wieder das Magazin in die Hand. Kein Mensch konnte glauben, dass sie darin las, also blätterte sie einfach.

„Oder wie Anastasia und Asia Spa“, fuhr ich fort.

„Oder Ananas“, meinte Cara.

„Ananas im Asia Spa ist fast schon Ana-stasia!“ deklamierte ich.

„Du Dichter, du!“ rief Cara begeistert aus.

„Cara-Cara Carerra! Formel-1-Äfflein, du!“ rief ich, ebenso begeistert.

„Matti-Vati du!“

„Du auch Mutti-Cutti! Und wie!“

Wir lachten.

„Seid ihr fertig?“

Anastasia, deren Augen zwischen uns hin und her gewandert waren, wirkte verärgert.

„Was ist jetzt los?“ fragte ich.

„Ich möchte nur wissen, ob du mich in deiner Show haben willst.“

„Klar“, sagte ich.

„Echt?“ Sie wirkte erfreut.

„Du bist mein erster Gast.“

„Echt? Das glaube ich nicht. Verarschen kann ich mich selber.“

„Nein, klar. Warum nicht? Du bist doch bekannt und du hast sicherlich über die Liebe sehr viel zu erzählen. Die Liebe in unseren Zeiten. Es ist eine Wildwestepoche, eine Zeit der Grausamkeit, der Entfremdung, des Computers.“

„Das ist wirklich lieb von dir. Aber das würde der Egon nie zulassen“, sagte Anastasia, als würde sie darüber ernsthaft nachdenken.

„Liebe in Zeiten von Aids heißt die Sendung“, bemerkte Cara leise.

Anastasia fuhr herum wie von der Tarantel gestochen. „Was ist das jetzt schon wieder für eine Scheiße!“

„Nein, wirklich. Soll witzig sein“, meinte Cara kleinlaut.

„Witzig?!“

„Schau“, wandte ich mich an die Schauspielerin, „man kann das Ganze auch HIV-positiv sehen.“
„Was ist daran positiv? Ich glaube, ich höre nicht recht.“

„Denke einfach einmal an die Atombomben, Stasi“, sagte ich, ernster. „Wir sind doch damit aufgewachsen, mit dieser Angst. Mit dieser lähmenden furchtbaren Angst, dass wir eines Tages beim Picknick im Freien die Wolldecke über uns ziehen müssen, weil gerade ein Atompilz am Horizont steht. Und was ist daraus geworden? Nichts. Aber die Gefahr war konkret, kein Zweifel. Oder die Umweltverschmutzung. Keine Frage, die Sonne verbrennt uns, und in unseren Körpern kreisen die Gifte. Aber das Wichtige daran ist doch: Wir leben noch. Uns geht es gut. Wir spüren uns doch. Und wir spüren einander. Einander auch. Ich dir. Du mir. Wir uns und einander. Ist die deutsche Sprache nicht schön?“ schloss ich meine Suada. Die beiden Frauen sahen mich an und schwiegen. Dann räusperte sich Anastasia und meinte: „Ich finde das ungeheuer mutig von dir, wie du damit umgehst.“

„Womit denn?“

„Na ja, mit der Sache eben.“

„Was für einer Sache?“

„Du weißt doch, was ich meine. In deinen Kreisen ist es doch Gang und Gäbe, dass einer von euch daran stirbt.“

„Stirbt? Du meinst an Aids?“

Sie nickte.

„Anastasia, zum letzten Mal: Ich bin nicht schwul. Ich habe kein Aids. Ich bin nicht HIV-positiv.“

„Es hat doch keinen Zweck, diese Dinge dauernd zu leugnen. Ihr seid doch alle schwul. Finde dich damit ab. Ihr glaubt vielleicht, ihr seid normal, aber wenn es dann zur Sache geht, seid ihr alle schwul.“

„Wer bitte ist wir alle?“ fragte ich gereizt. Schön langsam wurde ich wütend.

„Die netten Kerle“, warf Cara lächelnd ein, und wandte sich dann an die Schauspielerin: „Er ist wirklich nicht schwul.“

„Woher weißt du das?“

„Es gibt da untrügliche Zeichen. Schau mal, seine Augenbrauen. Wenn einer schwul ist, dann hat der keine so buschigen Augenbrauen.“

„Echt? Habe ich nicht gewusst.“

„Nein, Quatsch. Ich spüre es einfach. Glaub mir, der Matti ist potent.“

„Da haben sich aber schon einige getäuscht, wenn es um Stecherqualitäten ging“, gab Anastasia zu bedenken. „Von einem heißt es, der ist ein Stecher, und es ist ein Wasserl. Und dann heißt es von einem anderen, der besamt ganze Stadtteile, und dabei kriegt der gar keinen hoch, selbst wenn die Marilyn Monroe vor ihm steht.“

„Oder die Sharon Stone“, sagte Cara.

„Du meinst Überkreuz-die-Beine-Stone?“ fragte ich dazwischen.

„Hörschenlos-Stone“, sagte sie, und nickte.

„Hübsche Frau.“

„Finde ich auch. Wie die da mit der Rockie oder wie die hieß, im Club gegroovt hat, das fand ich scharf.“

„Stimmt. Roxie.“

„Roxie?“

„Sharon Stone hieß Catherine Tremell, und die Freundin Roxie.“

„Und Michael Douglas?“

„Douglas.“

„Nein, im Film.“

„Nick Curran, glaube ich.“

„Der scheiße ausgesehen hat.“

„Na ja, trainiert hat der schon“, wandte ich ein.

„Der ist so klein.“

„Stimmt.“

„Und die mahlenden Kaumuskeln dauernd. Genauso wie bei seinem Vater. Ich weiß nicht, was die Amis an der Familie Douglas finden. Wahrscheinlich, weil sie Kaugummikauer sind. Wenn man dort berühmt werden will, fängt man schon schon als Kind mit dem Kaugummikauen an, um die Kaumusculatur auszubilden, und wer dann die entsprechenden Kinnladen hat, wird einmal Douglas.“

„Könnte sein. Du musst das wissen. Du bist doch auf der Schauspielschule.“

Cara und ich guckten einander an und sagten dann eine Weile nichts mehr.

„Denkst du echt daran, mich in die Sendung zu nehmen?“ fragte Anastasia.

Ich drehte mich zu ihr um und sagte: „Ja.“

„Finde ich superlieb von dir.“

„Keine Ursache.“

„Wann dreht ihr?“

„Keine Ahnung. Bald.“

Cara richtete sich auf und sagte: „Ihr solltet euch Gedanken darüber machen, worum es in eurer gemeinsamen Sendung gehen soll. Ich könnte da

mitmachen als Co-Produzentin oder ...“ Sie überlegte.

„Ich finde, es sollte um Liebe gehen“, meinte Anastasia.

„Kann es etwas konkreter werden?“ wollte ich wissen.

„Ich weiß nicht, was meinst du?“

„Ich frage dich einfach nach deinem Liebesleben aus“, sagte ich, „vor laufender Kamera.“

„Da gibt es nichts zu berichten. Ich habe kein Liebesleben.“

„Und der Mann, von dem du gestern erzählt hast?“

„Du meinst den Egon?“

„Welchen Egon?“

Cara und Anastasia wechselten Blicke. „Den Dr. Beinrieder kennst du doch“, mahnte mich Anastasia.

„Das ist der Egon?“

„Wer sonst?“

„Aber ich habe gedacht, das ist der Freund von der Cara?“

„Und von mir“, sagte Anastasia.

„Ihr seid alle drei Freunde.“

Sie nickte. „Wir lieben uns.“

„Beziehungsweise einander.“

„Nein“, sagte sie, „Jeder von uns liebt sich selbst. Aber wir sind alle drei zusammen. Höchstens die Cara und ich, wir lieben einander. Zumindest liebe ich sie.“

„Na, dann gute Nacht.“

„Was soll das jetzt schon wieder heißen?“ fragte Cara.

„Dass ihr Lesben seid“, meinte ich.

„Du musst reden, du ... Schwuchtel.“

In dieser Nacht schlief ich allein in Caras WG-Zimmer auf der Couch. Es war, als ich nach zwei Uhr morgens dort eintrudelte, recht ruhig. Ich lag auf der Couch mit offenen Augen und dachte an Cara und Anastasia. Und als ich damit geendet hatte, an sie zu denken, dachte ich an Anastasia und Cara. Beide hatten sich Arm in Arm von mir verabschiedet in der Rolle der Lesben, die sie vielleicht auch waren. Cara hatte mir, als sie mir ihren Schlüssel gab, ein Küsschen auf die Wange gegeben und dann, wie durch einen Nebengedanken, auch auf beide Augen, was ich überaus lieb fand. Anastasia hatte dem zugesehen mit einem Lächeln, von dem man nicht sagen konnte, ob es spöttisch oder nichtssagend war oder ob doch etwas dahinter steckte. Geheimnisvoll war auch, was sie mir zum Abschied sagte: „Denk an den Park“, sagte sie. „Du weißt doch.“

„Warum an den Park? Welchen Park?“

Und da legte sie den Arm um Caras Hüfte, drehte sich um und ging, ohne sich noch einmal nach mir um zu drehen. Anders war da Cara, die noch vom Ende des Platzes aus winkte. Daran musste ich denken, als ich in der WG auf Caras Couch lag und ihren Duft in mich einsog, ein liebliches Parfüm. Ich merkte, dass ich nicht schlafen konnte und stand leise auf, um noch etwas zu schreiben. Das Haus war alt, und die Dielen knarrten, als ich mich in die Küche schlich, um im Kühlschrank nach einem Bier zu sehen. Ich zündete ein paar Kerzen an und beugte mich über meinen Notizblock und schaute zwischendurch hinaus in

den Hinterhof, während ich eine Dose Bier leerte. Eine zweite war nicht da, aber mir war noch nach Alkohol, also nahm ich eine der Weinflaschen, die auf dem Regal standen, öffnete sie und trank dann, während ich bei Kerzenlicht schrieb, die Flasche Wein Schluck für Schluck leer. Zuletzt las ich mein Elaborat durch, das ich „Sportarten für Intellektuelle“ nennen wollte. Es sollte eine Art Pseudoratgeber werden. Das erste Kapitel würde heißen:

Besoffen joggen

Am besten nachts, im Laternenschein, in ausgestorbenen Anlagen, auf Straßen, auf entleerten Plätzen. Man suche sich dafür Kleinstädte oder friedliche Städte mittlerer Größe aus, in denen man sich sicher fühlt und voll aufgehen kann in der Wurstigkeit nach einigen Gläsern wohlschmeckenden Weins.

Der Abend zerfällt in zwei Teile: Anfangs saß man in einem Restaurant, einem Club oder einer Kneipe und aß wenig, trank aber umso mehr. Sollte diese Beschreibung bereits bekannt sein oder bei Ihnen sogar das Landläufige, eine Form des Dauerzustandes, darstellen, vergessen Sie diese Ablenkung. Sie sind Alkoholiker!

Wer das aber nicht kennt, der sitze dort und trinke genüsslich mehr als ihm zusteht, versuche dann, auf schwankendem Boden unauffällig das Lokal

zu verlassen und stehe dann im Joggingdress und weichen Laufschuhen vor der Tür, um langsam und übergangslos wegzulaufen.

Im Vordergrund steht nun einerseits Nonchalance, sprich Wurstigkeit. In Ihrem Gehirn bedeutet Wurstigkeit das Unbeteiligtsein in Bezug auf die Strecke, die Sie zurücklegen. Touren Sie im Laufschrift die ganze Stadt ab oder joggen Sie hundert Meter in eine Richtung und zurück, oder kreiseln Sie im Park auf dem Rasen um ein Blumenbeet – dergleichen Konstanten sind für Sie im Alkoholrausch unwichtig geworden.

Für Ihre Glieder bedeutet Wurstigkeit das erleichternde Nicht- oder Kaumgefühlwerden. Das ist angenehm für Ihre Glieder, wie auch für Sie. Die Schmerzen sind weg, und die Aufsicht und Strenge Ihrer Beobachtung ebenfalls. Befreit tragt der Körper durch die Natur, wie abgelöst von Ihrem Leben, Ihren Gedanken und Absichten. Zugleich trainieren Sie Ihren Körper und bauen Alkohol ab, bevor der Stoffwechsel und seine Enzyme Zugriff bekommen, und missliebige Katerstimmung hervorrufen kann.

Besoffen joggen ist eine subtile Form der Perversion, sich vorteilhaft gehen lassen zu wollen.

Mir gefiel, was ich geschrieben hatte. Ich kannte das Gefühl schon. Es war meine eigene Erfahrung, von der ich hier schrieb. Dinge, die man alleine tun kann, dachte ich. Eigentlich hasste ich es, alleine zu sein. Es gibt Menschen, die von sich behaupten, dass sie es mögen, aber sie tun das nur, weil sie schlechte Erfahrungen

gemacht haben. Menschen, die sich missverstanden fühlen. Menschen, die gequält wurden. Und wenn es jetzt eine Fernsehsendung geben sollte, in der das große Symbol der Zwiespältigkeit der Liebe zur Sprache kam – das Geschenk, das sie war, das sich dann als Danaergeschenk entpuppte, als aus dem schönen Pferd Liebe, das die Griechen da vor Troja zurückgelassen hatten, bössartige Viren krochen – dann müsste man auf die Sterblichkeit des Menschen überhaupt zurückkommen. Wir müssen alle sterben. Und wenn wir die Liebe nicht gekostet haben, ist das Leben sinnlos. Heißt es aber, heute dadurch, dass man die Liebe kostet, früher sterben zu müssen? Was ist besser: Davon zu kosten oder ewig zu hungern? Es war ein großartiges und zugleich niederschmetterndes Symbol, das uns da das Staatsfernsehen vorzusetzen drohte. Wie aber konnte ich dazu beitragen? War es die späte Stunde oder der Wein, den ich getrunken hatte, dass ich jetzt an allem zu zweifeln begann? Was für eine blöde Idee das Ganze doch war! Wer wollte so etwas sehen? Reden über die Liebe, was für ein Stumpfsinn!

Während ich so in der Küche saß und nachdachte, sah ich da zwei paar Inliner stehen, ein Paar groß, ein Paar klein, fast wie ein Liebespaar. Ich musste grinsen und stand auf, um das größere Paar anzuprobieren. Es passte recht gut, war aber etwas zu klein für mich. Ich schnürte die Schuhe zu und begann in der Küche auf und ab zu rollen. Ich sah auf der Anrichte eine Packung Zigaretten, nahm eine heraus, zündete

sie an und rollte rauchend in der Küche hin und her. Das wurde mir bald langweilig, also rollte ich auf den Gang hinaus. Es war ein langer Gang, der an den Türen vorbei ging, hinter denen die anderen schliefen. Ich rollte bei knarrenden und unter den Rädern protestierenden Dielen auf und ab, so lange, bis ein verschlafenes Gesicht in einer der Türen sichtbar wurden und fragte: „Sag mal, spinnst du? Was soll denn das jetzt mitten in der Nacht?“

Ich zog die Schuhe aus und hockte mich wieder an den Tisch, köpfte eine weitere Flasche Wein und setzte mich hin, um folgendes Kapitel 2 in meinem geplanten Ratgeber für Intellektuelle abzufassen:

Mit einer Zigarre in der Hand Rollschuh laufen

Es handelt sich im Prinzip um eine Variante des vorhergehenden, ersten Kapitels dieses Buches, die allerdings weitreichendere Folgen hat. Anstatt der Wurstigkeit beschert es nämlich eine Empfindung von Eleganz und des Schwebens, die eher eine gesteigerte Form der Selbstempfindung darstellt.

Die Vorbereitung ist aufwendig und kostenintensiv, soweit Sie nicht zufällig bereits in Vorleistung gegangen sind.

Nehmen wir an, Ihre Kindheit habe im Norden Deutschlands stattgefunden, im Land der Bolder und Deiche. Es gibt dort im Winter lang gestreckte Kanäle, auf denen man Eisschuh laufen kann. Vielleicht strebten Sie schon als Kind über das

glatte Grau hinaus in die weiße Kälte, um heimlich Zigaretten zu rauchen? Der weiße Dampf des Atems wurde durch den weißen Rauch der Zigarette verstärkt, wobei die eigenartige Kontrastwirkung zwischen dem Kältephänomen einerseits und dem anheimelnden Feuer des anderen Ihnen wie ein versteckter Hinweis auf das Geheimnis des Lebens an sich erschien, denn auch Ihr Atem war Wärme, und konnte durch die Wärme des verbrennenden Tabaks unterstützt werden.

Sollten Sie dieses Phänomen längst Tag für Tag gedankenlos abspulen lassen, überspringen Sie diese Ablenkung. Sie sind Kettenraucher, Ihre Lungen sind längst Teerklötze und schrumpeln gegenwärtig zu nutzlosen Wischlappen zusammen, aus denen demnächst Krebsknoten wuchern könnten, was Ihnen keiner wünscht.

Sollten Sie aber zu jenen Menschen gehören, die nicht dauernd an die nächste Zigarette denken, dann ist das Hantieren mit Tabakrauch eine wunderbare Beschäftigung, und die Chance, aus der einfachen, lässigen Bewegung des mit Schlittschuhschritten Dahingleitens eine Inszenierung zu machen einer doppelt gekonnten, sportlichen Lässigkeit.

Dazu eignet sich nichts besser als eine gute Zigarre, im Humidor gereift zu einer Aroma verströmenden, weichen, keinesfalls knisternden Wurst, das Mundstück gekappt, die Spitze gleichmäßig zum Glühen gebracht, eine Einstundenzigarre, die Sie nun auf einer wohl ausgesuchten Bahn Asphalts perfekter Glätte,

nicht zu bevölkert, während einer sonnigen Abendstunde aufrauchen.

Sie laufen zügig, ohne aber zu hetzen. Bevor es losgeht, trinken Sie eine Flasche Leitungswasser aus, um sich recht gut anzufeuchten und die Schleimhäute auf die verstärkte Belastung durch Sport und Rauch vorzubereiten. Während Sie nun Ihre Bahn ziehen, atmen Sie weit rascher und intensiver, und darauf setzen Sie als Hütchen in nicht zu knappen Abständen ein Paffen aus der Zigarre.

Abgesehen davon, dass Sie einen exzentrischen, aber doch kunstvoll gelassenen Eindruck der Nonchalance hervorrufen, beginnt nun Ihr Herz zu klopfen von einer Mischung aus Gefordertsein der Muskeln und Giftwirkung des Nikotins, ein eigenartiger, euphorisierender Zauber, der Sie immer zufriedener macht und Ihr Äußeres zunehmend verschönert. Kraft, Schnelligkeit und zugleich die kluge Zurückhaltung eines bereits Dahinrasenden, der nur mehr mit Geschicklichkeit die Rundung der Bahnen seiner Schuhräder innerlich nachzieht und unmerklich korrigiert, verbindet sich hier mit einer gezielten und gekonnten Intoxikation, die dazu angetan ist, die Länge Ihrer Laufzeit auszudehnen und Ihren Appetit herunter zu schrauben im Bewusstsein der Schönheit dieses Dahinschwebens.

(Weitere Kombinationen zwischen sportlichen Tätigkeiten und Rauschmitteln entfallen hier aus Platzgründen. Versuchen Sie allerdings, Unfallgefahren zu reduzieren. Espresso zu nippen, während Sie im Pool Pirouetten auf der Luftmatratze ausführen, ist o.k., solange Sie dabei

nicht umkippen und sich zu spät daran erinnern, eigentlich Nichtschwimmer gewesen zu sein.)

Das viele Schreiben hatte mir Appetit gemacht. Ich schaute im Kühlschrank nach, was die WG-Bewohner so gestapelt hatten. Das Innere des Kühlschranks zerfiel in vier Teile: Oben rechts, oben links, unten rechts und unten links. Welches Fach wohl Cara gehören mochte? Unten rechts war lecker. Ich fand dort Putenwurst, die ich aufaß, und einen halb leeren Joghurt, der mir ausgezeichnet mundete. Als ich aufgegessen hatte, schlüpfte ich noch einmal in die Inliner, rollte bis zur Eingangstür der Wohnung, schloss sie auf und rollte in das Treppenhaus bis zum Lift vor. Ich fuhr mit dem Lift ins Erdgeschoss und dann hinaus auf die Straße, immer der aufgehenden Sonne entgegen.

Eigentlich bin ich ein ganz verträglicher Kerl. Als ich am Nachmittag nach einer Runde Schlaf im Prater wieder in Caras Wohnung zurück kehrte, hatte ich Ersatz für Putenwurst und Joghurt mitgebracht. Dafür, dass die Inliner jetzt ziemlich ausgelatscht waren, konnte ich nichts außer zu große Füße zu haben. Ich hatte dafür ganz schöne Brandblasen bekommen und ging nur mehr barfuß. Dafür war es schön warm heute. Ich fühlte mich so, als wäre eine irrsinnig lange Zeit vergangen. So geht das, wenn man in der Sonne geschlafen hat. Cara war ausgegangen, und auch sonst war niemand in der Küche, weshalb ich nicht wusste, ob Unten rechts zufrieden mit den Fressalien war, die ich dort hinein stopfte. Ich rief

in der Fernsehstation an, um nach Cara zu fragen, aber man wusste von ihr nichts. Dann rief ich bei Anastasia an, aber es hob keiner ab. Ich wusste nicht so recht, was ich tun sollte. Eines hatte ich mir während dieses Tages klar gemacht: Ich würde nie wieder in die Fernsehstation zurück kehren und auch keinerlei weitere Versuche unternehmen, in die Rolle eines Moderators zu schlüpfen. Mir erschien die ganze Angelegenheit lächerlich. Wahrscheinlich, weil sie es war. Ich musste trotzdem über meine Präsentation nachdenken, als ich dem Programmleiter diese bescheuerte Sendung aufgeschwatzt hatte, die er eigentlich selbst ins Leben gerufen, aber völlig vergessen hatte. Und an die kühle, professionelle Stimme im Studio, die mit meinem Lächeln nicht zufrieden gewesen war.

Was hatte ich heute vor? Nicht viel. Ich lebte derzeit von einem Schreibstipendium, konnte dafür kostenlos in Linz wohnen und bekam genug Taschengeld, um finanziell über die Runden zu kommen. Zumindest bis zum nächsten Jahr. Dadurch hatte sich eine Faulheit eingestellt, die mich überraschte. War ich wirklich so bedürfnislos? Ich könnte in mehreren Redaktionen anrufen, überlegte ich. Wenn ich schon in Wien war, könnte ich wenigstens ein paar Kulturkritiken schreiben. Ein anderes Thema interessierte mich: Die Donauauen bei Hainburg. Es war erst ein halbes Jahr her, dass sie von Umweltbewegten besetzt worden waren. Vor einer Weile hatte ich ein Buch von Konrad Lorenz gelesen, in dem er einen Tag in den Hainauen beschrieb, vom Schwimmen dort. Das Schwimmen in Flüssen war

faszinierend für mich. Auch Peter Handke hatte einmal detailgenau bis zum Rieseln des Flusssandes in den Ohren hin geschildert, was es bedeutete, in einem Fluss schwimmend unterwegs zu sein, unterzutauchen, sich von der Strömung tragen zu lassen. Plötzlich erfasste mich eine große Sehnsucht nach Flüssen. Ich wollte schwimmen, und vielleicht etwas darüber schreiben. Unter dem Motto: Ortstermin dort, wo die Umweltbewegung herangewachsen war. Diesem Bewusstsein hatten wir überhaupt erst saubere Flüsse zu verdanken. Mein Gott, was waren das für toxische Brühen gewesen, die man früher bei Spaziergängen an Flussufern vorüber treiben gesehen hatte! Und jetzt konnte man, wenn man mutig genug dazu war, auch hinein springen und sich darin suhlen. Ja, suhlen!

Suhlen! Suhlen! Suhlen!

Ich liebte den Gedanken, wieder zurück zur Natur zu kommen, ideologisch gefestigt wie ein Grünenpolitiker, und mich in der Natur zu suhlen wie ein Schwein. Zu spüren, wie das war, wenn die unverfälschte Biologie einen vollkommen rundum umgab in ihrer ursprünglichen, natürlichen und gesunden Rohkostqualität! Jetzt, wo Fluss um Fluss geklärt und der Menschheit zurückgegeben wurde, einer Menschheit, die seit einem Jahr von nichts anderem sprach als vom HIV-Virus und Kaposi-Sarkom und den abgemagerten Körpern des AIDS, war die Zeit gekommen, sich zu reinigen. Es war da eine große Sehnsucht in mir, mich vollständig in ein Bio-Produkt zu verwandeln,

nach dem bayrischen Reinlichkeitsgebot aus dem Jahr 1682, eine Art lebendiges Hefeweizen, köstlich im Geschmack, da aus kristallklarem Wasser verfertigt, und das als Mensch.

Der Gedanke machte mich so beschwingt, dass ich ins Café Museum fuhr, und siehe da: Meine beiden Freundinnen saßen an einem Tisch mit zwei Herren und waren dabei in ein intensives Gespräch versunken. Ich ging zu der Sitzgruppe vor, in der sie sich aufhielten, und sie ignorierten mich zuerst, als ich einen Stuhl heranzog und mich an der freien Seite des Tisches aufbaute.

„Hallo, ihr zwei“, sagte ich zu Cara und Anastasia, „wie geht’s?“

Caras Hand zeigte auf mich: „Das ist der Matti.“ Und dann auf die anderen: „Der Franz und der Dieter.“

„Dieter, Franz“, sagte ich, „es ist nett, euch kennen zu lernen.“

Sie sahen etwas feindselig drein. Dann sagte der Dieter: „Du bist doch – ah - der Mann, der dem Freddie Mercury so ähnlich sieht?“

„Aber ohne Schnurrbart“, sagte ich.

„Stimmt.“

„Ich finde, du siehst überhaupt nicht so aus“, meinte der Franz, „du hast helle Haare und du bist dicker als er.“

„Ich bin nicht dick“, widersprach ich entschieden.

„Er ist dick, aber gibt es nur sehr ungern zu“, meinte Anastasia darüber, „beim Matti ist es immer so, dass er alles abstreitet. Selbst das Offensichtliche.“

„Der Matti hat ganz viele Komplexe“, sagte die Cara, „gestern Nacht hat er bei uns den Kühlschrank leer geräumt und meinen Wohnungskollegen die ganze Nacht lang den Schlaf geraubt, weil er so depressiv war.“

„Ich war in der Küche und habe geschrieben. Ich bin Schriftsteller“, verteidigte ich mich.

„Er hat sämtliche Bestände an Wein vernichtet, und das besonders Abgefeimte“, sagte Cara, „war, dass er aus unerfindlichen Gründen einen Schuh völlig zerfetzt hat, einen Inliner. Wie ein junger Hund, der an was kaut, und man weiß auch nicht, warum er das tut. Man kann den Matti nirgends allein lassen. Und wenn man ausgeht, muss er an die Leine.“

„Ich habe den Inliner nicht zerfetzt, ich bin darin nur gefahren“, sagte ich. „Weil ich Lust dazu hatte.“

„Das ist schön“, meinte Anastasia spöttisch, „und wir leben in einem freien Land, da ist das auch erlaubt. Aber dass du ein Neurotiker bist, Matti, das wirst du wohl freiwillig zugeben?“

„Und du, Franz“, fragte ich ihn, „was machst du eigentlich?“

„Elektrotechnik“, meinte er.

„Und du?“ fragte ich Dieter.

„Ich auch.“

„Geht das? Ich meine, dass ihr beide das Gleiche studiert? Ich meine, gleichzeitig?“

„Ja, das geht“, sagte Franz mit unterdrücktem Ärger. Ich glaube, sein Vorrat an Leichtigkeit war mit diesem Wortwechsel schon aufgebraucht.

„Und was habt Ihr heute vor?“ fragte Dieter die Frauen.

„Wir gehen heute mit dem Matti aus“, meinte Cara, „da sind wir sicher. Ihr müsst nämlich wissen, er ist schwul. Ich finde, eine Frau sollte immer einen schwulen Freund haben so als eine Art Accessoire.“

„Ich bin schwul“, sagte ich und nickte.

„Endlich gibst du es zu“, setzte Anastasia einen drauf. Man merkte, dass sie ihren Spaß daran hatte. Sie zwinkerte mir zu.

„Und ihr?“ fragte ich die Männer, „übrigens: Warum heißt ihr nicht Hans und Franz? Das wäre einfacher.“

„Weil ich der Dieter bin“, meinte derjenige.

„Wir müssen heute noch büffeln. Aber morgen hätte ich Zeit. Ich habe Karten für Anastasia“, versprach Franz mit dem Blick auf die Schauspielerin. „Das Musical.“

„Unsere Anastasia hier ist selbst ein Musical“, behauptete ich, „sie verkörpert die Schönheit und Anmut der Musik und ist eine Symphonie an Frau.“

„Aber wer schreibt das Libretto?“ warf Cara ein.

„Ich biete mich an“, versprach ich.

„Was könnte das sein?“ fragte Anastasia, „was für eine Rolle schwebt dir für mich vor?“

„Die Hauptrolle“, meinte ich.

„Also was ist?“ brach Franz durch das kleine Hin und Her, das wir gerade am Laufen hatten. Ich liebte das, wenn man einer Frau in die Augen schaute und ihre Augen leicht hin und her zuckten in der Erwartung einer neuen Volte. „Ich habe Karten für zwei. Gehst du mit, Stasi?“

„Ja, ich gehe mit“, versprach die. „Das will ich mir nicht entgehen lassen.“

„Dann treffen wir uns morgen?“

„Ja, vor der Volksoper. Ich habe dort vorher noch zu tun und warte dann auf dich draußen.“

„Super.“ Franz beugte sich über den Tisch nach vor und wollte Anastasia auf den Mund küssen, doch sie drehte ihn zur Seite und dann wieder auf die andere Seite und es wurden zwei Wangenküsse daraus. Sie milderte diese Zurückweisung ab, indem sie ungeschickt den Arm um seinen Hals schlang.

„Falls du dann schon zurück bist“, warf ich ein.

„Ich werde auch da sein“, sagte Dieter in Caras Richtung, und Cara: „Ach ja? Gut ... Ist das schön für dich, als drittes Rad am Wagen?“

Er, gekränkt: „Warum drittes Rad?“

„Weiß ich das? Ihr seid doch die Techniker.“

„Und du? Gehst du morgen auch zu Anastasia?“ fragte Dieter jetzt direkt, weil er an Cara interessiert war.

„Nein.“

„Ach so. Na gut“, gab er sich geschlagen. Die Studenten gingen.

„Und du?“ fragte mich Cara. „Gehst du zu Anastasia?“

„Wo sie hin geht, da gehe ich mit“, meinte ich. „Ich weiß gar nicht, wo sie wohnt.“

„Das Musical, Blödel.“

„Nur dann, wenn sie dort mitspielt. Müsste sie eigentlich, bei dem Namen.“

„Sie spielt nicht mit.“

„Dann gehe ich nicht hin.“

„Schön, dass wir darüber gesprochen haben.“

„Du, Matti?“ fragte Anastasia dazwischen.

„Ja?“

„Was hast du damit gemeint: Wenn du dann schon zurück bist?“

„Du fährst doch mit, oder?“

Ich erzählte den Frauen von der Donau. Sie entspringt, was nicht viele wissen, im Schwarzwald, das ist ganz im Westen von Deutschland. Und sie fließt ins Schwarze Meer, was auch sehr weit weg ist. Sie ist fast dreitausend Kilometer lang. Und auf dieser ganzen weiten Strecke ist dieser Fluss, der in Österreich bereits ein mächtiger Strom geworden ist, nirgends schöner als bei Wien. Inmitten der verwunschenen, verwucherten, urwaldartig sich ausbreitenden Auen von Wien. Österreichische Dichter haben sie besungen. Zum Beispiel unser Nationaldichter, Franz Grillparzer:

*Jüngst lag ich dort auf jenen grünen Matten
die um der Donau Beet sich lachend ziehen
in einer Linde gastlich kühlem Schatten
und starrte auf die weite Schöpfung hin.*

Oder -

„Das finde ich jetzt irgendwie blöd, dass es grüne Matten heißt“, sagte Anastasia, „das erinnert mich an grüner Matti. Matti, der so grün hinter den Ohren ist.“

„Kurz zusammengefasst“, meinte ich dazu, „dort kann man herrlich schwimmen und dort steht der Park, von dem wir gesprochen haben. Der Menschenpark, Anastasia, aber ohne die Menschen. Was gut ist. Der Park, wo der Mensch ein Tier ist, was auch nicht schlecht ist.“

„Stimmt, eigentlich“, erwiderte sie nach kurzem Nachdenken.

„Und dort ist der beste Ort, um sich an einem heißen Tag aufzuhalten. Und morgen wird es wieder ein heißer Tag werden, das steht im Wetterbericht.“

„Stimmt auch.“

„Meinst du das Ernst, dass wir dort schwimmen sollen?“ fragte Cara dazwischen. Sie hatte ihre Hand auf den Tisch gelegt, um meine Hand zu ergreifen und ich tat das auch, und drückte sie, als wären wir gute Freunde. „Man schwimmt dort wie bei Muttern“, sagte ich.

„Darf man das?“

„Wir gehen dort Schwimmen, verlass dich drauf“, sagte Anastasia zu ihr. Sie wirkte wild entschlossen und auch etwas aufgeregt. „Ich kann es gar nicht glauben, dass ich noch nicht selbst daran gedacht habe. Ja, das ist der richtige Ort. Das ist der Park, den ich gesucht habe. Ich war noch nie in den Auen bei Hainburg. Ich kenne das nur vom Fernsehen, von den Prügeleien.“

„Und das wäre auch ein gutes Thema für die erste Sendung“, warf Cara ein, „die Natur dort, der Menschenpark, die Liebe im Menschenpark, die Liebe in der freien Natur, die Liebe im Käfig. All das.“

„Liebe im Käfig klingt schrecklich“, meinte Anastasia.

„Also gut. Wann geht es los?“ wandte sich Cara an mich.

„Bei mir kann man im Auto übernachten“, sagte ich, „also wenn ihr wollt, fahren wir gleich los.“

„Oha“, meinte Anastasia.

„Reizvoll“, lächelte Cara. „Wir zwei schlafen im Auto, und du draußen, wo die Frösche quaken.“

„Jetzt habe ich endlich einen Titel für den neuen Johannes Mario Simmel“, sagte ich: „Liebe ist dort, wo die Frösche quaken.“

„Und?“

„Das ist es schon.“

„Das ist kein Titel für einen Simmel“, sagte Cara.

Wir kamen gegen Mitternacht draußen nach längerem Herumgekurve in den Auen an. So richtig in die Wildnis mit dem Auto hinein zu fahren wollte uns erst nicht gelingen. Doch dann gab es einen Waldweg, der ein gutes Fundament aufwies und an einer Chaussee entlang lief, die in einem flachen Bogen durch Wald und Wiese bis an den Fluss reichte. Dieser wies an dieser Seite einen klaren Wall auf, ein Stück Flussregulierung. Doch dahinter ergoss sich dann im silbernen Glanz des Mondes eine Seenlandschaft, von der man hätte annehmen können, dass sie zu Urzeiten entstanden war. Es quakten hier Frösche und summten die Mücken und dann hallte ganz laut zwischen den Bäumen und den Wiesen der Ruf eines Käuzchens und einmal auch das Röhren eines Hirsches, wie Cara meinte. „Es gibt hier Rotwild“, sagte sie eifrig. „Wenn man nachts schläft, kommen sie heran und versuchen an den Ohren zu knabbern, weil sie glauben, dass sind Kartoffelchips.“

„Oh Wildnis, oh Flucht vor ihr“, sagte ich.

„Ja, die sind völlig verdorben, die Biester.“ Cara stand in der Dunkelheit neben mir und ich konnte sie atmen hören und spürte, wie sich ihr Brustkorb

hob. Sie hatte ihre Hand flach auf meinen Rücken gelegt, eine unerwartete Geste, als wolle sie mich nach vorne schubsen. Wir standen da, und dann drehte ich mich um und dadurch wurde diese Geste zu einer Umarmung. Ich küsste sie auf den Mund. Sie erprobte mit ihrer Zunge meine Lippen, meinen Mund, meine Zunge. Sie war ganz leicht in meinen Händen. Federleicht. Ich legte meine Hand auf ihren Po und zog sie an mich heran und sie folgte ganz leicht, federnd. Als sie sich aus dem Kuss löste, atmete sie tief auf und sagte: „Mein Lieber, mein Lieber.“

„Was denn?“

„Du weißt doch, dass ich einen Freund habe.“

„Ja. Und ich liebe ihn auch“, sagte ich.

„Was machst du denn?“ fragte sie. Es war Anastasia, die sie meinte. Diese hatte einige Schritte entfernt von uns auf den Fluss geschaut und zog sich jetzt aus. Sie hatte heute nicht viel an, hatte in ihren kurzen Hosen und ihrem T-Shirt auf der Herfahrt gefroren. Aber der Wind, der uns jetzt umfächelte, war ganz warm, und die Mückenstiche, die wir abgekriegt hatten, schmerzten, sodass man versucht war, sich abkühlen zu wollen. Anastasia legte ihre Kleider zu einem Bündel zusammen und arbeitete sich geduckt die Böschung hinab.

„Das hast du gemacht wie eine Selbstmörderin“, sagte Cara laut genug, dass sie die andere hören konnte. „Wie eine bei der Bank angestellte Selbstmörderin. Fein säuberlich.“

Aber die Schauspielerin drehte sich nicht um. Wie sie das machte, hatte etwas Bühnenreifes. Sie hatte einen – habe ich das schon erwähnt? -

schleichenden Gang, der nun, als sie nackt über Unterholz und Wiese kroch, sehr attraktiv wirkte. Schon war sie im Wasser, prustete, strebte schwimmend auf die freie Fläche hinaus. Die Donau war hier tümpelartig, aber das Wasser hatte einen frischen Geruch. Stasi drehte sich um, und obwohl der Mond schien, sah man anstatt ihres Gesichtes nur Schwärze. „Wer wagt sich hier rein?“ fragte sie.

„Wenn du wieder heil herausgekommen bist, werden dir die Stammesbrüder folgen“, rief ich.

„Wie bitte?“

„Ja, wir kommen gleich!“

„Nie im Leben“, sagte Cara, die sich an meinen Rücken gedrängt hatte. Sie war sehr warm. Es wäre vielleicht für sie nicht so schlecht gewesen, ihre Kleider abzulegen.

„Ich mach's“, widersprach ich.

„Unterstehe dich.“

„Warum?“

„Mich hier den Wölfen zu überlassen.“

„Dann komm mit rein.“

„Nö. Aber gut, geht ihr Schwimmen, ich lege mich ins Auto schlafen. Ich bin noch hundemüde von gestern.“

Sie löste sich von mir, streckte die Hand aus und ich gab ihr den Schlüssel zum Auto. Ich begann mich auszuziehen, legte mein Bündel Kleider neben dem von Anastasia ab. Ich hörte die Schiebetür meines Wagens knallen. Wer da drin hinter Glas lag, hatte nicht mit Mücken zu kämpfen. Ich war nackt. Die Luft auf der Haut tat mir gut, der Schweiß begann schon zu trocknen. Ich folgte den Spuren der Schauspielerin und trat

mehrmals auf spitze Äste, kam aber gut ins Wasser. Es war im ersten Moment erschreckend kühl, doch bald, schon innerhalb weniger Sekunden, merkte man, dass es warm war, wärmer als gedacht. Man konnte damit zurecht kommen. Zuerst prustete man, aber schon merkte man, dass man es ertragen konnte. Ich hatte schon vor dem Eintauchen in die Fluten gemerkt, dass sich Anastasia schwimmend entfernt hatte. Jetzt, wo man selbst im Wasser war, konnte man sie gar nicht mehr sehen. Es war zu dunkel. Man sah den Himmel und das Spiegeln des Mondlichtes auf dem Wasser, aber nicht viel mehr. Ich schwamm in die grobe Richtung los, in der sie verschwunden war, und dann, wenn ich lautlos trieb, konnte ich sie hören, mit einem Wusch! der Wellen. Ich zog in großen, konzentrierten Schwimmstößen in die Richtung, aus der ich diese Geräusche vernommen hatte und stieß dann völlig unvermittelt auf etwas Weiches, das ein Fuß sein könnte, und dann war da eine Bewegung und ich spürte ihren Bauch auf mich zukommen. Im nächsten Augenblick drückte sie sich an mich und küsste mich kurz auf den Mund, bevor sie mich los ließ und zurück tauchte. „Einen schönen guten Abend“, sagte sie.

„Ebenfalls“, meinte ich. Ich versuchte ihr Gesicht zu erkennen und sah es deutlicher als vermutet, aber es war sehr dunkel. Die Augen gewöhnten sich an die Nacht und erzeugten Trugbilder, wie mir schien. Alles war weicher und phosphoreszierte. „Hast du Angst vor mir?“ fragte sie, während wir voreinander im tiefen Wasser standen und mit den Armen ruderten.

„Warum?“

Sie schaute mich an und sagte nichts. Dann drehte sie sich um und schwamm weiter. Es ging hier immer am Ufer entlang, und das Wasser wurde flacher und flacher, und dann war da eine Öffnung, aus der kühles, fast eiskaltes Wasser drang. Durch dieses strebten wir vor, mit heftigen Schwimmbewegungen, da wir wussten, dass man hier hinaus auf den großen Fluss kommen würde. Schon riss uns die Strömung fort und hinaus. Sie war stark, sehr stark, und als wir in die Mitte des Stromes kamen, waren wir schon hunderte Meter stromabwärts getrieben worden. Am Anfang, wenn das so passierte, empfand man eine kleine Panik, wusste aber, dass man damit irgendwie zurecht kommen konnte. Man konnte die Strömung nicht besiegen, aber man konnte sie queren und würde dann an irgendetwas gelangen, das einem Rettung versprach. Ich dachte an Kaiser Friedrich Barbarossa, der mit voller Rüstung, wie manche sagen, in den Fluss gestiegen und augenblicklich ertrunken war. So ähnlich unbedarft war das, was wir hier taten. Aber man hatte das Gefühl, es tun zu müssen. Zumindest ging es mir so. Und es mit Anastasia zu tun, gefiel mir umso mehr. Ihre muskulöse Gestalt schien geeignet dafür. Sie hatte etwas Amazonenhafte und würde in diesem Umfeld mit mir mithalten können, wenn nicht sogar mich übertreffen, das spürte ich. Dann wurde es ruhig. Die Strömung ließ plötzlich und überraschend nach, und wir konnten jetzt gegen sie ankommen, und als wir auf der anderen Seite des Flusses entschlossen gegen sie an schwammen, war sie schwächer geworden als wir,

konnte von uns beherrscht werden. Wir schwammen nebeneinander her und ich hatte Caras konzentriertes Gesicht, das nach vorne gerichtet war, eine Weile betrachtet, bevor ich sie fragte: „Warum sollte ich Angst vor dir haben?“

„Weil dir Cara gesagt hat, dass ich positiv bin.“

„Eigentlich nicht.“

„Und du, bist du positiv?“

„Ja, sehr. Aber nicht HIV-positiv. Zumindest soweit ich das weiß.“

„Das ist gut. Ich bin auch nicht HIV-positiv.“

„Du bist nicht krank?“

„Nein. Wie kommst du darauf?“

„Weil Cara gemeint hat ...“

„Weil ich ihr gesagt habe, dass ich es bin. Aber ich habe gelogen um zu sehen, wie du darauf reagierst.“

„Deswegen hast du mich dauernd damit geärgert, dass ich schwul sein soll.“

„Das ist eben mein Sinn für Humor. Nein, ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat. Ich habe Angst, vielleicht. Ich habe einen Test machen lassen, vor zwei Monaten, und zuerst war der positiv, stell dir das vor. Ich habe eine Krise erlebt, wie noch nie zuvor. Dann haben sie den Bestätigungstest gemacht, und der war negativ. Wenn sie negativ sagen, meinen sie positiv, also es war nichts. Ich konnte es zu dem Zeitpunkt nicht mehr glauben. Ich war so sehr überzeugt davon, dass ich Aids kriege und daran sterben werde, ich hatte alle Symptome. Ich habe in der Zeit, das waren vielleicht drei Wochen, zehn Kilo abgenommen. Dann bin ich zu einem anderen Arzt gegangen, und der hat mir das Blut

abgenommen. Negativ. Dann zu einem anderen Arzt. Negativ. Und ich habe gebeten, man möge diese anderen Werte machen, Western Blot und so weiter. Alles negativ, negativ. Und dann, irgendwann einmal, hat es nachgelassen. Es war da etwas in mir, so stark. Ich hatte so etwas noch nie erlebt.“

„Das erinnert mich an den Roman von Maupassant“, sagte ich, „Fort comme la mort.“

„Stark wie der Tod. Ja. Es ist nicht vieles im Leben, das so stark ist wie der Tod. Und du, Matti, wie geht es dir dabei?“

„Ich habe es ja schon gesagt: Man muss das Leben HIV-positiv sehen. In jeder Hinsicht. Man sollte jeden Tag so tun, als ob man das Virus in sich tragen würde. Denn wir tragen ein Virus in uns, das uns töten wird. Manche kriegen den Gnadentod, und andere müssen zusehen, bis sie immer kränker und schwächer und hässlicher werden und verblöden. Der Tod kennt dann keine Gnade. Aber ich denke mir, wenn es so weit ist, hat man eine gehörige Portion Wurstigkeit und sagt sich: Leck mich, Mr. Tod. Mich kriegst du nicht mehr lebend.“

„Ich war beim Psychologen und er hat gesagt: Diese Angst kommt daher, weil Sie nicht leben. Weil Sie nicht zum Leben stehen. Verlassen Sie Ihren Freund, bevor es zu spät ist.“

„Gute Idee.“

„Oder lassen Sie sich von ihm ein Kind machen. Oder von irgendeinem anderen.“

„Ganz schön cool drauf, der Alte.“

„Hast du denn einen Aids Test machen lassen?“

„Ja. Vor einem halben Jahr. Es ist dabei nichts herausgekommen.“

„Und wie hast du das erlebt?“

„Ich habe mir gedacht: Die können testen, was sie wollen. Glauben tue ich denen nichts.“

„Das kenne ich. Ging mir genau so. Aber hast du Angst gehabt?“

„Nein, Angst würde ich nicht sagen. Es war mir peinlich, weil ich nicht sagen konnte: Schau, ich bin HIV negativ. Ich dachte mir, vielleicht bin ich schon so geboren. HIV positiv von Geburt an, ein Fluch unserer Rasse.“

Wir waren nun schon ein gutes Stück vorangekommen. Was wir gesprochen hatten, war mit Pausen vorgebracht, da wir schon ganz schön außer Atem waren. Die Strömung hatte wieder zugenommen, obwohl wir hier sehr eng am diesseitigen Ufer waren.

„Ich glaube, ich kann nicht mehr viel länger weiter“, sagte ich, „was hältst du davon, wenn wir hier raus gehen und ein paar hundert Meter stromaufwärts laufen und uns dort wieder in die Fluten werfen?“

„Gute Idee. Du zuerst.“

Es war nicht ganz leicht, an das Ufer zu kommen. Es war hier steinig. Große Steine wechselten mit kleinen, und waren glitschig, und dann gab es wieder welche mit scharfen Kanten. Aber bald hatte ich eine Stelle gefunden, durch die man anlanden konnte. Anastasia folgte mir dicht auf. Durch das Schwimmen war eine Vertrautheit zwischen uns entstanden. Wir fanden oben auf der Böschung einen Pfad, auf dem man im Mondlicht bequem gehen konnte, und gingen

dann so selbstverständlich nebeneinander her, als hätten wir nie etwas anderes getan. Sie hielt sich eng an mich, wie ich es nicht erwartet hätte.

„Was ist eigentlich zwischen dir und der Cara?“ fragte sie.

„Was soll sein?“

„Ihr küsst euch und so.“

„Das ist ein Spiel, das wir spielen“, sagte ich, „ich küsse sie, um zu beweisen, dass ich nicht schwul bin, und sie empört sich jedes Mal, weil sie einen Freund hat.“

„Klingt wie ein lustiges Spiel.“

„Es hat seine Reize.“

„Und, Matti?“

Sie blieb stehen, baute sich vor mir auf. „Was willst du mir beweisen?“

„Darf mich dich berühren?“ fragte ich. Sie senkte den Kopf leicht, und ich nahm sie in meine Arme. Sie hatte überall Gänsehaut, doch auf meiner Brust und meinem Bauch wurde die Vorderseite ihres Körpers warm. Wir hielten einander umarmt und mir wurde bewusst, wie seidig weich ihre Haut war. Ich berührte sie sacht am Po, ein sanftes Streicheln.

„Du hast mir nicht geantwortet“, sagte sie.

„Als wir uns das erste Mal begegnet sind, das war Liebe auf den ersten Blick“, behauptete ich.

„Hast du das so empfunden?“

„Es war eine große Nähe, was Magnetisches.“

„Ich habe das so empfunden wie einen Schreck“, sagte sie. „Ich dachte mir, das darf nicht sein. Aber ich habe zugleich gehofft, dass es so ist. Dass du etwas Ähnliches spürst.“

„Und warum hast du dich so abweisend verhalten?“

„Ich bin verliebt“, sagte sie. „Immer noch. Ich kann ihn nicht los lassen. Deshalb. Ich spüre, dass du mir gut tun könntest. Sehr gut. Besser, als er das jemals können wird. Aber er ist da. Wie ein Dämon, der mich nicht los lässt.“

Sie schien bemerkt zu haben, dass ich erstarrte. Was immer es war, das mich so entmutigte. Es ging ein kleiner Ruck durch sie und dann merkte ich, dass sie mein Kinn packte. Sie versuchte, meinen Kopf so zu drehen, dass ich ihr ins Gesicht schauen musste.

„Sei nicht so. Ich muss es dir sagen, Matti“, meinte sie in einem beschwörenden Ton. „Ich habe dich nie angelogen, warum sollte ich dich jetzt anlügen?“

„Wer ist er denn überhaupt? Wer ist denn der Mann, den du so liebst?“

„Du kennst ihn.“

„Willst du wirklich sagen, der Egon?“

Ich hatte über ihn gescherzt, aber als ich mir jetzt diesen älteren Mann, wie ich meinte, vor das innere Auge rief, wehrte ich mich, diese Farce zu glauben. Sein dicker Blähbauch, den er über den Gürtel hängen ließ. Die Haare, halb graue Fetzen, die auf der Seite seines sonst von einer Glatze überkrönten Hauptes hingen.

„Es sind wohl die inneren Werte“, meinte ich halblaut, um daran noch etwas Lustiges zu finden.

„Er ist mehr als du denkst“, meinte sie dazu. Ich wollte mich von ihr lösen, aber sie hielt mich fest, und sank in die Knie, um mir mit dem Mund an den Schwanz zu gehen. Ich riss mich los und ging

auf dem Weg weiter. Das Herz pochte in mir so laut, dass ich nicht wusste, wie es weiter gehen sollte. Ich merkte, dass sie zurückblieb und konnte hier wieder freier atmen. Man trat jetzt etwas aus dem Dickicht und dem Waldgebiet hinaus und kam auf eine freie Fläche, auf der schon kniehoch der Mais stand. Wiesen waren da, und Felder, weit bis zum Horizont. Es war beinahe Vollmond, und der Himmel jetzt so klar, dass man das Gefühl hatte, es sei Tag, so hell, als könne man bei Mondlicht lesen. Wir waren hier völlig allein, es war Urwald und Wildnis und ländliches Gebiet zugleich, in dem wir hier gingen, nackt, wie uns Gott geschaffen hatte. Aber wenn ich an Gott dachte, dann fiel mir Egon ein. Denn Gott war ja auch nicht besonders attraktiv. Zumindest, wenn man den Malern trauen konnte. Ich war stehen geblieben und blickte mich nach Anastasia um, deren heller, lieblicher Körper etwas von Eva im Paradies hatte. Gerade die üppigen Haare passten dazu. Sie kam heran und umarmte mich übergangslos.

„Es ist schon alles in Ordnung“, sagte ich ihr. „Wir wollen uns nicht streiten.“

„Nein. Küss mich.“ Ich küsste sie. Es war ganz anders als bei Cara. Anastasia war etwas kleiner als ich, aber nicht viel. Wenn sie auf die Zehenspitzen ging, kam sie mir auf Augenhöhe. Sie hatte große, runde Brüste und breite Schultern, und es war eine Spannkraft in ihr wie das Sportler haben, eine instinktive Einsatzbereitschaft. Oder vielleicht Raubtiere, überlegte ich. Als ich mich im Kuss zu erregen begann, merkte ich, dass sie sich erregte, und

dann ging alles sehr schnell und wir kamen zusammen und spürten dann eine Weile nicht mehr viel von dem, was außerhalb von uns so passierte. Es war eine bukolische Szene, wie man sagt. Tieren sehr ähnlich, nehme ich an. Schamlos und unvermittelt und entschlossen. Sie kam dabei schnell zum Höhepunkt, und machte dann weiter, bis auch ich zum Höhepunkt kam und stieß dann Laute aus, die viel intensiver waren als zuvor, als es vor allem um sie selbst und ihre Befriedigung gegangen war. Als hätte sie sich vor allem danach gesehnt, einen anderen zu beschenken, ihn glücklich zu machen. Dieser Ton, den ich da hörte, ging mir sehr tief. Er erfüllte das, was ich empfunden hatte, als sie mit leuchtenden Augen vor mir am Eingang der U-Bahn gestanden und gefragt hatte: „Darf ich mit ins Kino? Du gehst doch ins Kino, oder?“

Wir lagen eine Weile auf der Erde, eng umschlungen. Wie spät mochte es sein? Zwei Uhr, drei Uhr? Wir hatten beide etwas geschlafen, denke ich, im Schutz des Körpers des anderen und des warmen Windes, der über uns hin gestrichen hatte. Jetzt aber wurde es kühl. Wir lösten uns voneinander, rappelten uns in die Höhe und gingen zum Fluss zurück. Bevor wir dort die Böschung hinunter kletterten, hielt sie mich an der Handfessel fest. „Was war das denn?“ fragte sie.

„Was Positives“, sagte ich.

„War es das, Matti? War es das, was du wolltest?“

„Ja.“

„Das ist gut. Es war auch das, was ich wollte. Gott, es ist so lange her.“

„Was?“

Sie ließ mich los. „Komm, wir gehen, bevor uns die Mücken auffressen. Ich kann keinen weiteren Stich mehr ertragen.“

An dieser Stelle könnte man diese Erzählung eigentlich abschließen. Es war der Höhepunkt der Ereignisse, von denen hier die Rede ist. Wir kamen über den Fluss, das müssen wir nicht erzählen. Wir fanden auch mein Auto wieder, obwohl es noch eine Weile dauerte, bis wir dort angekommen waren. Dann zwei Stunden zu dritt auf dem Campingbett, das in meinem Wagen zur Ausstattung gehörte. Es war sehr eng. Anastasia war schnell eingeschlafen, und ich auch, und als wir erwachten, dauerte es noch eine Weile, bis Cara von ihrem Spaziergang zurück kam. Sie sah zu der Gelegenheit wie frisch gebadet aus, aber ich wette, sie war nicht im Wasser gewesen. Man sah ihr nicht an, dass sie im Wagen geschlafen hatte. Sie hatte die Unterwäsche anbehalten und ihr kleines Kostüm knitterfrei über einen Sitz gehängt und gekämmt und geschminkt war sie auch. Anastasia und ich sahen so aus, wie wir uns fühlten: Schön durchgenudelt und nicht besonders ordentlich. Es war da natürlich etwas vom Glühen der vergangenen Nacht, doch wir verhielten uns beide sehr rücksichtsvoll, auch weil wir wussten, wie sich das für andere anfühlt, wenn zwei frisch Verliebte in der Nähe sind. Die Rückfahrt nach Wien war nicht unangenehm. Der Tag war ungewöhnlich warm. Wir schwitzten und schwiegen die meiste Zeit, doch wenn einer was sagte, dann antwortete ein anderer auch. Als ich Anastasia vor ihrer Wohnung raus ließ, bat sie

mich, kurz auszusteigen und sie sagte außer der Hörweite Caras: „Matti, ich bin dir so dankbar. Du weißt gar nicht, wie sehr. Du hast mir das Leben gerettet. Ehrlich.“

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte und fragte stattdessen: „Sehen wir uns?“

„Ja, sicher.“

„Wann?“

„Das kann ich dir noch nicht so genau sagen. Ich muss morgen nach München, es läuft da was am Landestheater.“

Kurz gesagt wurde nichts aus uns. Anastasia hat im Jahr darauf Dr. Egon Beinrieder geheiratet. Als er vom Staatsfunk weg zu einem privaten Fernsehsender ging, moderierte sie dort eine Sendung für Astrologie, und das durchaus überzeugend mit österreichischem Akzent, was gerade deutsche Zuseherschichten sehr charmant fanden. Und Cara, die im wirklichen Leben Dr. Stefanie Häussler hieß und Betriebswirtschaft studiert hatte, stieg beim Staatsfunk innerhalb des nächsten Jahrzehnts zur Position der Programmleiterin Nachrichten auf. Zu diesem Zeitpunkt wurden über sie einige Porträts in Zeitungen verfasst. Eines davon schrieb ich, und wie das so üblich ist, plauderte ich zu der Gelegenheit mit einem anderen Kollegen, der ebenfalls über Dr. Stefanie Häussler recherchiert hatte, über Vordergründiges und Hintergründiges. Da erzählte mir der Kollege eine Geschichte, die er als eigentlich als unglaubwürdig abgetan hatte, aber die ihn amüsierte. Und selbst wenn es so passiert wäre, meinte er, könne er nicht darüber

schreiben. Also: Frau Häussler habe zuerst mit Dr. Beinrieder geschlafen. Dann habe er sich in die Schauspielerin Anastasia Meier verliebt und geheiratet. Frau Häussler sei da seine Assistentin geworden und habe, ohne die geringste Eifersucht zu zeigen, Frau Meier von Anfang an als ihre Freundin behandelt, und das so weit, dass sie ihr mehrmals Liebhaber zugeführt habe. Das aber sei jeweils mit Billigung des Ehemanns geschehen, dem klar gewesen sei, dass er die physischen Bedürfnisse der Schauspielerin nicht decken könne. Frau Häussler sei sein Schutzschirm in allen Angelegenheiten des Lebens gewesen und habe wünschenswerte von weniger wünschenswerten Liebhabern getrennt.

„Sie war also gewissermaßen sein Kondom“, sagte ich dazu, und der Kollege lachte. „Ich habe gehört, Sie seien eher ein Anti-Kondomist“, behauptete er.

„Wer sagt denn so was?“ wollte ich wissen, und versuchte dabei mein Erschrecken darüber zu verbergen, dass dieses Wort bekannt geworden war.

„Man hat so seine Quellen“, meinte er. „Aber seine Quellen verrät man nicht. Sie wissen das doch, Mayr.“

Schon damals, nach der Mondnacht in den Auen von Hainburg, hatte ich gespürt, dass ich Anastasia nicht mehr wieder sehen würde. Es war ein Moment gewesen, als ich in Linz angekommen war und mich in der Stadtschreiberwohnung auf das Bett gelegt hatte. Ich merkte, dass etwas abgeschlossen war. Und auch Cara würde mir nie

mehr ihre kleine Hand auf den Rücken legen, und das aus dem gleichen Grund. Da hatte es keinen Sinn, mit einer der beiden zu telefonieren. Und dann habe ich angerufen. Beide. Ich habe oft angerufen. Sie waren nicht da, oder sie konnten nicht an den Apparat kommen und immer würden sie mich zurückrufen. Aber sie taten es nie. Und als ich dann in dieser Zeit bei Cara in die Wohnung kam, wohnte sie nicht mehr da. Und als ich zur Fernsehstation kam, traf ich dort Dr. Beinrieder und er sah gut aus, hatte deutlich an Gewicht verloren und trug ein Toupet. Erinnern aber durfte man sich. An Anastasias Körper, der sich unter dem meinem gewunden hatte, und an ihr Keuchen, an dem man hörte, dass es zählte, was hier passierte. An Caras Geste, diese Hand auf dem Rücken. Schützend, oder auch so, als wolle sie einen schubsen. Ich habe mich später um beide nicht sonderlich bemüht, weil ihre Signale zu klar gewesen waren, aber mit den Jahren hatte sich dann doch mit beiden eine nette Bekanntschaft ergeben. Anastasia hat mir später einmal, als sie am Hamburger Schauspielhaus war und ich gerade in der Stadt weilte, über einem Steak unvermittelt, aus blauem Himmel, gesagt, nachdem wir über alles mögliche andere geredet und schon einiges an Wein konsumiert hatten: „Du hast mich damals gerettet. Du weißt das. Ich war ausgehöhlt. Ich konnte nicht mehr arbeiten.“

„Weil der HIV-Test positiv gewesen war.“

„Ja. Und ich konnte es mir nicht erklären. Gott, ich war mit dem Egon damals schon fünf Jahre zusammen und ich hatte mit niemandem sonst geschlafen. Und er – er kann nichts geben. Er ist

kalt wie ein Fisch. In den Jahren hat er die Nudel versenkt – warte mal – vielleicht drei Mal.“

„Aber so sehr bist du dann mit mir auch nicht auf die Kosten gekommen“, merkte ich an. „Und du wärst auf deine Kosten gekommen, glaube mir das.“

Sie schaute mir in die Augen. „Matti“, sagte sie, „mir tut das alles furchtbar Leid. Ich konnte nicht anders. Ich war abhängig von dem Mann. Ich habe es dir von Anfang an gesagt. Und er hat mir damals immer wieder eingeredet: Wenn du es einmal mit einem anderen treiben willst, dann mach es richtig, weil ich erlaube es nur einmal.“

„Er gab dir einen Schuss frei. Das ist nicht viel.“

Sie schüttelte den Kopf. „Und dann, als das mit uns passiert war ... du kannst dir das nicht vorstellen. Es war die Hölle. Ich kam nach Hause ... und ich habe ihn gesehen, wie er wirklich war. Er war lächerlich, eine Karikatur. Aber ich konnte es nicht glauben. Ich wurde selbst zu einer Karikatur. Ich war seine Sklavin, damals. Deshalb habe ich mich nie mehr bei dir gemeldet. Gott, das ist lange her. Heute würde ich mir überhaupt nichts mehr sagen lassen. Aber damals war ich ihm hörig.“

„Ja, das stimmt.“

„Ich stand völlig unter seinem Einfluss. Was er mir gesagt hat, das war Gesetz.“

„Und deshalb warst du so oft im Café Museum? Der Kellner dort hat erzählt, dass du jeden Tag mit einem anderen da gesessen hast.“

„Das mit dem Garten, diese Geschichte von Schönbrunn, war mein Test. Ich habe die Geschichte jedem erzählt. Aber ich brauchte einen

Traumtänzer, Matti. Einen Verrückten wie dich. Ich hatte es mit der Cara lange besprochen. Wir nehmen – wenn es denn nur einmal sein soll – einen, der das Gegenteil von dem Egon ist. Einen, der nicht Karriere machen will. Einer, der sich nicht mit dir schmücken will. Einen Mann, einen richtigen Mann, der nichts anderes will, als mit dir zu schlafen. Weil er dich geil findet, so wie du bist.“

„Kurz gesagt, einen Schwulen“, sagte ich.
Sie lachte auf. „Ja. Das waren Zeiten!“

Als ich wenige Tage nach dem Ereignis und nach zahlreichen vergeblichen Anrufsversuchen verstanden hatte, dass mich Anastasia und Cara benutzt hatten, war da ein beengtes Gefühl in mir, die Empfindung, das Land verlassen zu müssen. Das wollte ich nicht. Schließlich hatte ich mein Literaturstipendium abzufeiern. Aber in die Berge wollte ich doch. Ganz hinauf, hoch oben, wo die Natur aufhört und der Stein beginnt. Es mag das ein sehr alter Impuls sein, der Alpeneinwohnern wie mir eingeboren ist. In Notzeiten zieht man sich ins Gebirge zurück. Und diesmal steckte eine kleine Dosis Todessehnsucht in mir, gemischt mit dem Bedürfnis, die Nacht, die ich mit Anastasia erlebt hatte, noch einmal allein nachzuvollziehen. Es sollte eine Nacht sein und es sollte ein Nervenkitzel sein wie das Gefühl, sich in einen Fluss zu werfen, dessen Strömung stark ist, und dessen Untergrund man nicht kennt. Wir hätten damals in der Donau auch gegen aufragende Felsen geschmettert werden können. Es war vielleicht auch die Erfahrung der gemeinsam

überstandenen Gefahr und die Erfahrung, ein gemeinsames Risiko bewusst getragen zu haben, das dann die animalische Intensität geweckt hatte, zu der ich sonst wahrscheinlich nicht fähig gewesen wäre. Nun war der Fluss der Empfindungen gefroren.

Der Alpengletscher lag verlassen. Es war ein wolkenloser Tag geworden, als ich den Wagen am Ende der Hochalpenstraße parkte. Auf der Betonterrasse oben über dem Abgrund waren noch einige Japaner auf Motorbikes mit Münchener Kennzeichen abgefahren ins Abendrot, dann war ich allein. Der Gletscher starb mit braunen Falten, stellte ich fest. Heute ist er ganz verschwunden. Damals schien er ein klägliches Rest, doch je näher man ihm kam, desto mächtiger wirkte er. Beim Hinunterbalancieren über losgebrochene Steighölzer merkte man, wie tief das ewige Eis abgesunken war, aber es teilte sich einem doch die „Ewigkeit“ mit – die dann letztendlich doch keine gewesen ist, nicht wahr? Das Hochschauen zu den Wallbauten am Hang kam, wenn man dort auf dem Eis stand, aus einer unerwarteten Tiefe, als würde man in der Hölle stehen. Die Talstation des Schrägaufzugs klebte oben am Hang: Ein oranger Bienenkorb.

Es wurde sehr dunkel, und im Zwielflicht las ich auf einer Tafel, dass der Gletscher zweihundert Meter tiefer gefallen war, seitdem es die Geleise des Schrägaufzuges gab, der, am Stein festgeklebt, zur Straße hoch schnürte. Der Steig verlor sich zum Gletscher hinab, der schräg - einer erstarrten

Zunge gleich wie in einem Horrorfilm der fünfziger Jahre - aufragte, staubig und künstlich. Gurgelnde Rinnsale hörte man da, aber man sah auch die Spalten. Ich musste darüber gehen, über das Sperrgebiet hinaus mit den Trittketten. Ohne Stock, auch wenn es knackte und unter dem Eis gurgelte wie von einem unterirdischen Fluss. Irgendwo war da Licht unter dem Eis, vom Abend her, leuchtete bläulich. Wenn man erst einmal über den Grenzbach gesprungen war auf die andere Seite und vom Prall des Uferschnees drüben die Gelenke spürte, hörte die Angst vor dem Ungewohnten auf und es war eine Nähe und ein Duft von Anastasia, wie ich das seit Wochen nicht mehr verspürt hatte. Wenn man sich einmal nahe gewesen ist, und das auf eine so einfache, elementare Weise, wie wir das erlebt hatten, dann zählt das in manchen Momenten wie Jahre, die man mit einem anderen verbracht hat. Der andere ist präsent, ganz klar, kann einen durchfluten.

Das Geröll hatte sich mit dem Eis vermischt und wanderte zum Schmelzsee hinab. Alles war im Umbruch. Ich tappte im Dunkel in lehmigem Brei, die Steine versanken am Rand beim Zurückstolpern, wenn ich in eine Gefahrenzone gekommen war. Hier konnte der Gletscher Steine fressen, wie man das sonst nur von Treibsand kennt. Es gab offensichtliche Gefahren wie diese, aber waren da noch andere Gefahren? Irgendwo war da eine Zacke abgebrochenen Eises unter den Steinschichten. Als nächstes klatschte ein flacher Stein, als ich den Fuß darauf setzte, einen halben Meter tiefer in ein Rinnsal. Mit dem Fuß halb eingebrochen in einem panischen Moment,

rappelte ich mich hoch und hetzte gleich ein paar Schritte weiter auf unsicherem Grund. Zwischen den Steinen plätscherte es in der Tiefe und ich lief, bis ich wieder ruhig geworden war, als das Territorium wieder fest wurde.

Es war jetzt Nacht geworden, die Augen gingen im Dunkel auf, aber sie war noch nicht scharf. Es lag ein silbriger Schein auf den Steinen. Jetzt konnte ich am Rand der Gletschermündung in die Tiefe hinabsteigen. Dort war mehr Erde als vorher, einmal staubig, dann eine Gerölmischung, auf der ich ein paar Schritte weiter rutschte, dann kam wieder das Klebrigweiche, in dem der Fuß schmatzend stecken blieb. Ich sah die Stelle glänzen, und vermied sie, indem ich zur Seite sprang. Wieder war es eine helle Nacht, wie damals, doch es ging nun schon vom Hochsommer in den Herbst. Der heutige Tag war warm gewesen. Bald würde der Gletscher gefrieren und dann wieder wachsen, wenn auch vorübergehend, um im nächsten Jahr ein Stück mehr abbrennen und sich auflösen wie Lieben, die nie gelebt wurden.

Das Rauschen, das ich in der Tiefe gehört hatte, war ein Schmelzbach: Er kam vom Restschnee auf den Berghängen und unter dem Eis hervor. Einmal braunes Eis, dann Schwemmlandchaft, halb See, halb Sand darüber. Es war sehr dunkel geworden. Ich sah nur mehr schemenhaft Schneekrusten, über die das Wasser noch glasklar und weiß schäumend lief und beides immer wieder ineinander verwirbelte. Bevor es ins Becken ging, wurde es hart und steil. Vorsicht! Dort war keine Erde mehr, sondern blankes Eis,

mehrere Meter tief. Höhnisch glänzte es unter der Staubschicht, während ich mit pochendem Herzen am Abgrund hockte.

Dann die Schmelzbäche. Größere Bäche zu queren war schwierig. Schon bei Rinnsalen hatte das Wasser das Geröll ausgehöhlt, es ging unter dem Körpergewicht sofort in schmatzenden Lawinen ab. Oft aber war ich schon darüber gesprungen, wenn es passierte, oder war zurückgezuckt, was nicht schwer war, weil sich das Gestein nur schwerfällig, wie in Zeitlupe, löste.

Große Bäche zwangen mich zum Absteigen, vom Gletscher ins Bassin, dort gab es Verlandungen, unter denen das Wasser einfach verschwand. Der glatte Sand dort war tragfähig, spannte sich über einen unterirdischen Bach. Den hörte ich wieder murren, unter dem Fels, den musste ich überwinden: In Spalten ein linear fließendes Geräusch in der Tiefe. Das Springen im Mondlicht war schwierig, eine wandernde Wolke hieß stehen bleiben. Ich trat fehl, verstauchte mir den Knöchel, merkte daran erst meine Müdigkeit, wollte jetzt eigentlich nur mehr heil von hier heraus kommen.

Dann wurde es leichter, fast so überraschend und schnell wie damals in der Donau, als man in ruhiges Gewässer kam. Ich gelangte an eine Stelle, wo sich das Schmelzwasser zu einem oberflächlich gekräuselten See vereinigte. Man sah es schön: Es war wie ein Himmel auf der Erde, das Licht der Sterne schimmerte von unten her auf. Ich erkannte Moos, und das Erdreich wurde zunehmend fester. Ich ging jetzt auf dem weichen Kissen des Mooses rund um den

Gletschermund. Zwischendurch trat ich auf den Fels, dort sah ich die Kratzspuren, wo vor langer Zeit das Eis den Stein geschliffen hatte. Ich schritt dort ganz leicht, fast schwerelos dahin, und war den Sternen näher. Erst sah ich nur ein paar davon, die stärksten. Dann immer mehr, großtöpfige Wegweiser, hinter denen sich mehr und mehr Punkte zu Flecken und Spiralen und Netzen zusammensetzten.

Ich hatte in der alten Franz-Josephs-Höhe übernachtet, einem Gasthof und Hotel, das wenige Jahre später niedergebrannt ist. Ich saß im Frühstücksraum auf dem Mobiliar und benutzte die Silberlöffel, mit denen Erzherzog Johann hundert Jahre zuvor sein Frühstücksei gelöffelt hatte. Als ich am Vormittag nach dem Schneesturm, der die ganze Nacht hindurch geheult hatte, über den Bergsteig zur Parkgarage ging, leuchtete die Eisfläche über den Felswänden intensiv auf. Darunter sickerte Schmelzwasser, und die Farben des Steins gleißten auf. Unter der Eisschicht liefen Luftblasen herab wie hin und her irrende Insektenschatten. Wenn ich auf den Fels schaute, war das eine senkrechte, filmdünne Wasserfläche mit funkelnden Eiszapfen, die zum Erdmittelpunkt hin zeigten. Kristallbüschel sah ich darunter auf dem Weg, mit Pflanzeneinschlüssen, Grashalme oder Blüten. Und das Ganze kam im Schmelzen durcheinander: Schneeflocken oder abgebrochene Eiszapfen, kleine Eisstücke taumelten über den Abhang, Wasser gurgelte dazwischen und riss Steine mit, die kollerten, und

die Erde schmolz und wurde weich und lebendig unter den Schuhen.

THE END

Ein Tier gefährlich nur für Mann was ist lasch

Ich erlebte Nico das erste Mal im Centre Pompidou, als sie eine deutsche Reisegruppe durch die Räume führte. Nico – was für eine wunderbare Frau. Lebendig, sehr lebendig. Erfrischend wie das nur eine Frau sein kann, die innerlich lächelt, und munter durch den Tag geht. Zugleich aber, das darf hier nicht verschwiegen werden, eine Katastrophe als Leiterin einer Reisegruppe. Gut, vielleicht kann man die toten Augen der Menschen, die ihr lauschten, auch dadurch erklären, dass sie keiner verstand. Später nämlich stellte sich heraus, dass es gar keine Deutschen waren, die an dieser Gruppe teil genommen hatten, sondern Ukrainer, die kein Deutsch verstanden, aber zu schüchtern waren, darauf aufmerksam zu machen. Aber das ist eine andere Geschichte. Ich erinnere mich an einen Raum, den Joseph Beuys, der große deutsche Künstler, gestaltet hatte. Davon abgesehen, dass Beuys immer einen Hut auf gehabt haben soll (wahrscheinlich, um nicht als kahl werdender Mann auf jüngere Frauen abstoßend zu wirken) weiß ich von ihm eigentlich nur, dass sein Name

irgendwie cool ist und dass er mit Filz und Fett gearbeitet hat. Das aber nicht aus natürlicher Neigung, sondern weil er – wie mich Broschüren informiert haben - als Soldat einmal mit dem Flugzeug abgestürzt war und ihn eine osteuropäische Mamma in einem Birkenwäldchen fand. Oder in einem Schneefeld. Jedenfalls beschmierte ihn diese Lebensretterin aus mir unerfindlichen Gründen mit Spucke, Muttermilch und Talg und staffierte sodann mit einem Lodenmantel aus, den ein österreichischer Soldat noch vom 1. Weltkrieg mitgeführt hatte für den Fall seiner Desertion, um seine Uniform einfach ausziehen und unerkant als Privatmann von der Front wieder abreisen zu können. Zumindest denke ich, dass es einen solchen Lodenmantel gegeben hat. Dieser Lodenmantel kam bei der Lebensrettung des Herrn Beuys zu Ehren und quasi „heim ins Reich“, wie das die Nazis ja so schön ausgedrückt haben. Eine wertvolle Metapher, die man auch anwenden kann, wenn man einen Schal verloren hat, übrigens. Verzweifelt läuft man durch die Straßen, kommt völlig verstört in dem Café an, in dem man den Schal verloren hat und legt ihn dann mit erleichtertem Herzklopfen um im Gewissen, ihn damit wieder „heim ins Reich“ geholt zu haben. Ist das nicht schön? Ich finde das schön. Heim ins Reich hole ich seither alles, was ich so verlegt habe. Besonders bei dritten Zähnen ist das eine Super-Metapher. Gut, weiter. Auch Beuys wird das so empfunden haben, als er sich in den Lodenmantel wickelte, schließlich war er ja selbst als nationalsozialistischer Soldat im Osten. Was

das alles mit Nico zu tun hat? Genau genommen nichts, aber es war schön, mal ein bisschen ab zu schweifen. Damit ist jetzt genug, denn es soll hier um Nico gehen. Eine Frau, die als Teenager mit dem Zug von Bukarest nach Süden fuhr, bis sie irgendwann einmal in Afrika landete. Es muss ein französischsprachiger Teil dieses Kontinents gewesen sein, denn einige Jahre später tauchte sie in Paris wieder auf.

Diese Geschichte ist Nico gewidmet. Eine schmale Frau mit schwarzen Haaren, die im Centre Pompidou Reisegruppen betreute. Eine sehr entschiedene Frau, deren einziger Lebensinhalt Sex wahr. Und Geld, als Basis quasi, auf der sich ein Leben voll Sex aufbauen konnte. Zum Thema Beuys konnte Nico nichts Erhellendes sagen, vermute ich. Sie stand da und erklärte den Raum, der wie eine Filzlagerhalle ausgestaffiert war, so: „Dieser Raum hat 10 mal 14 Meter breit und 2 Punkt 5 Meter hoch. Seine Wände sind von Filz. Es sind hier 35 Meter Quadrat beste Filz verarbeitet. Fragen?“

Die Reisegruppe schwieg. Also ging es weiter in den nächsten Saal, von dessen Decke ein Riesenmobile hing, das wie ein Flugzeug aussah. Es gab in dem Raum Werke zahlreicher Künstler, die teils Skulpturen, teils Gemälde, aber auch Installationen abgeliefert hatten, deren Thema der afrikanische Kontinent war. Es wäre interessant gewesen, Details zu den einzelnen Künstlern, der Epoche und vielleicht auch von den Ausstattungsplänen dieses Raums oder die Geschichte der Akquisition der einzelnen Kunstwerke zu erfahren. Originalton Nico: „Diese

Raum ist 22 mal 38 Meter Fläche und hat Höhe von 6 Meter. Hat Kunstobjekt von Dachboden hängt in sehr groß, hat Schwere von 1000 Kilo, was ist ein Tonne. Fragen?“ Na ja, immerhin. Ich hatte mich auch schon gefragt, wie schwer das Mobile war. Nico stand da, eigentlich wunderhübsch, Anfang zwanzig, von mittlerer Größe, vielleicht 173 cm, 50 kg schwer, noch Fragen? Sie lächelte, während sie sprach, als wäre diese Führung, die sie da veranstaltete, eine Verarsche, und das vom Feinsten, und der rumänische Akzent, mit dem sie sprach, getürkt. Zugleich aber war da eine Authentizität, die uns überzeugte, und als dann tatsächlich eine Frage kam von einem übergewichtigen Herrn Mitte Sechzig, der gar nicht zu unserer Gruppe gehörte, was man schon daran erkennen konnte, dass er ein T-Shirt trug, auf dem „Red Hot Chili Peppers Tour 2006“ gedruckt war, lautete die: „The Raum, wou bier zind gegangen, daz habe Flach von hundred and forty und this here haben viel große of vielleicht seven hundred and thirtysix, ja. Das ist Frage: Wieviel sind daz in mit or ohne ... Filz?“

Es war da ein Blinken in Nicos Augen, während sie überlegte. Dann: „Ohne.“

„Ach, ja, good. Thank you very much.“

Und dann sagte er etwas zu seiner Begleiterin, einer winzigen kleinen Thailänderin, die wahrscheinlich gar nicht Deutsch sprach, aber ergeben nickte, und das war das. Wie sagt man so schön: Es gibt keine dummen Fragen. Aber es gibt Fragen, die erhöhen den Spaß an der Absurdität des Lebens, besonders dann, wenn sie ernst gemeint sind.

Subliminal messages soll es ja wohl geben und gemeint ist dabei meistens, dass einer irgendwie komisch guckt. Da schickt er die subliminal message aus, dass er etwas nicht so gut findet. Oder er errötet, dann signalisiert er dem anderen, dass er es nicht so gut findet, dass ihn der andere anknipst wie eine Nachttischlampe, um in ihm zu lesen im Buch des Lebens. Liebe ist das. Und der Mann im T-Shirt war verliebt, obwohl er mit der Thailänderin zusammen war, die er unten an einem Strand aufgelesen hatte mit einem Bündel Dollarnoten in der Hand, denke ich. Eine stärkere subliminal message als das kann man sich nicht vorstellen. Soviel zum Thema der Liebe und den subliminal messages, die so ein Typ im T-Shirt ausschickt beim Stellen dämlicher Fragen. Man merkte nämlich, dass er Nico lieber etwas anderes gefragt hätte, und das ist nur logisch, denn sie hatte was. Man kann sagen, sie war der Typ, den man gerne so anguckte wie etwas ganz Feines zum Essen. Gut, an ihrem Vortragstil konnte sie noch feilen, aber das lag ja wohl daran, dass Deutsch für sie eine Fremdsprache war und Deutschtum wohl auch eine fremde Welt, auch wenn sie sich offenkundig um eine Annäherung, stilistisch wie auch thematisch, bemühte.

Das zweite Mal sah ich Nico bei einem Empfang einen Monat später. Der Veranstalter war der internationale Konzern, der die Veranstaltung finanzierte, an der ich hier in Paris, der Hauptstadt der Liebe, teilgenommen hatte und bildete zugleich ihren Abschluss. Firmen, die im Grund genommen dadurch groß werden, dass sie

irgendwelche Waren geradliniger und mit größerer Brutalität verkaufen als andere, garnieren solche Empfänge mit Damen. Eine davon war Nico, offensichtlich. Das Kleid war aus Seide, glänzend und freizügig und die Beine standen auf Sockeln, die ein absolut sadistischer Schuhmacher derart entworfen hatte, dass der vordere Teil des Fußes den Boden berührte, der rückwärtige Anteil aber auf einem ganz dünnen Stift zu stehen kam, wodurch von vorne die optische Täuschung einer Beinverlängerung entstand. Nico war der Typ Frau, die zwei Tage nach der Geburt eines Kindes im Schwimmbad im Bikini eine Wespentaille vorführt, aber die schmallippige Variante davon. Ihre Augen waren ungewöhnlich hell und die Lidführung so, dass sie hochmütig schauen konnte, ohne sich besondere Mühe zu geben. Wenn sie lachte, wirkte das so, als sei sie selbst ein bisschen überrascht darüber, wie einfach es eigentlich war, Spaß zu haben. Ich ging unvermittelt mit meinem Glas in der Hand auf sie zu und sagte: „Ich kenne Sie aus dem Centre Pompidou, von neulich. Ich war mit Ihnen im Filzraum. Geben Sie noch diese Führungen?“ Sie machte eine Pause wie jemand, der meine Worte erst in seine Sprache übersetzt und antwortete dann, als habe sie gerade einen wichtigen Entschluss getroffen: „Kennen Witz?“ „Nein, ich weiß nicht, welchen Sie meinen.“ „Mann sieht Frau in Zoo vor Käfig wo sind Affen. Gefällt ihm, denkt: Oh, ist gute Frau, möchte ich einladen zu eine Tasse Tee, aber ist schüchtern, traut nicht. Frau geht, Mann ihr nach. Sie an Ausgang, möchte weggehen, aber er greift auf

Schulter: Ich kenne Sie. Habe gesehen vor Käfig mit Affen. Da sie sagt: O ja, ich Sie kennen auch. Aber habe Frage, mein Herr: Wo dort Sie herausgekommen? Sind.“

Ich hob schweigend mein Glas und nahm einen Schluck.

„Ist Witz“, erklärte Nico.

„Ja, ich weiß.“

„Ist einzige Witz was ich kennen auf Deutsch. Sorry, ich nicht lieben diese Witz.“

„Er ist gut.“

„Ist gut? Sie nicht lachen.“

„Nein, aber ...“ Ich überlegte, aber es war da etwas, das dieser alberne Witz, der eigentlich so geht: „Eine Frau steht im Zoo vor einem Affenkäfig. Ein Mann sieht sie dort und sie gefällt ihm sehr. Er geht ihr nach und sagt: Hallo, schöne Frau, wie geht's. Und sie: Kennen wir uns? Er: Doch, Sie standen doch eben vor dem Affenkäfig. Und Sie: Verstehe. Aber was ich nicht verstehe: Wie sind Sie dort herausgekommen?“

„Eigentlich geht der Witz so“, behauptete ich, „der Mann läuft der Frau zwar nach, aber er tut es in seiner Funktion als Zoowärter. Er muss das tun, wenn gefährliche Tiere entkommen.“

„Ja, aber Tier was Sie sagen“, gab Nico blitzschnell zurück, „ist gefährlich nur für ihn.“

Wir standen einander gegenüber und ich merkte, dass ihre Augen leicht hin und her pendelten, während sie mich musterte. Es war eine unerwartete Konfrontation. „Ich suche Mann was ist reich und schenkt mir einfach Leben“, fuhr sie fort, „aber muss haben Spaß. Ich kann nicht leiden Mann was hat keine Humor.“

Nico wohnte weit draußen in einer dieser seelenlosen Wohnkästen, die man mit dem Namen Le Corbusier in Verbindung bringt, den man einmal weltweit für ein Genie gehalten hat, worüber man sich heute nur wundern kann. Oder voller Frustration die Stirn gegen diese schlampig fabrizierten überdimensionierten Eierkartons schlagen, die dieser Mann überall auf der Welt aufstellen ließ, zum Beispiel das UN-Hauptquartier in New York. Der Mann hieß eigentlich Charles-Édouard Jeanneret-Gris, was schon einiges erklärt. Weil er Scheiße klingt. Aber auch, weil seine Architektur ja vor allem grau war. In so einem Machwerk, von dem es in Paris zu viele gibt, wohnte Nico. Dorthin kamen wir erst drei Tage und drei Nächte später, um Kleider für sie zu holen. Was war in der Zwischenzeit passiert? Nun, das, worüber man in Büchern oder Filmen hinweg gleitet. Zuerst schauen sich Mann und Frau verliebt an und küssen sich, und dann geht ein Schleier über alles und schon schieben sie fröhlich Kinderwagen, bestückt mit den Produkten ihrer nächtlichen Exzesse. Oder sie haben graue Haare vom vielen Lieben. Bei uns war der Schleier relativ lang und wurde so unendlich langsam gezogen, dass man den Eindruck hatte, das Leben sei ein Schleier. Wir waren in diesen drei Tagen viel im Bett, und dabei passierte immer wieder das Gleiche, und das so klischeehaft und unablässig, dass man mit der Zeit zu verstehen beginnt, warum man in literarischen Werken immer diesen Theatervorhang über die Akteure fallen lässt. Die Amerikaner haben vielleicht

Recht, wenn sie in ihren Filmen schweißüberglänzte Nackte zeigen, die beim Liebemachen einem schrecklich anstrengenden Tagwerk nachzugehen scheinen, bei dem man sich unwillkürlich die Frage stellt: Wie viel kriegen die dafür bezahlt? Nicht die Schauspieler, sondern die Filmfiguren, die sie spielen. Sicherlich ist es anstrengend, den Samen, der in der Tiefe des Hodens ruht, die lange Strecke bis an die Oberkante der Gebärmutter zu befördern. Es ist eine Art Aufpumpen des Gegenübers, etwas, was man mit einer Luftmatratze machte damals in den Sechziger Jahren. Damals gab es Luftblasen aus schwarzem Gummi, auf die man trat, damit durch einen zu weichen Schlauch Luft in die Matratze schlich. Ähnlich verzweifelt muss der konventionelle Liebesakt auf den unvoreingenommenen Betrachter wirken, das Aufladen eines Akkus durch pumpende Bewegungen, bis es dann so weit ist, zumindest bei einem. In französischen Filmen verzichtet man darauf, diese harte, ehrliche Arbeit überhaupt nur anzudeuten. Da sitzt dann eine Frau mit blankem Busen und raucht eine Zigarette und man denkt sich, das ist so eine Art Sozialempfängerin der Liebe, die kriegt den Samen schon geliefert, wenn sie ihn braucht, aber aktiv werden muss sie dafür nicht, und das ist unheimlich *légère*.

In der Hinsicht war Nico ernsthaft bei der Sache. Wohl hatte sie in dieser Zeit auch nackt auf dem Bett gesessen und dabei eine Zigarette geraucht, aber als dann einmal der Rauchmelder anging, hat sie in der Folge dann darauf verzichtet. Sie versuchte mich ernsthaft davon zu überzeugen,

dass sie es mit mir ernst meinte. Einerseits bedeutete das, dass ich ihr Geld geben sollte bis an ihr Lebensende. Aber es bedeutete auch, dass sie mit mir schlafen wollte – vielleicht auch so lang. In ihren Augen war unsere Begegnung ein klarer Austausch von Werten. Schon bei dieser Cocktailparty, als ich sie auf unsere Bekanntschaft ansprach, erkannte sie in mir ein Potential, das sie so ausdrückte: „Ich müssen ersticken mit Mann was ist lasch.“

„Lasch?“

„Ja, lasch. Wie die Franzosen sagen, wenn Mann nicht ist potent.“

„Lache? Das wäre ein Feigling, oder auch ein Schwächling.“

„Ja. Ich eine Frau. Eine Frau müssen ersticken, wenn Mann ist lasch. Mann müssen haben Schwanz was ist immer hart. Muss nicht sein groß, muss nicht sein sehr hart, muss sein angenehm hart.“

„Das ist eine klare Ansage“, sagte ich, und freute mich eigentlich. Ohne Umschweife waren wir zur Sache gekommen. So konnte es ruhig bleiben. Wir waren hinaus auf den Balkon getreten. Es war hier sehr kalt, und bis auf einige Raucher waren wir auf der weiten Fläche bis zu dem Geländer allein. Nico stellte sich vor mich hin und fasste mich zwischen die Beine. „Deine Schwanz groß und weich und hart“, sagte sie. „Müssen sein immer hart wenn ich da. Du mir versprechen.“

„Das könnte passieren“, sagte ich.

„Müssen sein. Verspreche.“

„Ich verstehe.“

„Müssen. Ich dich küssen überall“, sagte sie, während sie ihre Stirn auf meinen Hals legte. Es war eine heiße Stirn mit einer Schmiere aus Puder und Rouge, weil sie dort kleine Narben hatte aus der Zeit der Akne.

„Das ist gut“, sagte ich, wusste aber nicht genau, was sie meinte. Aber ich wusste, was sie in mir auslöste. Es war wild und einfach und süß. Ich fühlte mich sehr lebendig. So ist es ja im Grunde genommen. Wir müssen nur sein. Und wenn wir nicht nur sind, sondern auch geil sind, ist unser Leben am Höhepunkt.

„Ich mich erinnern an deine Gesicht in Centre Pompidou“, sagte sie. „Ich auf dich gewartet draußen auf der Straße, weil gespürt. Ich draußen heiß auf dich, aber du, wild wie die Tiere, weg. Wie ein, ein Affe... Aber zuerst du haben gesehen mich und deine Schwanz ist hart. Ich haben gesehen das und haben gedacht: Das eine Mann, wenn ich sehe wieder, ich brauche diese Mann.“

Wir standen da im Dunkel. Sie mit ihrer kleinen Hand auf meiner Hose und der etwas heiseren Stimme. Es musste so aussehen wie eine Jägerin, die einen besonders großen, bleichen Fisch gefangen hat, und der Fisch trägt Anzug und spricht mehrere Sprachen.

„Nico“, sagte ich, „gehen wir auf mein Zimmer und ich verspreche dir, meine Schwarz immer hart. Hoffe ich, zumindest.“

Drei Tage später ging in einem dieser seelenlosen Wohnbauten die Tür auf und ein afrikanischer Mann stand da. Er war groß, deutlich größer als ich. Er wog mehr als hundert Kilogramm und hatte

graues, lockiges Haar, das durch irgend ein Haarbehandlungsmittel flauschig geworden war und ihm über die Schultern fiel. Er wirkte wie eine ältere Blondine, die etwas aus der Form gekommen war und afrikanische Vorfahren hatte. „Hallo, willkommen“, sagte er im fließenden Französisch, aber mit der weichen Aussprache seines der Frankophonie angehörigen Heimatlandes, „ich habe schon so viel von Ihnen gehört, Herr Mayr.“

„Ja?“

„Ja. Nico hat mir erzählt, dass Sie am Donnerstag auf dem Empfang waren und dass Sie sich so interessant unterhalten haben.“

„Ja, das stimmt“, sagte ich und drehte mich fragend nach Nico um, die einfach geradeaus schaute, als ginge sie dieses Gespräch nichts an. Sie hatte telefoniert, mir aber dabei erzählt, das sei ihre Schwester, die sie fragen wollte, ob sie für sie einkaufen kann. Sie hatte eine mir unbekannte Sprache gesprochen, eine Art afrikanischer Nomadensprache, die immer dann benutzt wird, wenn es darum geht, Weißen ein Schnippchen zu schlagen.

„Aber kommen Sie doch herein, Herr Mayr“, fuhr der Afrikaner fort, „mein Name ist Massoud, und ich bin der Eigentümer dieser Frau hier.“

Zu Nico sagte er, kurz und ruhig und auch ein bisschen humorvoll: „Zieh dir ein anderes Kleid an. Du stinkst wie ein Stinkesteinbock, du Hündin. Geh duschen.“

Lächelnd wandte er sich dann wieder mir zu und ich konnte sehen, dass er lauter Jackettkronen im Mund hatte. Wir gingen ins Wohnzimmer und

setzten uns hin. Bis auf eine Couch, deren Federn schon etwas aus der Halterung gekommen waren, gab es hier keine Möbel. Massoud lehnte sich zurück und strahlte über das ganze Gesicht.

„Ich freue mich, dass Sie persönlich gekommen sind, Herr Mayr, um alle Formalitäten zu erledigen. Das ist selten. Und es freut mich wirklich, weil Sie ein sehr interessanter Mensch sind.“

„Meinen Sie?“ fragte ich zurück.

„Ja, das ist offensichtlich. Ihr Gesicht ist sehr sympathisch.“

„Ihr Gesicht ist auch sehr bewundernswert, Herr Massoud. Es ist das Gesicht eines großen Mannes, das spürt man gleich.“

Er zog seine Stirn kraus, als missbillige er meine Worte. „Massoud, nur Massoud“, sagte er.

„Sie haben so wunderschönes Haar“, fügte ich hinzu.

„Ja, es ist das Haar eines Löwen.“

„Es ist nicht nur das Haar eines Löwen, es kleidet einen Mann, der ein Löwe ist, nicht wahr, Massoud? Der König der Löwen“, sagte ich in einem Tonfall, der ernst war und sich um Objektivität bemühte. „Ich glaube, Disney hat einen Film über Sie gemacht, der ein großer Erfolg war.“

„Ja, gut“, meinte er und faltete dann die Hände.

„Es ist für mich schwierig, mit Ihnen über dieses delikate Thema so zu sprechen, dass keine Gefühle verletzt werden. Weder Ihre Gefühle, Herr Mayr, noch meine. Wenn es um die Liebe geht, sagen wir, dann sind die Gefühle sehr ... zerbrechlich.“

„Und es gibt so viele Elefanten“, sagte ich.

„Genau. Ja, das ist eine sehr gute Beobachtung, Herr Mayr. Es gibt viele Elefanten. Aber noch mehr als Elefanten gibt es Porzellan. Und wenn wir jetzt von Elefanten sprechen, sagen wir, da sind Sie und ich. Sie sind ein Elefant und ich bin ein Elefant.“

„Und Sie sind zugleich ein Löwe.“

„Nein. Ich bin Elefant. Und! Ich bin ein Elefant, der ist größer als Sie, Herr Mayr.“

„Ich bin der kleinere Elefant?“ fragte ich.

„Genau.“

„Gut“, sagte ich.

„Und Sie haben jetzt drei Tage lang diese Frau gehabt in Ihrem Hotelzimmer, Herr Mayr, und haben ihr vielleicht ein Kind gemacht in dieser Zeit und reisen jetzt ab. Sie fliegen mit einer Boeing 747 ab nach Chicago oder Rio de Janeiro oder nur München. Oder mit einer Boing 707, oder Airbus, und so weiter. Und diese Frau, diese Nico hier, geht in das Centre Pompidou mit einem Bauch, der ist zuerst klein, und dann nicht mehr so klein, und der wächst und dann sieht sie aus wie ein Elefant.“

„Ist aber keiner“, sagte ich.

„Nein“, stimmte er zu. „Ist sie nicht. Sieht nur so aus. Und dann hat sie ein Baby und fragt mich: Massoud, kümmere dich um mein Baby. Und das Baby ist zuerst genügsam und trinkt die Milch von den Zitzen dieser Ziege, dieser Nico, die mir auf der Tasche liegt, Herr Mayr. Sie liegt mir auf der Tasche, schwer wie ... nun? Sagen Sie's mir doch.“

„Wie ein Elefant.“

„Genau. Aber sie ist kein Elefant. Sie ist nur WIE ein Elefant. Die Elefanten sind wir. Und deshalb habe ich gebeten, dass sie diese läufige Hündin, diese Hure, die keine Ehre hat und der sie es drei Tage lang so sehr besorgt haben, dass sie jetzt kaum mehr laufen kann – schauen Sie sich diese Frau doch an, Herr Mayr, wie sie geht, Sie haben sie zum Krüppel gemacht, ich kann keinen Krüppel gebrauchen! - mit nach Amerika nehmen oder sonst wo hin, weil ich kein Kind aufziehen will, das aussieht wie Sie, Herr Mayr.“

„Warum eigentlich nicht, Massoud?“

„Weil Sie hässlich sind, Herr Mayr. Und auch Ihre Kinder werden hässlich sein.“

„Ich verstehe.“

„Das ist so. Das sage ich nur, weil es der Wahrheit entspricht. Und deshalb habe ich zu Nico gesagt, sag dem Deutschen, du brauchst etwas zum Anziehen und musst nach Hause und sieh zu, dass er mit dir kommt, damit ich mit ihm sprechen kann. Ich glaube, er ist ein vernünftiger Mensch. Er weiß, dass er dir die Ehre geraubt hat. Und wer einmal seine Ehre verloren hat, hat alles verloren. Du bist wertlos geworden wie ein Stück Fleisch mit einem Loch in der Stirn, wo einer abgedrückt hat um dir dein wertloses Leben zu rauben, du Stück Scheiße.“

All das sagte Massoud, als würde er Nummern aufzählen. Jetzt saß er da und hatte seine Arme hinter dem Kopf verschränkt und lächelte.

„Wie viel darf ich Ihnen für Nico anbieten?“ fragte ich.

„10.000“, sagte er.

„Euro?“

Er nickte.

„Das ist sehr großzügig von Ihnen“, sagte ich, „und ich bin wirklich sehr geschmeichelt. Haben Sie aber auch den Typenschein?“

Er zog die Stirn kraus.

„Eine Besitzurkunde?“

Jetzt schwiegen wir eine Weile. Ich hörte, dass Nico duschte, was mich wunderte, weil sie schon im Hotel geduscht hatte.

„Etwas, das klar stellt, dass Nico Ihr Eigentum ist.“

„Ich werde sehr offen sein“, sagte er, während ich noch sprach, und ohne mich dabei anzusehen.

„Ich werde Sie töten, wenn Sie das Geld nicht bezahlen, Herr Mayr.“

„Wenn ich Ihnen das Geld gebe, gehört sie mir?“

Er nickte. „Sie gehört Ihnen. Aber ich kann nichts dafür, wenn sie Ihnen wieder davon läuft. Gar nichts.“

„Glauben Sie, dass Sie von mir weglaufen wird?“

Er nickte abermals. „Sie läuft weg“, sagte er.

„Wie oft haben Sie sie schon verkauft?“

„Ich weiß nicht.“

„Mehr als zehn Mal?“

„Sie kehrt immer wieder zu mir zurück“, sagte er.

„Das ist schön für Sie, Massoud.“

„Ja, das ist es.“

„Gut. Dann muss ich einmal sehen, dass ich das Geld beschaffe“, sagte ich.

„Darum kümmern wir uns“, antwortete er, streckte seine Hand aus, um mich aufzuhalten, wandte den Kopf und rief etwas auf Arabisch.

Im nächsten Augenblick, als hätten sie darauf gewartet, strömten vier Männer in den Raum. Sie hatten im Nebenzimmer gewartet. Sie trugen

Jeans und T-Shirts aber sahen so aus, als stammten sie ebenfalls aus Afrika.

„Das ist Herr Mayr“, sagte Massoud und zeigte auf mich. „Er hat die Hure geschändet und muss sich jetzt frei kaufen. Aber er will nicht zahlen. Er glaubt, dass er uns betrügen kann. Er ist der Feind Allahs und auch unser Feind. Wenn er zu fliehen versucht, müsst ihr ihn töten. Und jetzt geht in sein Hotel und holt seine Sachen. Wir werden hier auf euch warten.“

Er streckte seine Hand aus, und ich begriff sofort, was er meinte, und folgte ihm meinen Zimmerschlüssel aus.

Er schnappte ihn. Die Männer gingen, und ich fand mich mit Massoud allein. Er schwieg und sah mich dabei an, als wolle er etwas sagen. Aber er sagte nichts. Einige Minuten später kam Nico in den Raum. Sie trug ein rotes Kleid, das am Kragen geschlossen war und bis zu ihren Fußknöcheln reichte. Sie ging zum Fenster und schaute hinab auf die Stadt und vor allem auf den Verkehr, die tausende von Lichtern auf den großen Boulevards, die man im Dunst erkannte. Man hatte von hier aus – wir befanden uns im achten Stock – eine sehr gute Aussicht. Danke, Le Corbusier. Man darf nicht immer meckern.

„Geh kochen“, sagte Massoud.

Nico drehte sich um und schaute ihn nur an. Dann wandte sie den Kopf zu mir und fragte: „Wir gehen?“

Ich stand auf.

Nico verließ den Raum. Draußen im Flur schlüpfte sie in ihre Jacke und streifte ihre Schuhe über. Ich schaute ihr dabei zu. Dann ging sie zur

Eingangstür und öffnete sie. Ich folgte ihr hinaus auf den Flur. Wir gingen bis zu den Liften vor. Sie drückte den Knopf und wir warteten.

„Er sein Schauspieler“, sagte sie. „Aber keiner ihn wollen, nicht die Oper, nicht das Theater, nicht der Film. Es macht Tragödie.“

„Ja, das tut es“, sagte ich.

„Er versuchen. Immer wieder versuchen. Aber keine Erfolg.“

„Er versucht sich in der Rolle des Zuhälters?“

„Ja, er Zuhälter“, sagte sie, „meine Mann. Aber ich nicht wollen ihn. Er keine Erfolg. Ich denken ist gut.“

„Die Männer, die er los geschickt hat ... es wäre mir sehr unangenehm, wenn sie mein Hotelzimmer ausrauben würden.“

„Männer sehr langsam“, sagte sie und legte mir beruhigend die Hand auf den Unterarm.

„Sie sind langsam?“

Sie nickte.

„Du kennst sie?“

Sie nickte abermals.

„Sie sind so langsam, dass wir uns keine Sorgen machen müssen?“

Sie lächelte und gab mir einen Kuss: „Keine Sorgen. Ich schon wieder gute Laune auf dich. Gute Laune!“ rief sie beschwörend und griff mir in den Schritt.

Der Aufzug kam und wir fuhren hinab. Dann stiegen wir in die Metro, die auch gleich gekommen war. Nico erzählte, dass die Männer schon ernsthaft bei der Sache waren und die feste Absicht hatten, mich auszurauben oder sogar zu töten, wenn ich ihnen ein Motiv dafür gab. Doch

ebenso fest waren sie entschlossen, sich auf ihrem Haatsch – wie das der Österreicher sagt, gemeint ist damit nicht der Hadj nach Mekka, sondern ein langer Spaziergang – bis zu meinem Hotel, den sie naturgemäß nach den Gesetzen ihrer Kultur zu Fuß zurücklegen mussten, irgendwie hetzen zu lassen. Ich fand das sehr erfreulich. So macht Multikulti Spaß, dachte ich, wurde dann aber wieder besorgt: „Aber wenn sie dann da sind, werden sie die Tür aufbrechen?“ Nico schüttelte den Kopf: „Haben Schlüssel für Zimmer“, sagte sie. „Warum aufbrechen Türe? Macht keine Sinn.“

Im Hotel gab ich an der Rezeption bekannt, meinen Zimmerschlüssel verloren zu haben und bekam einen neuen. Der Keycode für die alte Karte wurde deaktiviert. Wir gingen hoch in mein Zimmer und sahen, dass die vier arabischen Musketiere noch nicht hier gewesen waren. Nico hatte Recht gehabt. Später aber, gegen Abend, hörten wir sie draußen auf dem Gang. Sie versuchten es wohl mehrmals mit ihrer alten Keycard, und als sie keinen Erfolg damit hatten, klopfen sie an die Tür, hämmerten, riefen nach Nico, und das alles auf Arabisch, so dass ich kein Wort verstand. Ich glaube auch mehrmals das Wort „Mayr“ zu hören, was aber wie Taj Mahal klang. Später beteten sie. Ich hatte den Eindruck, dass sie ihr Quartier zu diesem Zweck an das andere Ende des Gangs verlagerten, wo es ein Fenster gab, das nach Osten ging. Noch später dann wurde es still und als ich gegen drei Uhr aufwachte, um auf die Toilette zu gehen, hörte ich

es draußen auf dem Gang schnarchen. Als dann schon die Sonne aufgegangen war, gab es am Gang draußen noch einmal Tumult. Das Zischen eines Hotelangestellten, der die Herren verscheuchte, war das eine, ihr Protestgemurmel das andere. Als es dann still geworden war und die Sonne ganz klar und hell den Raum erfüllte, erfasste mich in dieser großartigen Leere eine große Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem. Ich konnte nicht genau sagen, was es war. Ich sah Nico auf dem Bett liegen. Sie schlief, eine Hand in der Nähe des Mundes, fast so wie ein Säugling, der seinen Daumen immer griffbereit haben muss. Ihr kleiner, magerer Körper war unbedeckt und schwitzte. Es war schon in der Nacht so heiß gewesen, dass man keine Decke auf dem Körper ertrug. Ich trat an das Fenster und schaute hinaus in die klare Morgenluft und den Himmel, der von ganz träge dahin ziehenden Wolken bedeckt war. Unten gingen die Menschen leicht bekleidet zur Arbeit, und passten sich dabei in ihren Bewegungen den Wolken an. Ja, das Wochenende war vorbei. Jetzt konnte der Alltag wieder beginnen. Und er tat es sehr langsam und in großer Wärme.

„Nico!“ rief ich halblaut. Sie rührte sich, stöhnte und schaute dann aus verklebten Augen her.

„Aufstehen, du musst ins Museum.“

„Montag ich hassen!“ rief sie und zog sich das Kissen über den Kopf.

Der Traum, die Nächte, der Regen von L.A.

Samstag Nacht, und schon wieder einer dieser „Events“, wie sie die L.A. Times nennt, Open-Mikes mit theatralen Elementen, wie ich sie hier in der Stadt eingeführt habe. Ich liebe es. Südlich der Hochbauten von Downtown stehe ich heute in Kellnerkleidung mit einer Taschenlampe unter der riesigen Spanne einer steinernen Brücke inmitten halb verfallener, stacheldrahtumzäunter Lagerhäuser. Feuer lodern unweit in Abfalleimern auf, wo Obdachlose sich um die Flammen scharen. Die verbeulten Karossen mexikanischer Familien jagen im Halbdunkel vorbei; weit

zahlreicher jedoch sind heute hier, in einem der heruntergekommensten und gefährlichsten Viertel der Stadt, die glänzenden Kabrioletts der Reichen, die sich um mich versammeln, der ihren Chauffeuren einen beschriebenen Zettel in die Hand drückt und mit Mund und Armen Fahranweisungen gibt. Was will ich hier? Ich will berühmt werden, wie alle. Wofür möchte ich berühmt werden? Das ist mir egal, wie allen.

Das aufgeregte Kichern der Schickeria, die Scheinwerferlichter, die über die Brückenpfeiler taumeln und die Rolle des Wegweisers versetzen mich in eine gelassene Hochstimmung. Ich zünde mir eine Zigarette an, scherze mit dem Publikum, das mich umparkt, da es lieber mit mir zum neuen Drehort fährt, anstatt voraus zu fahren, und schließlich hinterlasse ich eine beleuchtete Tafel mit Wegbeschreibung, springe in eines der Kabrioletts und setze mich an die Spitze des Konvois, überquere den Fluss und lasse mir vom Wind das Haar zerzausen. Es ist das alles ein Spiel ohne Regeln, was eigentlich garantiert, dass man es nicht gewinnen kann. Die Menschen, die hier an den Abfilmungen von Dichterlesungen teilnehmen, möchten berühmt werden wie die Dichter und die Kameralleute, die das Filmen. Sie leben alle den gleichen Traum, und dieser Traum verbindet sie, ist der soziale Kitt, und daraus ergibt sich eine Intimität, wie es sie sonst nirgendwo gibt auf der Welt. Das ist das Geheimnis von Los Angeles, der Traum, von dem man spricht. Wer den Traum träumt, kommt in diese Stadt, und es ist nur konsequent, dass dieser Traum fast nie in Erfüllung geht und der Unterschied zwischen den

Menschen dann einmal nur mehr der sein wird, dass manche den Traum früher aufgeben als andere, und manche vom Traum gedemütigt werden und andere erhöht, während sie ganz anderes Karrieren leben. Und gibt auch welche, die der Traum tötet, aber es ist ein schöner Tod, schöner als der Tod auf dem Schlachtfeld oder der Tod aus Liebe.

Am anderen Ufer des Los Angeles Flusses, der ein Rinnsal in einer Betonwanne ist, wenn nicht im Winter oder im Frühjahr überraschend Regen in den Bergen von San Bernardino fällt, zwischen weiteren verfallenen Lagerhäusern und längst verlassenen Eisenbahnschienen, hat man den Generator in Gang gesetzt, die Kameras postiert, mit Lampen eine Bühne ausgeleuchtet. Cathy, hoch aufgeschossen, in olivgrünem Hosenanzug, steht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Auch sie träumt den Traum, und da ich ihn auch träume, sind wir zusammen, zumindest zu jeden Zeiten, zu denen sich der Traum zu materialisieren scheint. Und heute ist so ein Tag. Es wird in den nächsten Monaten noch mehrere solche Tage geben, und dann werden sie verebben und ich werde Cathy vergessen und ihre Telefonnummer verloren haben und nicht mehr wissen, wo sie wohnt in dieser riesigen Wüste, in der so viele Millionen leben.

Jetzt, nachdem ich nun eingetroffen bin, der Mann der Stunde, der hier den Titel des Regisseurs trägt und des Produzenten, gibt Cathy mittels Megaphon das Kommando für den Einzug der Darsteller, und das mit großem Enthusiasmus, denn sie will mir zeigen, welchen Traum wir leben.

Sie steht hoch aufgerichtet und grinst über das ganze Gesicht. Und da kommen sie auch, unsere Darsteller des heutigen Abends, von einem Dudelsackpfeifer angeführt und von Blitzlichtern umflackert von Reportern, die keine großen Beziehungen haben und auch nicht von wichtigen Blättern kommen, aber einen Traum leben: Den Traum, für die Los Angeles Times zu schreiben, oder zumindest für das LA Weekly, und dann das Ansehen zu genießen, das sie hervorrufen, wo immer sie auf den Plan treten in dieser Stadt, die vor allem in den Medien lebt, und nicht in der Wirklichkeit. Und wer diesen Medientraum erschafft, ist angesehen wie der Zauberer von Oz. Die Aufregung hat mich auch gepackt. Ich stehe mit einer süßen Aufregung in der Brust in dem Menschengedränge und merke, dass mit mir etwas passiert, das mit Drogen vergleichbar ist, die hier fast alle intus haben. Vielleicht fällt es Cathy deshalb schwer, Ordnung in die Menge zu bringen. „Hier ist die Bühne“, ruft sie, um die Menschen zu ordnen, „hier steht das Publikum.“ Doug ist der erste Dichter, ein Mann, der einen Beautyladen in Beverly Hills hat, wo er unbedarften Menschen Botox einspritzt, das er als Friseur gar nicht benutzen darf. Er ist so ein Typ, aber seine Gedichte sind witzig, und er ist in unseren Kreisen bekannt geworden mit dem Zweizeiler: „My Gift-Shop Heart/ You brake it, you pay for it“, was alle zum Kreischen bringt, wenn sie es das erste Mal hören. Jetzt nimmt er selbstbewusst das Mikrophon in die Hand, stellt sich in den besten Kamerawinkel und leitet seinen Auftritt mit „Hier ist der Himmel, hier ist der Boden,

da ist rechts, und dort ist links“ ein, um Cathy aufzuziehen, auf die er auch einen Blick geworfen hat. Aber sie findet ihn zu klein und zu gebeugt und nennt ihn deshalb, wenn es hart auf hart kommt, den „Glöckner von Notre Dame“, was immerhin eine filmische Referenz ist, mit der Doug etwas anfangen kann.

Auf Doug folgt Halter, dann eine Chris, und schließlich Dana, ein Transvestit, der heute so etwas wie der Stargast ist. Danach begrüße ich jedermann, mische mich in die Menge, versuche mir Namen zu merken und zu überlegen, wen ich als Sponsor gewinnen kann, und die Sponsoren, die schon einmal etwas für diese Auftritte gespendet haben und noch nicht aufgegeben haben, bei guter Laune zu halten. Ich schüttle vielen Gästen die Hand, flüstere mit ihnen, mache meine Scherze, wenn mir welche einfallen.

Ich frage mich, was von diesem Abend übrig bleiben wird. Das Filmmaterial ist nicht eindrucksvoll, und der Ton wahrscheinlich schlecht. Die Dichter winden sich vor einem graffittibeschrifteten Brückenpfeiler, darüber rauscht der Abendverkehr, und im Hintergrund bullert der Generator. Egal. Das weiße Licht der Photolampen, in dem sich das Worttheater abspielt, lässt alles aufregender erscheinen, als es ist, und manches davon wird sich auf Film übertragen und als Material dienen in ruhigeren Zeiten, in denen man daraus vielleicht etwas basteln kann, das Bestand haben wird. Allerorten in den Hintergassen kurven und parken Wagen, die Abendroben und Smokings jener, die überall dabei sein müssen, wo etwas los ist, funkeln im

Blitzlichtgewitter der Möchtegernpressephotographen, die wegen denen, die überall dabei sein müssen, da sein müssen und dahinter stehen die Lichter von Downtown auf, die diesem Sachverhalt eine ferne, düstere Legitimation verleihen.

Abschließend gibt es das Theaterstück, auf das alle gewartet haben. Im Schutt zwischen den Pfeilern wachsen drei magere Jünglinge hervor. Einer, in Anzug, liest laut; ein anderer, mit Gasmaske und chirurgischen Handschuhen, sägt langsam an einer Holzplatte, ein letzter, tätowiert und in Lederkluft, singt einem dicklichen Mädchen, das vor ihm im Staub kauert zu. Die drei haben das Stück geschrieben. Ich habe es nicht gelesen, aber das macht nichts, denn man versteht auch kein Wort von dem, was sie spielen. Ein Hochzeitsschleier bedeckt das Gesicht der Frau, also muss es irgendwo um Liebe gehen. Der Tätowierte krächzt zum Tonband, und Cathy, die an mich herantreten ist, der momentan untätig ist, drückt meine Ellenbeuge. Auch sie versteht nichts, aber sie lächelt und sagt: „Schön ist es geworden heute. Ich glaube, so schön war es noch nie.“

Die Welt scheint sich um uns beide zu drehen an diesen Tagen, an denen sich unsere Dichtergruppe der Welt präsentiert. Wir sind so etwas wie die Mamma und der Pappa dieser Truppe, das ist unsere Macht. Und es ist unsere Intimität. Auf der Bühne gehen wir kameradschaftlich miteinander um. Doch danach entsteht eine Intensität, die uns mehrmals sprachlos zurück lässt. Es beginnt schon unten im

Wagen als wohliges Vibrieren im Bereich des Herzens, bei dem man nichts mehr sagen muss. Dann gehen wir durch die Tür des Apartmentkomplexes, in dem ich wohne, und in dem es nach trockenem Holz, Schweiß und Staub riecht, und schon spürt man die Eile, zu einander zu kommen. Cathy läuft vor mir die Treppe hoch, lang und schlaksig in ihren Jeans und mit dem ewig gleichen, militärgrünen T-Shirt, das ihre kleinen, kompakten Brüste zur Geltung bringt. Bevor ich die Tür aufschließe, lacht sie ihr „Hi hi“ der großen Erwartung, und kaum sind wir drinnen in dem Raum, zieht sie sich aus, lachend, geht im Rückwärtsschritt vor mir her, und wir zerren hier die Kleider los, und verkrümmen uns und streifen Kleider ab und lachen wie besinnungslos, bevor sie auf die Matratze fällt und mich an sich zieht. Ich bin in ihrer Scheide drin und sie ist feucht und offen und zugleich passt alles aufeinander, als ob es nur ein Körper wäre, der etwas tut, was ihm angenehm ist und worauf er großen Appetit hat, und deshalb bekommt er seinen Höhepunkt und das Erfülltsein danach ist so selbstverständlich und tief gehend, wie ich das noch nicht erlebt habe. Sie ist meine Frau, die für mich geschaffene Frau. Bei Cathy denke ich nicht, was ich tun muss, und ich glaube auch, dass sie nicht daran denkt. Ich habe nicht den Eindruck, sie zu stoßen und sie nicht den, von mir gestoßen zu werden oder sich überhaupt anzuklammern oder sich zu reiben an mir oder zu rutschen und mich zu küssen oder zu beißen oder an mir zu kauen oder die Augen zu zu pressen oder den Mund zu öffnen oder irgend etwas, was man sonst mit Sex in Verbindung

bringt. Ich denke nicht, wie lange es dauert oder wie kurz oder was ich tun muss, um selbst zu kommen oder sie zum Höhepunkt zu bringen, aber es klappt mit Cathy, eine schnurlose Verbindung, nicht einmal mehr, wie man das sonst formuliert, den Draht, den man zueinander hat. Sie ist der burschikose, schlaksige, hoch aufgeschossene Typ, ungewöhnlich nachlässig in der Körperpflege für eine Amerikanerin, unrasiert unter den Achseln oder zwischen den Beinen, mit kurzen, braunen Haaren und Sommersprossen, ein natürlicher Mensch, religionslos, ohne Scheu und ohne Hemmungen, mit einem großen Enthusiasmus, mit dem sie alles macht, auch die Liebe. Wenn ich nur an sie denke, geht mir ein Licht auf im Bauch, und wenn ich mit ihr schlafe, ist da eine Innigkeit, die ist Freundschaft und Liebe und Begehren, und es muss ihr ähnlich gehen, denn wir schlafen miteinander ungeschützt und ich spritze in ihr ab in dem Gefühl, dass wir zu einander gehören und dass wir Kinder haben könnten und einmal im Altersheim traut nebeneinander sitzen könnte und fragen: Was hast du gesagt? Zugleich aber geht sie jeden Morgen ins Büro, arbeitet am Computer und hat einen langjährigen Freund, mit dem sie ebenso schläft. Was sie hier bei mir will? Es ist eine Amour fou, und zugleich die Hoffnung, ins Filmgeschäft zu kommen. Sie hat jahrelang versucht, als Rocksängerin Karriere zu machen, dann hat sie Rockbands gemanagt, aber es wurde nichts daraus und dann schrieb sie nebenbei Gedichte, die ich veröffentlichte und rezensierte, was ja noch tiefer geht, wenn man Dichter ist, und

eines Tages fragte sie mich: Matti, was hältst du davon, wenn wir die Lesungen zu Filmen anfangen? Es ist mehr als Dokumentation, es zieht die Leute an, weil viele davon doch Schauspieler sind und sie wollen sich im Film sehen oder im Fernsehen und wir vermarkten das dann und in einigen Jahren sind einige von denen berühmt geworden und denken an uns, nehmen uns als Agenten oder wir produzieren was mit denen ...

Mein Apartment ist mit Teppichboden ausgelegt, was gut ist, weil wohnlich. Sonst stehen da keine Möbel. Ich habe ein Bad und einen Wohnraum zum Schlafen und eine Küche, in der keine Küchenmöbel stehen, weshalb man dort nicht kochen kann. Eine lustige Wohnung ohne Bilder und ohne Sitzgelegenheit. Sitzen ist übel, denke ich manchmal. Mein Computer steht auf dem Teppich, und wenn ich was schreiben will, hocke ich dort wie zum Gebet und haue mein Flehen in die Tasten.

Ein anderes Mal liege ich auf dem Bett und blicke träge ins Dunkel. Aus meinem altertümlichen Radio fließen Gitarrenakkorde in einem sich stets verändernden Rhythmus, verstummen und dann schmiegt sich die Stimme eines Jazzansagers schmeichelnd in den Äther, gibt die Frequenz des Senders bekannt, nennt Jahreszahlen, Namen und dann schallt ein Schlagzeug auf, ein Saxophon hüpfte energisch die Tonleiter hinauf und hinunter, von Tschinellen und Basstrommeln angetrieben, dann setzt die Bläserabteilung ein.

Wer bin ich? denke ich. Einer, der manchmal fast mit Ergriffenheit sein junges Gesicht im Spiegel sieht, der manchmal vor Glück über diese Jugend jemanden anrufen möchte und sagen: „Du, ich wünschte, dass du mich heute sehen könntest, wie ich atme!“ oder bin ich doch einer, der an anderen Tagen vor dem Spiegel steht und sieht, dass er alt wird und unbrauchbar, und dabei sich auflöst auch in den Augen er anderen, die einen nur ertragen können, wenn man jung ist und formbar, zugleich aber hoch begabt, hoch gebildet und originell, und merkt, dass er jetzt schon, wo er so jung ist, nicht mehr jung genug ist, und obwohl er gebildet ist nicht gebildet genug und so weiter, ein Zustand, der jeden Tag unhaltbarer wird.

Die Zeit vergeht, die Stimmung schlägt um, ich lasse meinen Unterschenkel tanzen. Ich schiele auf das phosphoreszierende Grün der Standuhr. Es ist kurz nach sieben. Ich denke an den gestrigen Tag. Der Applaus wächst in der Erinnerung, rauscht wie der Regen vor den Fenster auf, zieht vom Pazifik auf Winden über das Land ... Ich habe einen eigenen Text vorgetragen, eine lustige Suada auf den Geschlechterkrieg, was man hier am Liebsten hört, aus der Tradition der Screwball Comedies ... Nach der Vorstellung fahre ich im Smoking mit Rachels betagtem Ford Valiant nach Mount Washinton. Rachel ist eine Bekannte, verheiratet, zwei Kinder, eine Dichterin, die in mir einen Seelenverwandten sieht, weshalb ich immer wieder einmal eines ihrer Autos ausleihen darf. Ihr Mann hat eine Einkaufszentrumsgarage voll davon im Valley, ein wichtiger Mann in einer

Großbank, der Wägen sammelt. Der Ford stammt aus den 1940er Jahren und ist zum Großteil aus Holz, was ihn unheimlich schwer macht. Die altertümliche Schaltung des Ford liegt als etwas Zufriedenstellendes in der rechten Hand, als echtes Handwerk zu einer Zeit, als nichts Zerbrechliches hergestellt wurde. Die mit Stuck besetzten Brücken des Pasadena Freeways stammen aus dieser Zeit, dieser ersten Autobahn, die man noch im Manufakturverfahren baute. In seinen Autobahnschlingen zu stecken in diesem alten Wagen, das ist, als würde man in einem Zeichentrickfilm leben. Dazu kommen die Filmlieder der Dreißiger Jahre, die aus Rachels Tonbandgerät strömen, ein originales Gerät, das man damals hier eingebaut hat und das immer noch funktioniert, und so stark die Vergangenheit herauf ruft, dass man davon zerspringen könnte. Heute bin ich von meinem Freund Rafael zur Feier der Erscheinung seines ersten Gedichtbandes eingeladen. Cathy hat ihn gesetzt und ich habe ihn drucken lassen und versuche nun immer wieder bei den Lesungen meine Investition reinzuholen, was in den ersten drei Wochen wenig ermutigend war. Rafael stammt aus Eagle Rock, einem ehemaligen Vorort von Los Angeles, der längst vom großen Nirgendwo, wie man die Stadt hier nennt, verschluckt wurde. In Eagle Rock parke ich vor dem Hintereingang des Etcetera, einem Café, wie es hier in den 1980er Jahren populär geworden ist, halb Bar, halb Wiener Café, mit vielen selbstgemachten Torten, die dann „Chocolate Wipe-out“ heißen: Schokoladeninferno. Ich schaue nach, ob Rafael

da ist, der dort am Wochenende mitunter den Barmann macht. Das Lokal ist halb leer, Rafael sitzt mit Stana und ihrer ehemaligen Liebhaberin Morna an einem Tisch. Rafael ist unrasiert und ungewaschen wie immer. Um den Kopf hat er eine Bandana gewunden, über sein T-Shirt hat er ein löchriges Holzfällerhemd gezogen. Stanas Haar hängt in kleinen Zöpfen von der Stirn. Sie hat eine Lederjacke über die Schultern gezogen und einen schwarzen, durchsichtigen Bauschrock übergestreift. Morna hat einen grauen Anzug an und trägt schwere Goldringe, von denen sie meint, dass sie sie sehr attraktiv machen. Ich, der ich heute zur Feier des Tages im Smoking bin, rufe ausgelassen: „Hi you punks! Tired of screwing around?“ Stana zeigt mir den gestreckten Mittelfinger, was ein Liebesbeweis ist.

„Machen wir eine Spritzfahrt?“ schlage ich vor, „Ich bin mit Rachels Wagen da.“

„Wo ist mein Geburtstagsgeschenk?“ ruft Rafael.

„Welcher Geburtstag?“

„Wenn das erste Buch erscheint, hat man doch Geburtstag, oder?“

„Dann ist das Buch das Geschenk.“

Er schüttelt den Kopf.

„Was willst du zur Ehre deines Geburtstags heute machen?“ frage ich resigniert.

Er zeigt auf Stana: „Sie will in den Vergnügungspark.“

„Okay.“

Richard, ein glatzköpfiger Mensch, der die Kapuze seines Sweatshirts über seinen blanken Schädel gezogen hat, sagt: „Fein, da fahre ich mit. Ich bin

nicht nur ein Ford Mann. Ich bin auch ein Vergnügungsmann.“

„Erst besorgen wir uns bei Ralphs eine Zwölferpackung“, schlägt Rafael vor. Da die Supermarktkette so ähnlich wie er selbst heißt, kauft Rafael nur dort ein. Wir schauen also beim nächsten Ralphs rein, wo sich Richard mit der Erklärung verabschiedet: „Macht es gut. Ich kann mich nicht so schnell entscheiden. Fahrt ihr weiter, ich bleibe erst mal hier. Ihr könnt mich später wieder abholen.“ Dann stellt er sich vor das Regal mit den Cerealien. Er ist ein Cerealien-Mann, wie er mir einmal erzählt hat, und hatte alle schon probiert, ein Connaisseur, der nichts anderes isst als Cerealien.

Rafael schleppt unterdessen einen Kasten Bier an. Man könnte ihn einen Bier-Mann nennen, ein Wolf Bier-Mann, könnte man sagen, weil er auch gerne davon spricht, ein einsamer Wolf zu sein. Er schreibt darüber mitunter ergreifende Gedichte und ich bin auch ein wirklicher Fan, finde ihn aber als Menschen peinlich. Er ist ein Schmarotzer, nichts anderes. Pumpt mich dauernd um Geld an und lebt nur von den Leistungen anderer. Und trotzdem ist er mein bester Freund. Zumindest empfinde ich es so. Ziemlich konfuse Sache.

Im Wagen spielt Stana mit meinem Haar. Rafael, im Beifahrersitz, stützt die Absätze am Armaturenbrett auf und trinkt aus der Flasche. Da kommt im Radio ein rascher Rhythmus auf, ich fange an, während der Fahrt auf meinem Sitz zu hopsen, und bald hopsen auch die anderen auf ihren Sitzen auf und ab. „Oh Mist, ich habe keine

Ahnung, wo wir sind“, rufe ich nach einer Weile glücklich aus, während sich die Autobahnspangen hier und dort fahl orange aus der Nacht heben und neu absenken. In diesen Situationen, weiß ich aus Erfahrung, ist es das Beste, an der nächsten Ausfahrt abzufahren und dann wieder verkehrt aufzufahren und irgendwann einmal ist man wieder dort, wo man weggefahren ist. In einem alten Ford allerdings muss man manchmal abfahren, um zu tanken, denn er schluckt so viel Benzin, dass man mit einem aufmerksamen Blick auf die Tanknadel sehen kann, wie der Tank leer läuft.

Kurze Zeit später parken wir am Strand von Costa Mesa, oder ist das hier schon Huntington Beach? Jenseits der Bucht, auf einer Insel, glänzen Casinolichter, und dort dreht sich ein Riesenrad. Wir sind da, auf magische Weise hierher gekommen. Eine Autofähre legt am Pier an. Rafael ist angenehm betrunken, er geht barfuß, eine geöffnete Bierflasche in der Brusttasche seiner Lederjacke, auf dem gemächlich im Brackwasser trudelnden Schiff hin und her. „Am Meer muss man die Schuhe ausziehen“, sagt er.

Die Barke vom Parkplatz her legt an der Insel an, auf dem der Vergnügungspark steht, und wir fünf flanieren, ein abenteuerliches Lied pfeifend, zwischen den Attraktionen hin und her. Es sind wenige Menschen da, da es schon so spät ist, aber heute ist länger geöffnet. Ich erstehe einen Kartenblock, verteile die Karten. Während Morna und Richard zum Autodrom laufen, lassen sich Stana, Rafael und ich auf den lackierten Holzpferden des Karussells im Kreis auf und ab

tragen. Ich sprudle meine große Neuigkeit hervor, dass mich Edmond gestern nach der Veranstaltung am Fluss gefragt hat, ob ich mich vor einer Kamera wohl fühle, um mir sodann eine Talkshow im Kanalfernsehen anzubieten. Stana und Rafael streiten sich, wer nun unbedingt mit mir schlafen soll, um auf meiner Karriereleiter mit hoch zu klimmen, sie einigen sich darauf, dass Stana mich von vorn und Rafael mich von hinten nehmen wird.

Die anderen zwei taumeln aus dem Gebäude, in dem das Autodrom untergebracht ist. Der Vergnügungspark wird geschlossen. Stana schlägt vor, die letzte Fahrt am Riesenrad zu lösen, und dort setzt sie sich mit Rafael und mir auf eine Bank, während Morna und Richard am entgegengesetzten Ende des Riesenrads Platz nehmen. Der Mechanismus läuft an, wir steigen sachter unter einer Rückwärtsbewegung, werden über die Dächer gehoben, sacken mit einem Umschwung Richtung Kassahaus hinunter, wo uns die Gestalt des Schaltführers perspektivisch entgegen springt und bereits wieder zurück weicht. Stana drückt sich an mich, der ich über meine Schultern hinweg zwischen den Metallmasten, Drahtschnüren und Verbindungsstangen in der Ferne Morna mit über die Augen gelegter Hand davon schweben sehe. Danach fahren wir zu einem Vierundzwanzigstundenrestaurant, essen und trinken Bier. Stana und Morna, die sich am Tisch gegenüber sitzen, versuchen gleichzeitig zu weinen, lachen aber immer ungestümer darüber auf, dass ihnen ihre versuche misslingen. Rafael wird mit einem Mal

traurig und reglos, trinkt schweigend ein Bier nach dem anderen. Heute ist er als Platzanweiser im Wilshire Theatre entlassen worden, erzählt er mir des Langen und Breiten, da er dort vor der Vorstellung ohne seine Uniform und betrunken aufgetaucht ist. Die hinteren Balkonränge dieses Theaters, denen er zugeteilt war, „verfolgen“ ihn. Dort fand, als „Steel Magnolias“, ein relativ schwach besuchtes Stück, lief, seine große Liebe statt, die er in seinem Gedichtband verarbeitet hat. Hinter dem silberblauen Vorhang saß er dort immer wieder mit Karla, seiner platonischen Geliebten, einer Sechzehnjährigen, die noch in Schule geht und gute Noten hat, und nach der Schule ebenfalls als Platzanweiserin im „Wilshire“ arbeitet, und studieren will, weil sie Anwältin sein will und nun, da er entlassen ist, Rafael nicht mehr sehen will, weil er ein Loser ist. Der Gedanken an ihr stilles Zusammensein im Dunkel „zerstört“ ihn. Vor der Arbeit sei er heute, weil Karla dort gar nicht mehr arbeitet, nebenan in die Bar gegangen, habe fünf Kamikazes getrunken und seine Chefin angeschrien, als sie ihn auf seinen Atem hin ansprach. Wahrscheinlich hat sie ihn gefeuert, er ist sich nicht sicher; sie sagte ihm, er solle sich im Wagen ausschlafen gehen, aber er hatte keinen Wagen, also schief er sich auf dem Beton des Parkplatzes aus.

Rafael lebt seit zwei Wochen in der Küche des Etcetera, benützt dort das Telefon und wäscht sich Vormittags bei den Großeltern. Er verbringt eine Nacht pro Woche bei einer Prostituierten, die seit neun Jahren kostenlos mit ihm verkehrt und seine Gedichte liest. Seinen Computer hat er im

Hinterzimmer des Etcetera aufgebaut. Dort schreibt er, dort tippen Lokalgäste ihre Gedichte ein, und bei der Dichterlesung am Donnerstag schafft er den Computer, wie er mir mit einem angeberischen Grinsen über seine Lässigkeit erklärt, in den Schankraum, stellt ihn dort auf einen Tisch und liest einfach laut vom Bildschirm ab. „Das ist gut genug für diese Ignoranten“, meint er.

Es ist spät geworden. Auf der Rückfahrt schläft Rafael mit offenem Mund, der Speichel rinnt ihm über das Kinn und den Hals in den Hemdausschnitt. Stana und Morna kuscheln sich aneinander. Richard, den wir bei Ralphs wieder auflesen, unterhält sich mit mir in etwas zu lautem Ton über die Rolle, die er in einem Kinofilm gespielt hat. Keine kleine Rolle, er musste dabei den lustigen Bruder des Haupthelden spielen, der viel Verständnis hat und immer gut drauf ist. Wenn der andere Liebeskummer hat, macht er Faxen, von denen der Hauptheld dann doch wieder lachen muss. Die Rolle habe ihn furchtbar angestrengt, er sei davon im Kopf gestört seither und habe eine Therapie machen müssen, weil er es in Gedanken nicht ertragen konnte, eben nicht der Hauptheld seines Lebens zu sein, sondern nur der Spaßmacher daneben. Ich höre ihm zu und lenke, während draußen das Grau des Betons und das Orange endloser Stadtlichter vorüber schwimmen. Die weißen Begrenzungslichter der Fahrbahn tauchen unter dem Kühler durch. Mitunter kreuzen Stadtautobahnen den Weg, schlingen sich seitlich im Sichtfeld heran, steigen,

fallen. Palmen schwenken aus dem Nichts ins Nichts.

Rafael wird im Etcetera abgeladen, Richard und die Frauen verabschieden sich. Ich fahre nach Hause, ziehe mich aus und lege mich ins Bett. Wenig später läutet das Telefon. Stana und Morna stehen vor dem Haus und wollen noch einen Tee bei mir trinken. Ich ziehe meinen Bademantel an und lasse sie ein. Morna ist müde, fällt beinahe grußlos auf meine Matratze. „Entschuldige“, murmelt sie und krümmt sich schlafend zusammen. Ich sitze mit Stana beim Tee in der Küche. Die Morgenzeitung ist schon gekommen und ich lese ihr eine Notiz vor, die mich aus einem mir selbst nicht ganz klaren Grund begeistert:

Sowjetischer Clown sucht Asyl

San Francisco. - Ein Clown aus Moskau ist seit Anfang dieser Woche vom sowjetischen Nationalzirkus abgängig und sucht um Asyl sowie um Arbeit in einem amerikanischen Zirkus an.

Der Clown, Sergej Uhanov, „ist lebendig, befindet sich wohl und ist glücklich, und er ist eben dabei, politisches Asyl zu beantragen“, sagte sein Rechtsanwalt Michael Ross.

Als Uhanov montags den Bus zum Flughafen von Reno versäumte, packten andere Zirkusmitglieder seine Koffer und nahmen sie in der Annahme zum Flughafen mit, er würde dort verspätet zum Flug nach New York eintreffen, sagte der Sprecher des Zirkus, Bill Franzblau.

Doch Uhanov versäumte den Flug, und am Mittwoch meldete Franzblau den Clown am Polizeipräsidium von Reno als vermisst. - „Die einzige Photographie, die uns zur Verfügung stand“, sagte Franzblau, „war die eines Mannes mit Schußgröße 70 und einer großen Plastiknase.“

„Ich meine, das ist der Clou“, sage ich, „der letzte Satz. Das ist großes Erzählen. Ich meine, da müsste man einen Film daraus machen.“

„Eine Filmszene“, sagt Stana. „Aber der Scheiß ist doch von Anfang bis zum Ende erfunden. Ich meine: Franzblau. Das sagt doch alles. Wahrscheinlich bist du das gewesen, der das verbochen hat, Mattgrün.“

Wir lachen miteinander und ich zeige dann mit den Augen ins Wohnzimmer: „Seid ihr wieder zusammen?“

„Ich liebe sie immer noch“, sagt sie, „aber sie will nur Sex.“

Ich sitze am folgenden Tag mit Edmond im Pikmeup, um Formalitäten hinsichtlich der Fernsehsendung abzuklären. „Fürchtest du nicht“, frage ich, „dass mein deutscher Akzent der Sendung abträglich sein könnte?“

„Dein Akzent? Den merkt man kaum. Ich meine, man merkt, dass du Europäer bist. Nein, ich glaube, das ist kein Problem.“

Nachdem wir das Geschäftliche besprochen haben, lässt Edmond mich eine Szene lesen, in der zwei Frauen einander beim Friseur erkennen. Eine war vor Jahren ein Mann und ist nun mit

einem Mann verheiratet, der nichts von ihrer Vergangenheit weiß. Ich halte Edmond für schwul, weil er mir diese Szene zum vorlesen gegeben hat und grinse im Gedanken, dass ihm dabei einer abgeht. Da kommt der Veranstalter der Dichterlesung auf mich zu. Wir kennen uns vom Sehen. Er fragt mich, ob ich heute lesen möchte, da sonst die Lesung ausfallen muss.

Ich stehe bereitwillig auf und rezitierte einen Monolog aus „Heinrich V“. Das kommt bei den paar Leuten, die hier herum sitzen, nicht so gut an, finde ich. Also wechsele ich auf ein paar obszöne Gedichte von Cathy und von Toni, einem Strichjungen, der Aids hat, und vertreibe ein Paar, das während meiner Vorstellung weiter spricht, vom Tisch, indem ich mich an sie heran setze und ihre ihre Gesichter deklamiere, bis sie zum Reden aufhören. Ich habe einen guten, selbstbewussten Tag, setze beim Spiel meine Arme ein, verziehe mein Gesicht je nach Inhalt des Gedichts, dann ist die Vorstellung zu Ende. Der Veranstalter kommt auf mich zu und gibt mir einen Zettel mit seiner Nummer, er hat in ein paar Wochen einen größeren Event geplant, zu dem ich kommen soll. Es scheint ihn nicht zu stören, dass ich seine Kundschaft aus dem Lokal jage. Er spendiert mir den Kaffee, ich soll mich melden, wenn ich einmal hier im Lokal einen Abend „für mich allein“ haben möchte. Diese Begriff „für mich allein“ ist hier das höchste der Gefühle, ein Publikum den ganzen Abend ganz allein und auf eigene Verantwortung langweilen zu dürfen, und die Höflichkeit der Menschen dabei bis zum letzten auszureizen.

Edmond hat die Vorstellung gefallen, sagt er, und wirkt begeistert. Aber auch das ist falsch, der Enthusiasmus der Leute, die mit „Talent“ umgehen, wie sie es nennen. Sie wissen, dass „Talent“ nur Begeisterung vertragen kann, und deshalb mimen sie Begeisterung. Entweder, weil sie wirklich begeistert sind. Oder, obwohl sie es nicht sind. Sie sind also auch Schauspieler, genauso wie die Schauspieler, und haben vielleicht mehr Talent als das „Talent“. Denn ich finde, Edmond sieht wirklich begeistert aus.

Tess kommt in das Lokal. Auch sie ist eine Dichterin, die ich letzten Sonntag im Mad Hatter's kennengelernt habe, wo sie wirklich einen verrückten Hut auf hatte. Der „Mad Hatter“ ist eine Disney-Figur, wie ich weiß, der verrückte Hutmacher. Machen verrückte Hutmacher verrückte Hüte, und wenn ja, tun sie es, weil ihre Kundinnen verrückt sind? Tess ist mittelgroß und äußerst mager. Ihr Gesicht ist klein wie ihr Kopf, fast zu klein, und konkav, ihre Nase dagegen sticht konvex und schnabelhaft hervor, die Oberlippe hebt sich beim Lächeln zentimeterweit über die Zahnwurzeln, aber sie hat was. Mir gefällt sie in ihrer würdevollen, geschmackvollen Art. Und sie hat eine gute Figur.

Ich fahre in ihrem Wagen mit zum Java, das sie noch nicht kennt, und dann zum Living Room. Dort zeigt sie mir ihre Gedichte, erzählt mir von ihrer Kindheit, die sie im Stützapparat verbracht hat, ihrem Vater, der nach dem Alkoholtod der Mutter mit Tess nach Florida auf Urlaub gefahren sei und dann auf der nächtlichen Heimfahrt so

niedergeschlagen gewesen sei (auch der Hund hatte damals erbrochen gehabt und das Auto gestunken), dass er eine Pistole aus dem Armaturenfach genommen und Tess sowie sich selbst habe töten wollen. Das habe er dann aber doch erst einige Tage später gemacht. Sie erzählt mir von der Vergewaltigung durch einen Freund, mit dem sie nur reden gewollt hätte, auf dem Küchenboden bei sich zu Hause in Kentucky. Tess erzählt davon, wie sie vor einigen Jahren einen treulosen Liebhaber und seine Geliebte auf der Straße mit dem Auto überfahren wollte und es dann tatsächlich gemacht hätte. Nein, nicht wirklich, der Mann hatte nur einen Beinbruch, fügte sie hinzu, und die Frau ein paar Kratzer. Sie sei dann lange in Therapie gewesen.

Vor dem Kaffeehaus wartend, glühe ich mit der Zigarettenspitze einen weißen Luftballon vom Zaun eines Chevrolet-Verkaufsstands los, und als Tess, die ihre Tasche im Lokal vergessen hat, zurück kommt, glaubt sie, ich wolle ihr ein Geschenk machen, und nimmt den Ballon gerührt entgegen.

„Wie siehst du aus, wenn du die Brillen hinauf schiebst?“ frage ich. Tess hebt die Gläser am Gestänge und senkte sie wieder.

„Mit den Brillen hat es etwas auf sich“, sagt sie.

„Sie sind nicht besonders stark, aber ich trage sie gern, um zwischen mir und der Welt eine Zwischenwand zu schaffen. Wenn ich mich wohl fühle, nehme ich sie meistens ab.“ Sie legt den Arm um meine Taille und schreibt mir die andere Hand auf den Bauch. Das ist eine eindeutige Ansage von Begierde. Wir bleiben stehen und mir

fällt auf, dass ihre Hände sehr kühl sind trotz der Hitze, aber ihr Oberkörper und die Gesichtshaut strahlt Hitze ab. Ihr Gesicht ist fast andächtig.

„Für mich ist es das nicht, was es vielleicht sein sollte“, sage ich, weil mir ihr Duft nicht gefällt. Ihr Körper riecht nicht gut. „Ich weiß nicht ...“, lasse ich die Wörter hinten runter fallen.

„Das macht nichts“, sagt sie. „Ich liebe einen flachen Bauch bei einem Mann. Gönn es mir einen Augenblick.“

Wir gehen spazieren und Tess hängt sich bei mir ein. Ich küsse sie im Halbdunkel, sie steht auf einer Stufe, meine Finger befühlen sanft ihre Brustwarzen. „Der Mond ist durchgeteilt“, bemerkt sie angesichts der am Firmament hängenden Sichel und sagt das eigene Gedicht fertig auf, was ich superpeinlich, aber nicht ungewöhnlich für eine Dichterin finde. Es ist das Beste, was sie zu geben hat, und eigentlich müsste man dankbar sein, dass sie es einem gibt.

In den Vorgärten blühen Blumen und die wir gehen riechend von Beet zu Beet, um herauszufinden, welche für den süßen Geruch, der durch die Straßen treibt, verantwortlich ist. Während Tess ihre Brillen abnimmt, rieche ich an meinen Fingern, die ihrerseits nach ihrem Gesicht duften und ich finde den Geruch jetzt gar nicht mehr so schlecht.

Wir gehen zu mir und legen uns auf die Matratze, was nur logisch ist, da es sonst hier kein Möbelstück gibt. Aber es gab schon welche, die dann über den Teppich gekullert sind, was sie sonst vielleicht nicht gemacht hätten, wenn es Möbel gegeben hätte. Ich habe allerdings keinen

Staubsauger und weiß nicht, wann hier das letzte Mal gereinigt worden ist. Aber der Teppich ist relativ neu. Es wird hier, wenn man einzieht, mitunter der alte Teppich herausgerissen und neuer Teppich hinein gemacht, und so war es auch hier, als ich vor einigen Monaten eingezogen bin.

Wir küssen uns eine Weile. Tess besteht darauf, dass wir das Licht anlassen. Sie möchte mit mir reden, und wir reden auch. Ich ziehe ihr ein Kleidungsstück nach dem anderen aus und sie macht das mit. Das geht so: Zuerst fasse ich den Saum ihres Kleides und streife ihn auf den Oberschenkeln höher. Es sind etwas dralle, muskulöse Läuferschenkel. Eine Joggerin.

„Hallo, was soll das?“ fragt sie.

„Wenn ich dir nicht das Kleid hoch streife, kannst du nicht die Beine spreizen“, sage ich.

„Warum sollte ich die Beine spreizen?“

„Damit ich zwischen deinen Beinen liegen kann.“

„Bei diesem Kleid kannst du das schon“, lächelt sie. „lass dir was anderes einfallen.“

Ich lasse sie seitlich von meinem Stamm sinken, umfasse ihren Schritt. Sie schlingt die Beine um mich, presst sich wieder hoch, setzt sich auf, nimmt ihre Spangen aus dem Haar. „Das kann ich ja schon tun“, bemerkt sie, „früher oder später muss es ja passieren.“

Ich überlege mir, was sie damit meint. Wahrscheinlich ist Folgendes: Wenn man eine Beziehung zwischen Mann und Frau führen möchte, muss man miteinander schlafen. Früher war das einfacher. Die Familie hat einen mit einem anderen verheiratet, und das war es dann. Man

konnte friedlich nebeneinander leben, ohne allen Stress. Vor allem musste man sich nie ausziehen. Sie küsst mich, ihr Haar fällt in Strähnen über mein Gesicht. Es ist das schwere, harte Haar der Rothaarigen, eine richtige dichte Mähne. Ihr Mund fühlt sich an wie ein Schnabel.

„Ich werde langsam müde“, sagt sie, „Schlafen möchte ich nicht mit dir, aber wenn ich darf, möchte ich die Nacht über da bleiben und kuscheln.“

„Eine Stunde kannst du kuscheln“, sage ich, „dann werfe ich dich hinaus.“

„Dann gehe ich gleich“, gibt sie zurück und bleibt liegen. Sie öffnet mein Hemd, fährt mit der Hand auf dem Brustkorb auf und ab. „Toll“, flüstert sie. „Trainierst du viel?“

„Ich essen nicht viel und ich bin jung, das ist alles.“

„Toll ...“

Ich schweige und bleibe passiv. „Mein Kleid hat einen Geheimschlitz“, sagt sie dann.

„Das Kleid, dein Panzer. Soll ich den Schlitz suchen?“

„Nein.“

„Wenn eine Frau nein sagt, dann meinst sie das auch, habe ich in einer Zeitschrift gelesen. Etwas anderes anzunehmen, wäre schreckliches Machogewäsch, über das wir längst hinaus sind.“

„Das stimmt“, sagt sie, setzt sich auf und blickt seitwärts.

„Ah, da ist ja der Schlitz.“ Ich ziehe den Flankenzipf auf, schiebe meine Hand hinein.

„Dabei muss man aufstehen“, informiert sie mich, steht auf und streift sich das Kleid über den Kopf.

Sie trägt schwarze Unterwäsche, aber keinen BH. Lohnt sich nicht, denn ihre Brüste sind klein. Der Eindruck ist sehr erfreulich, die weibliche Form, die an ein Cello erinnert, entsteht durch den Brustkorb und die Taille.

„Ich möchte dich nur noch ein bisschen halten“, sagt sie, „ich habe schon so lange keinen mehr so gespürt.“

Sie steht auf, legt sich auf den Teppich und zieht mich zu sich hinab. Wir liegen eine Weile. Ich denke mir, dass sie sich Gedanken darüber macht, wer sonst schon auf dieser Matratze gelegen hat.

„Ich muss aufs Klo“, sagt sie, erhebt sich, nimmt ihre Tasche mit. Ich höre sie im Bad urinieren und etwas schnupfen, von dem ich später herausfinde, dass es Kokain war. Sie kehrt nicht nackt zurück, wie ich es erwartet habe, sondern trägt immer noch ihren schwarzen Slip, was ich jetzt irgendwie unpassend finde. Ihre Nase ist gerötet, ihre Augen leuchten und ihr Mund steht leicht offen.

Ich liege immer noch angezogen auf der Matratze. „Das ist ziemlich unfair, dass du viel mehr an hast als ich“, meint sie. Anscheinend ist es in Kentucky so: Wenn die Frau aufs Klo geht, heißt das, es ziehen sich beide aus. Sie auf dem Klo, er auf dem Bett, und danach geht die Post ab.

„Du bist doch auch bekleidet“, sagte ich, „da kann ich meinen Lendenschurz ruhig anbehalten.“

„Dass ich den Slip an habe, das ist nicht für dich gemeint, sondern für mich selbst“, sagt sie.

Sie ist schmalknochig. The lovely bones, denke ich. Ihre Haut ist rosig. Die Brüste sind von einigen wenigen, stubbligen Haaren umgeben, die vor

kurzem mal rasiert wurden. Tess tritt auf die Matratze, steht breitbeinig über mir. Ich lege die Hand auf ihren Slip, streiche darüber, schiebe die Hand unter den Slip und ihre Schamlippen gleiten feucht auseinander. Sie hat die Augen geschlossen, atmet hörbar. Dann legt sie eine Hand auf meinen Arm, zieht ihn weg, sinkt auf mich und sagt: „Zieh dich aus, du Ekel.“

Ich ziehe mich aus. Sie hilft mir wie eine Krankenschwester, die das schon tausende Male mit Halbseitengelähmten gemacht hat. Danach reckt sie den Oberkörper vor. Ich verstehe: Ich soll ihre Brüste berühren. Ihr Oberkörper scheint ihr selbst gut zu gefallen. Sie windet ihn gern und zeigt ihn von allen Seiten und möchte immer wieder, dass ich ihre Brüste berühre, die klein sind und mich immer wieder an Cathys Brüste erinnern, außer, dass die Brustwarzen von Tess kleiner sind und rosig, wie das bei Rothaarigen wohl öfters vorkommt. Tess trägt immer noch ihren schwarzen Slip, und wenn ich ihn hinunter streifen möchte, gibt sie mir einen Klapps auf die Hände.

„Wenn ich dir verspreche, dich nicht anzuspringen, ziehst du ihn dann aus?“ frage ich. Sie steht auf, streift ihn ab, senkt sich wieder auf mich und dreht mich dann in der Umarmung wie ein Preisringer schnell auf den Bauch, so dass ich nun auf ihr liege.

„Was ist jetzt“, frage ich, „ist das in den Südstaaten so, dass der Mann oben liegt?“

Sie schließt die Augen und sagt: „Wenn ich dich schon einmal zwischen meine Schenkel lasse, hast du das Spiel gewonnen.“

Es kommt nun ein kurzer Zeitabschnitt des Drehens, sich Windens, des Pressens und Gleitens. Ihre Haut ist äußerst weich, sehr angenehm, ihre Ekstase suchendes Gesicht ganz anders als mit Brille, wenn sie sich auf etwas konzentriert, zum Beispiel beim Vorlesen ihrer Gedichte. Ob jeder Mensch zwei völlig konträre Gesichter hat, eines nach Innen gewandt, das andere nach außen? Ihr Geschlecht wird immer feuchter, mein Geschlecht immer steifer und dann, einmal, ohne dass man es bewusst versucht hat, dringt es in sie ein, und bohre ich mein Glied in das weiche, fast haarlose Kissen ihrer Scham, ziehe es heraus, bohre es wieder hinein, wieder und wieder und immer wieder, in einer starken Ergriffenheit, die mir das Gefühl gibt, als würde mein Körper wie eine willenlose Puppe von einem anderen bewegt und relativ bald komme ich in einer großen Erregung, die ich mir nicht ganz erklären kann. Ich kenne die Frau nicht und wenn ich etwas für sie empfinde, dann eine Irritation. Einen Unwillen. Sie ist, das mag dafür verantwortlich sein, im nackten Zustand eine Überraschung, eine schöne Frau, besonders die Proportionen der Hände, die Arme, die Beine, der Bauch, der ebenso flach ist wie der Bauch der Männer, die sie liebt, und sie hat eine schöne weiße, seidige Haut, die nach Zigaretten stinkt und vage nach überreifen Äpfeln. Aber ihr Gesicht ist hässlich und auch die Schultern, schmal und ungewöhnlich kantig, und jetzt gerade auf ihr Gesicht zu starren, wo ich es ihr, wie man sagt, besorge, bildet sich die Erregung vor allem in meinem Mund, auf der Mundschleimhaut, eine

warme, lustvolle Empfindung, wie sie manchmal und teuer, trockener Weißwein macht, und als ich komme, ist das ein Schaudern, das übergeht in Erregung und Erguss. Ich liege danach mit dem Gefühl neben ihr, schon lange, sehr lange nicht mehr so erfüllt gewesen zu sein.

Sie schmiegt sich an mich und wirkt müde. Die Zeit vergeht. Einmal flüstert sie: „Bist du wirklich so starrköpfig, oder darf ich ein paar Stunden bleiben? Ich muss morgen ohnehin arbeiten gehen, also können wir ruhig gemeinsam aufstehen.“

„Du kannst bleiben“, sage ich. Sie dreht sich um, drängt ihren Rücken gegen meinen Bauch, nimmt meine Hand und presst sie an ihre Brust. „Dir wird aufgefallen sein, dass ich eine bin, die einen gern berührt“, sagt sie.

Ich kann dazu nichts sagen.

„Ich habe Menschen sehr gern“, fügt sie hinzu. „Gute Nacht, Matti.“

Ich überlege mir, wie sie heißt, möchte sicher sein.

„Gute Nacht, Tess.“

Samstag Nacht hatte ich Cathy treffen wollen; sie ruft mich jedoch weder an, noch ist sie zu Hause. Also gehe ich rastlos den Hollywood Boulevard hinab, spreche drei junge Leute an, um die Taxikosten dorthin mit mir zu teilen, und überrede sie, mit mir nach Downtown in die LACE Gallery zu fahren, wo heute Abend Performancekunst angesagt ist. Es gibt dort, im Publikum sowohl als auch auf der Bühne, eine Menge mit Nadeln durchstochene Ohren, Nasen, Wangen und Geschlechtsteile. Die Künstler singen, hängen an

Ketten von der Decke, peitschen sich gegenseitig aus und schmieren sich mit Castor Öl ein. Das Publikum setzt sich zum Gutteil aus Künstler zusammen, ich erkenne zahlreiche Gesichter, mache neue Bekanntschaften, treibe im Gewühl, trinke ein Bier, rauche und fühle mich wohler und wohler mit Angelica, einer Chicana, am Arm. Auch sie ist eine Dichterin, oder besser gesagt, die Freundin von einem Dichter, die auch poetische Momente hat. Ich habe ihren Freund entdeckt und ihr zugehört, wie sie mir ihre Gedichteinfälle vorgesagt hat. Seitdem sind wir Freunde. Mit ihrem Freund geht sie einmal aus und einmal nicht, je nachdem, ob er sie haben will oder mit einer anderen zusammen ist, und zwischendurch geht sie auch mit mir aus. Aber wir haben noch nie miteinander geschlafen, weil sie der Ansicht ist, dass sie ihm gehört und dass sie ein Leben lang zusammen bleiben werden als Mann und Frau. „Ich bin eine Frau, die in ihrem Leben nur einen Mann vertragen kann“, sagt sie einmal dazu scherzend, und ein anderes Mal: „Es ist eine Flamme, die nur einmal brennt. Wir sind so, wir Mexikaner.“

Ich küsse sie im Halbdunkel neben der Bar, sie küsst mich wider, aber mit einem ganz weichen Mund, den sie immer hat, wenn sie Drogen genommen hat, keine Ahnung, welche. Manchmal nennt sie mich José. Ich empfinde sie als einen angenehmen Auswuchs der Menge. Eine vierköpfige Jazzband spielt Bee-Pop, ich und meine Bekannten tanzen. Ich fühle mich entspannt, befreit inmitten der Beine, der Bierbüchsen auf dem Saalboden, dem Rauch. Um

mich, auf zahlreichen Leinwänden, werden Diapositive eiternden, verkrustenden Menschenfleisches abgebildet. Im Nebensaal schwingen Nackte auf girlandenbekränzten Schaukeln. Angelicas Freunde, ausgelassen vom Speed und selbstvergessen, schütteln die Glieder und lächeln. Danach gehen die Lichter aus, und man wandert im Abfall nach draußen. Es regnet, das Licht kriecht über die Lagerhäuser und das warme Wasser vom Himmel wäscht alles klar. Schon wieder regnet es, oder noch immer, ich bin mir nicht sicher. Es wird Morgen werden, aber davon ist erst die Andeutung eines Lichtes hinter den Wolken erkennbar.

Zwei der Freunde haben anderswo Anschluss gefunden, Angelica hat Lenise im Schlepptau. Mit ihr will sie zum G-Punkt gehen. Es ist nach vier Uhr, sie sollen dort fünf Dollar Eintritt zahlen, was sie nicht einsehen, weil der Club bald schließen wird. Lenise verschwindet mit dem Türsteher, kommt nach zwei Minuten wieder, die Handrücken werden kostenlos gestempelt, auch meiner.

Der G-Punkt ist ein halb verfallenes Lagerhaus mit Bar und Fernsehapparaten, auf denen MTV zu sehen ist. Hier tanzen Angelica, Lenise und ich zwei weitere Stunden, bis der Club schließt. Wir sind die letzten Gäste.

„Müde?“ fragt mich Angelica.

„Nein“, lächle ich, „sehr entspannt und sehr glücklich.“

„Ich kann es kaum glauben, dass du das zu mir sagst, dass du das einmal zu mir sagen wirst“, sagt sie und drückt mir die Finger. Ich küsse sie, sie drängt sich an mich. Es ist dieses

Übertriebene in der Stimme, wie man nur spricht, wenn man Speed und Haschisch mischt und danach so lange tanzt, bis die Muskeln kaputt sind. Alles ist weich und willenlos an ihr, so sehr, dass ihr Kopf in den Nacken zurückfällt. Allan, ein Freund von Lenise, taucht auf und verteilt Speed. Ich lehne ab. „Zu Hause habe ich noch mehr“, verspricht Allan und packt Lenise am Po. Beide Frauen schenken ihm ihre Aufmerksamkeit, und da so sehr, dass die drei dann zuletzt, als der Tag schon angebrochen ist, gemeinsam im Auto wegfahren und ich mit dem Bus in den Wilshire District zurückkehre.

Freitag abends habe ich mich mit Tess im Kino verabredet, die Director's Guild zeigt Stummfilme mit Greta Garbo. Im Wagen bemerkt sie: „Am Dienstag bist du einfach gegangen, ohne mir auf Wiedersehen zu sagen.“

(Was wirklich passiert ist: Wir waren bei einer Lesung im Etcetera gewesen, und Edmond war da. Ich hatte mich vor die Tür gebeten und lange auf mich eingequatscht in Bezug auf die Fernsehsendung, bis mir klar wurde, dass er mich abschleppen will. „Edmond“, hatte ich gesagt, „wir können Freunde werden, aber du steckst mir nie im Leben deinen Schwanz in den Arsch.“

„Nein, nein, ich will das gar nicht, ich bin nicht so. Ich will einfach, dass wir einander näher kommen. Du bist so ein wertvoller Mensch, Matti.“

„Okay, du kannst mich ficken, wenn du unsere Show an ein Network vertreibst.“

„Das kann Jahre dauern, Matti.“

„Edmond: Dann wirst du eben so lange warten müssen.“)

„Du warst einfach verschwunden“, behaupte ich, weil mir der Blick von Tess nicht gefällt.

„Ich war auf dem Klo. Das kannst du mir doch wohl nicht vorwerfen.“

Ich zuckte die Achseln: „Dann muss ich mich also bei dir entschuldigen.“

„Vergiß es.“

Tess beschreibt mir ihre Hobbys: Tischfußball spielen – sie sagt Foosball dazu - Drachen fliegen lassen, Falschmünzerei betreiben. Als Studentin sei sie einmal in alkoholisiertem Zustand durch die Straßen Washingtons gegangen, wo sie Archäologie studiert habe und habe dabei einen über die Dächer dahin taumelnden Drachen an der Schnur mitgeführt.

Sie trägt heute ein schwarzes Abendkleid, das ihre mageren Schultern und den knöchigen Hals betont. Bei jedem Atemzug zischt es in der Zigarette auf. Ich würde ihr am Liebsten sagen: Tess, mit einem Papiersack über dem Kopf und Hot Pants bist du Greta Garbo, aber ich lasse es lieber, wenn sie sich so für schön hält.

Bis zu dem Beginn des Films ist noch Zeit, wir treten in einen Betongarten, lehnen uns an die Mauer und rauchen. Tess drängt sich an mich. Ich befühle abwesenden Blicks ihren Rücken.

„Gehen wir hinein?“ frage ich dann und löse mich.

„Mein Gott, wie schnell deine Schritte sind“, sagt sie. „Ich habe noch keinen gekannt, der sich so dynamisch bewegt wie du.“

Während des Films legt sie ihre Hand besitzergreifend auf meinen Schenkel. Ihre Hände sind klein, muskulös, mit breiten, kurzen, ungepflegten Nägeln.

Nach dem Film gehen wir zu Canter's essen. Es ist gegen Mitternacht, aber dieses Lokal hat immer offen und ist immer voll. Ich bestelle einen Hamburger, und Tess eine Belgische Waffel. Sie spricht unausgesetzt, erzählt mir von ihren Hochschuljahren, als sie als Dissertandin kurz vor Abschluss ihrer Doktorarbeit erkannte, dass die von ihr angewandte Untersuchungsmethode, die vom Institutsvorstand entwickelt worden sei, fehlerhaft sei, dass fünf Jahre Arbeit vergeblich gewesen seien. Sie konfrontierte den Vorstand damit, und er gab ihr erobert zwei Monate Zeit, ihre Arbeit fertigzustellen und dann für immer zu verschwinden. Zwei Monate verbrachte sie fast ohne Schlaf, kramte im Labor. Die Spannungen mit den Kollegen führten zu einem Nervenzusammenbruch. Aber sie schaffte es. „Ich bin Dr. phil.“, sagt sie stolz.

„Super“, meine ich, während ich meinen Hamburger mampfe.

„Es frustriert mich“, fährt sie fort, „dass ich momentan trotz Doktorat keine Stelle kriege, die im allgemeinen mit einem normalen Magister besetzt wird.“

„Sexismus oder Zufall?“

„Keine Ahnung. Jedenfalls will ich weiterkommen. Jeder ernsthafte Studie braucht fünf Jahre; ich kann mir also ausrechnen, dass mir höchstens sechs Studien bleiben, dann bin ich tot. Wenn ich also in zwei, drei Jahren im Museum nicht

weitergekommen bin, weiß ich, dass es Zeit ist, von dort zu verschwinden.“

Während sie spricht, raucht sie erneut eine Zigarette. Ihre hellen Augen stehen eng, ihre Nase ist groß und kantig, ihr Kinn auffallend klein, ihre Zähne gelb. Es ist der irische Typ, weniger John F. Kennedy, eher Ted Kennedy. Ich denke daran, wie sehr mich ihre Körper erregt hat. Ein schöner Körper, den man befruchten möchte, der wie ein Stück fruchtbarer Erde ist in Menschengestalt, aus dem ein Baum wachsen könnte in Menschengestalt und ein bisschen wie man selbst aussehen. Ich habe mit ihr geschlafen, ohne darauf zu achten, dass ich sie nicht vollspritze. Noch haben wir ein Kondom verwendet. Noch nimmt sie die Pille, glaube ich. Zeiten von Aids – geht mir am Arsch vorbei.

Sie erzählt mir eben von ihrem vergeblichen Versuch, in eine Restauratorschule zu gelangen, sodann von den Schwierigkeiten, mit einem Archäologiestudium in das Gebiet quer einzusteigen. „Die Leute dort haben das Gefühl, man kennt das schon alles, warum man das jetzt machen will, die haben keine Ahnung, dass man im Archäologiestudium nichts lernt, gar nichts, man lernt dort nur, dass man zwei linke Hände hat und die Welt woanders ist.“

„Mir ist die Gesellschaft irgendwie widerwärtig, dieses Karrierestreben“, sage ich, als indirekten Schuss auf alles, was sie in der letzten Stunde gesprochen hat, „ich meine, hier in dieser Stadt ist jeder was oder möchte es werden und glaubt, dass er es eigentlich schon ist. Aber was ist dieses Eigentlich? Eigentlich ist man es eben nicht

und wird es auch nie werden, weil man es nämlich eigentlich nicht ist. Und der Kampf um die Posten, um die Chancen, um die große Karriere, das ist letztendlich eine dauernde Verschleierungs-taktik, mit der verborgen werden soll, dass man eben nicht großartig ist, dass man eben nichts auf dem Kasten hat, und so kommt mir das vor, was du da erzählst. Ich meine, du sagst, dass du studiert hast und du bist Dr. phil., aber zugleich sagst du ja selbst, das du nichts kannst. Gar nichts. Und weil du nichts kannst, kriegst du auch keinen Job, bei dem man etwas können muss. Aber du bist hier richtig in der Stadt. Hierher kommen alle, die nichts können. Deshalb bin ich auch hier. Weil wir alle das Gefühl haben, dass wir eigentlich schon was können. Aber eigentlich können wir nichts.“

Tess starrte mich an. Dann fragte sie: „Ich muss noch wohin. Soll ich dich heimfahren?“

Im Wagen sprachen wir wenig. Es ist dunkel, dunkler als sonst. Der Himmel ist schon wieder bewölkt, was der Stadt ein völlig anderes Aussehen verleiht wie manchmal in Hollywoodfilmen, wenn Regisseure, die aus regenreichen Weltregionen stammen, es in ihren Werken regnen lassen, um die Spannung zu erhöhen. Tess bleibt in meiner Straße in einer Parklücke stehen, die zufällig direkt vor meinem Haus übrig geblieben ist. Ein toller Zufall, denn das passiert sonst nie. Der halbe Verkehr im Wilshire District entsteht nur durch das dauernde Kreisen der Anwohner, die einen Parkplatz irgendwo in der Nähe suchen, zumindest in einem Umkreis, der nur so groß ist, dass man als Fußgänger noch die Chance hat, vom Parkplatz

nach Hause zu kommen, ohne zu verhungern oder zu verdursten und ohne dass die Beine abgerieben im Körper verschwinden wie zu lange verwendete Radiergummis, und die kreisen und kreisen, und dann parken sie entnervt irgendwo, wo die Abschleppwagenkolonne am folgenden Tag ab sieben Uhr schon darauf wartet, die Wagen der Anrainer aufzuladen und ins Depot zu bringen irgendwo ganz weit weg, wo noch Platz ist, in der Wüste. Und das Leben zerfällt so in zwei Teile. In der ersten Hälfte kreist man in seinem Viertel auf der Suche nach einem Parkplatz, und in der zweiten Hälfte fährt man im Bus irgendwo hin zu einem umzäunten Gelände, wo der eigene PKW wie ein Hund auf einen wartet, jaulend und mit den Pfoten am Zaun und darum bittet, für 157 Dollar wieder mitgenommen werden zu dürfen, um dann wieder im Stadtviertel zu kreisen

„Soll ich weiter fahren oder parken?“ fragt Tess.

„Du kannst auf einen Tee mit hoch kommen“, sage ich.

Sie parkt. In der Wohnung setzen wir uns mit dem Tee auf den Boden. Ich lege mich zurück, lasse mir von ihr ein Gedicht vorlesen, das sie am Montag nach einer misslungenen Lesung verfasst hat, und in dem alle ihre Gefühle der Enttäuschung stecken. Sie nennt es: Die Vergewaltigung des Dichters, da sie für sich im Gedicht eine männliche Rolle vorgesehen hat. Was sie meint, ist: Wie der Dichter vergewaltigt wird. Ziemlich komische Sache, dass sie glaubt, man durchschaue ihr literarisches Stilmittel nicht, sich hinter der Gestalt eines männlichen Erzählers zu verbergen. Das Gedicht ist ziemlich lange, und

der Erzähler ziemlich sauer, soviel habe ich verstanden. Während ich ihr zuhöre, schaue ich auf die Decke. Sie bricht plötzlich ab, legt sich neben mich hin und küsst mich. Ich ziehe sie auf mich hinauf, streife ihr das Abendkleid über die Hüften. „Hallo“, sagt sie, „was soll denn das bedeuten? Bei uns im Süden schlägt man Frechdachsen auf die Finger.“

Ich verziehe das Gesicht. „Das darf doch nicht wahr sein“, sage ich, „geht das Spiel wieder los?“ „Welches Spiel?“

„Du weißt, welches.“

Sie lässt mich los, legt sich neben mich, schaut auf die Decke. „Matti, ich bin noch nie bei einem Mann so weit gekommen wie neulich bei dir“, sagt sie, „ich beginne jetzt zu ahnen, was ein Orgasmus ist. Es ist etwas Schönes, denke ich.“

„Ja, es ist etwas Schönes. Und ich habe es auch gespürt. Es war ein sehr intensiver Orgasmus.“

„Ich werde nicht mehr koksen, wenn ich mit dir zusammen bin“, sagt sie, „es nimmt etwas weg von mir. Ich war ganz heiß darauf, dass du meine Brust berührst. Du musst wissen, ich habe da unten nichts mehr gespürt. Ich habe nur Blasen- und Gebärmutterhalsentzündungen gehabt seit damals. Wieder und wieder. Und zuerst wollte ich dich fragen, ob du Kondome hast und ob wir ein Kondom verwenden, weil ich wusste, dass mich jeder Schwanz, egal welcher, beschnitten oder unbeschnitten, krank macht. Mein Gott, ich habe was mit Juden gehabt und mit Schwarzen, ich bin da nicht wählerisch, aber jeder hat mir so eine verdammte Infektion angehängt, bis ich keine Lust mehr drauf hatte. Und seit

Jahren ist jetzt nichts gewesen und ich habe gedacht, das war's. Neulich aber, du hast es irgendwie geschafft, ich weiß nicht wie, habe ich den Slip mal wieder ausgezogen und du hast ihn hinein gesteckt und ich sage dir, es war der Himmel. Ehrlich. Es war himmlisch. Ich bin noch nie gekommen, Matti, wirklich noch nie. Ich habe Schmerzen gehabt, ich habe gelitten wie ein Schwein, mal hatte ich einen Pilz, dann wieder Ausfluss und eine Kolik und dann wieder PAP III, ich hatte so genug davon. Und dann hat mir meine Gynäkologin gesagt: Sind Sie wahnsinnig, ohne Kondom zu verkehren. Eine Freundin von mir ist an Aids gestorben, also ich weiß, worauf ich mich einlasse. Aber neulich, ich kann es dir nicht erklären, war da etwas in mir. Ich habe es schon gespürt, als wir an den Blumen gerochen haben, nein, vorher. Wir waren nur so da gestanden auf der Straße und ich habe gemerkt, ich liebe diesen Menschen. Ich kann es dir nicht anders sagen. Du bist so scheu manchmal, du sagst wenig, aber in deinen Augen steckt so viel. Ich möchte mit dir alles erleben, was zwischen Mann und Frau sein kann. Ich möchte dich heiraten, ich möchte mit dir Kinder haben. Ich kann dir das alles sagen, weil ich weiß, dass du mich verstehst. Weil du es auch gespürt hast. Als wir zusammen gekommen sind, da war eine große Freude. Verstehe mich nicht falsch, ich habe keinen Orgasmus gehabt. Aber ich sage dir: Es ist eine Frage der Zeit. Das sind mechanische Dinge. Von denen rede ich nicht. Nein, es ist einfach ein starkes Symbol, wenn man miteinander schläft und spürt: Das ist der Richtige. Das ist der Mann, den man spüren möchte.

Wieder und immer wieder. Der einem nahe geht. Den man beschützen möchte. Dem man Heimat sein möchte.“

Ich schwieg dazu, weil ich nicht wusste, was ich sagen wollte. Ich dachte an Cathy und wie gut es zwischen uns war. Wenn sie ihren Freund verlassen würde und mit mir leben, vielleicht wäre es so, wie es Tess sagte.

„Es regnet“, sagte ich. „Hörst du es auch?“

Und es stimmte. Wieder war da ein feiner Hauch von Feuchtigkeit, wie es ihn all die Jahre in der Stadt so selten gegeben hatte, dass man zwischendurch glaubte, einer Illusion aufgesessen zu sein. Manchmal blieb es dabei, dass sich die Hauswände beschlugen mit dieser Feuchtigkeit in der Nacht, wie das anderswo durch den Tau geschieht, und dann folgte wieder ein heißer Tag. Doch diesmal, in diesem Winter, war es anders. Und es würde auch heute nacht anders sein. Man hörte ein sanftes Rauschen, und dann begannen unten im Hof die Regenröhren zu pritscheln, als dort das Wasser auf den Beton klatschte.

„Eine Zeit lang war das einzige Lied, das ich kannte, It never rains in Southern California“, sagte Tess, „aber in dem Lied geht es gar nicht darum, dass es nie regnet. Es regnet da auch.“

„Ja, es geht um zerstörte Illusionen“, sagte ich.

Sie löste sich von mir und legte sich auf den Rücken. „Wann willst du mich loswerden?“ fragte sie dann.

„Bald. Rafael und Rodney holen mich nach ihrer Schicht zum Frühstück ab, und ich habe keine Lust, dich zum Thema von Männergesprächen zu machen. Sie waren Barmänner und sind jetzt

Rausschmeißer in einem Club, das heißt Frühstück um fünf.“

„Da habe ich keine Angst“, sagt sie, springt auf und zieht sich an, „mein Nikotinspiegel ist ohnehin zu niedrig, und du scheinst in deiner Wohnung nicht zu rauchen.“

Sie zieht ihre Unterwäsche an, bleibt mit verschränkten Armen sitzen. „Wann sehe ich dich wieder?“ fragt sie.

„Keine Ahnung. Heute nicht und morgen nicht“, sage ich abweisend.

„Nächstes Wochenende fahre ich nach Kentucky zu einem Tischfußballturnier. Ich bin Landesmeisterin dort und muss meinen Titel verteidigen. Fährst du mit?“

„Ah. Muss ich mir noch überlegen.“

Sie steht auf, dehnt sich wie eine Sportlerin. „Bist du ein guter Photograph?“ fragt sie.

„Nein.“

„Ich habe einen Freund, der will Nacktbilder für eine Statue. Da bräuchte ich jemanden, dem ich vertrauen kann.“

Ich schweige.

„Montags gibt es im Java freie Dichterlesungen“, fährt sie fort, „ein Freund hat mich gefragt, ob ich hingehge, aber ich glaube nicht, dass ich da hin gehen werde. Er ist der, der gesagt hat: Ruf nicht mich an, warte, bis ich dich anrufe. So ein Typ. Er ist äußerst unzuverlässig, ein Schauspieler. Außerdem schläft er mit jedermann.“

„Hm“, sage ich, mit geschlossenen Augen auf dem Bett liegend.

„Bist du müde?“

„Ich habe keine Lust, aufzustehen.“

„Dann bleib liegen. Magst du den Regen?“

„Ja.“

Es ist wieder eine Weile still. Ich öffnete die Augen. Tess hat sich fertig angezogen und steht zum Abschied bereit. „Steh bloß nicht auf“, sagt sie höhnisch.

„Ein Kuss, dann dürfen Sie sich verabschieden, Madame“, sage ich, einlenkend.

„Mir haben der Abend und die Nacht sehr gut gefallen“, sagte sie, versöhnlich.

Ich lache lautlos, zucke die Achseln. „Ja, es war nett.“

„Dann gehe ich heute also zur Arbeit“, bemerkt sie, während ich aufstehe und mich ebenfalls blicklos anziehe.

„Wenn mein Nikotinspiegel nicht so niedrig wäre, würdest du mich nicht so schnell loswerden“, behauptet sie und geht.

Ich ziehe das Bettzeug ab, ziehe neues auf, wasche das Geschirr, wische die kleine Ablagefläche der Spüle ab, die das einzige Möbel in der Küche ist, dusche, putze mir die Zähne, stehe vor dem Wandspiegel, fahre mir mit den Fingern durchs Haar und lächle mich an.

Der Kuss

Als ich das Hauptquartier der Bauarbeitergewerkschaft in der Dozsa György Strasse in Budapest verließ, war es drei Uhr nachmittags. Ich hatte eben den zweiten Teil der Abschlussprüfung zum Übersetzerdiplom hinter mir und blieb erschöpft vor dem Gebäude stehen, um wieder einen klaren Blick zu bekommen.

Die Straße tangierte einen riesigen mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Platz, der in seiner Unermesslichkeit Macht zu symbolisieren schien. Welches politische System damit verherrlicht werden sollte, die Monarchie oder der

Kommunismus, war mir unwesentlich, auffallend vielmehr die herbstlich verfärbten Laubkronen eines Parks, die ganz klein am Ende des Platzes sichtbar waren und an dessen gliedmaßenförmigen Ästen man sehen konnte, dass sie alt und breit sein mussten.

Ich hatte die letzten Tage vor dem Abschlussexamen im Hotelzimmer verbracht, unterbrochen von kurzen Fußmärschen in die Innenstadt, zu den Filialen amerikanischer Schnellimbissketten, weshalb mir der Platz und der Park nur aus dem Schema des Stadtplans in Erinnerung war, wo eine große Grünfläche an ein langes, schmales Rechteck zu stoßen schien. Aber es gab auch eine Ahnung des wirklichen Parks, in der Luft am Gehsteig in die Innenstadt, wie eine übertriebene Hoffnung, und wenn ich mich umgedreht und auf die Baumspitzen in der Ferne zurückgeblickt hatte, hatte ich in Gedanken an diese Bäume durchgeatmet, die dadurch, dass sie weit weg gewesen waren, Ferne suggeriert hatten mit der wolkenlosen Bläue darüber.

Ich querte also den Platz, auf dem ganz vereinzelt Fahrzeuge standen wie Überreste, und begann daran zu denken, über die Begegnungen zu schreiben, die als scheinbare Nebensache den roten Faden des Lebens, da er ja immer wieder abreißt, früher oder später wieder neu fest knüpfen, indem man beginnt, heißt es, einem anderen von sich zu erzählen, sich ihm zu zeigen, und bald zusammen zu fahren unter dem elektrischen Schlag der unerwarteten Situationen, die es mit anderen Personen geben muss,

besonders, wenn man das Gefühl hat, einem ganz Gleichartigen zu begegnen.

Nach diesem Platz, der in der Liga der Parkgeometrie von Schönbrunn hätte spielen können, hätte ich eigentlich erwartet, im Park gar keine Sitzbänke vorzufinden. Aber es gab sie vereinzelt, und die Achsen waren sogar verrückt, als hätte man sie beim Sitzen wie Stühle je nach Bedarf hin und her geschoben, weshalb sie verstreut wirkten wie gerade noch die Autos, die am Platz parkten als Keime des Individualverkehrs. Dann aber ein riesiges Steinbecken, in dem das Wasser nur in wenigen schlammigen Pfützen existierte.

Ich fühlte mich etwas abgekämpft vom Hervorholen von Wissen und vom Raten, mehr aber noch davon, dass ich jetzt nichts mehr zu tun hatte. Die Ausbildung zum Übersetzer aus dem Ungarischen ins Deutsche und vielleicht in manchen Fällen auch vom Deutschen ins Ungarische war abgeschlossen, und ich fand mich ratlos in diesem Park hinter dem Platz in Budapest mit der Frage: Was sollte jetzt anders werden? Bis jetzt war die Antwort gewesen: Nach der Prüfung wird alles anders. Du wirst deine Arbeit für Zeitungen und Zeitschriften aufgeben für eine Arbeit in einem Institut, in dem Du ein schönes Büro bekommst und ein Beamtengehalt, das nie wieder aufhört. Dafür übte ich jetzt eine Entschlossenheit im Gesicht, aber es war zwecklos. Ich wusste, dass sich gar nichts ändern würde.

Unter einem Stadionzelt vermutete ich aufgrund der Ansagerstimme und der sich am Zaun

drängenden Menschen eine Kulturveranstaltung, doch als ich selbst durch dessen Lücken spähte, sah ich nur einen äußerst gut besuchten Fetzenmarkt.

Was sind die Bilder der Liebe? Ein altes Paar auf einer Parkbank, das nicht mehr miteinander redet, sondern nur gleichzeitig und gemeinsam den Blick dreht, um anderen zuzuschauen? Vielleicht sollte man Situationen ausnehmen, in denen man nur zusammen auftritt, weil dadurch der Tag, Mahlzeiten, Hausarbeit, Fernsehen, frische Luft, leichter zu organisieren ist, denn dann müsste man den jungen Mann, der da energisch ein Kind im Sitzkarren vorüber schiebt, als hätte er eigentlich Wichtigeres zu tun, auch zu den Bildern der Liebe zählen, da dadurch vielleicht die Zeit für seine Frau bleibt, die „Zeit für sich selbst“, gute Zeit also ohne den anderen und ohne Bildern der Liebe. Die beste Zeit müsste dann die sein, die ich gerade habe, während ich einsam durch Budapest stolpere, dachte ich.

Das Steinklosett mit der Aufschrift „WC.Nök“ auf der einen und „WC-Ferfiak“ auf der anderen Seite schien mir heute, als ich die Lizenz hatte, weit kompliziertere Sprachpartikel zu entziffern, so rätselhaft wie damals, als ich mich der Sprache das erste Mal genähert hatte. Genauso rätselhaft wie das Phantom Gemeinsamkeit, das ich hier allerorten beobachtete, und selbst wenn ich mir jetzt anschauen würde, wo die Frauen und wo die Männer hinein gehen würden, um ihre Notdurft zu verrichten, würde diese Parktoilette nichts von ihrem dumpfen Rätsel einbüßen, das die Geschlechter trennt.

Erste Aufgabe, dachte ich, wäre als die, eine geeignete Sprache zu finden, das heißt, das „rechte Wort“ zur „rechten Zeit“, ebenso wie ja auch die Verliebtheit einem suggerieren kann, alles passiere zur rechten Zeit, am rechten Ort, und dann könnte es ein Blick sein, oder eine Körperhaltung, die alles einleitet.

Kaum hatte ich damit begonnen, Überlegungen zum Thema anzustellen, merkte ich, dass es mir damit erging wie mit den Parkbäumen, die sich, als ich erst unter ihnen her ging, aufhoben in ihrer Bedeutung und einfach nur mehr da waren. Ich setzt mich auf eine jener zusammenhängenden Bänke, die zumindest fünfzehn Personen Platz boten, und hörte zwei deutschen Pensionisten zu, die ein Streitgespräch darüber führten, ob wir hier noch im Mittelalter lebten oder nicht. Die Beweisführung verlief vor allem polemisch, und wenn einer zum Beispiel den anderen darauf hinwies, dass „unser Karl der Große ja erst im Alter das Schreiben und Lesen erlernt hat“, fühlte man sich an das Plagiat einer Fernsehdiskussion erinnert, wobei jeder Meinungsmacher die Rolle eines Universitätsprofessors spielte. Ich hörte eine Weile zu, um herauszufinden, woraus dieser Eindruck eines doppelten Plagiats entstand, suchte die Kleinigkeiten, womit sich die Poseure verraten würden, und fand keine. Vielleicht waren es Universitätsprofessoren, niedrigsten Niveaus allerdings, weil sie die Vergangenheit als Selbstbedienungsladen auffassten. Mir fiel ein Satz aus der Statistik ein, der in der Prüfungsvorbereitung enthalten gewesen war: „Eine These ist wie eine Straßenlaterne. Ein

Besoffener klammert sich daran, während sie ein Nüchterner zur Beleuchtung eines kleinen Stücks Weg benützt.“

Als die Männer aufstanden und gingen, folgte ich ihnen dieses Wegstück lang, und sie halfen mir wirklich in der Erkenntnis, denn ich fand, als sie eine augenscheinliche Straßenunterführung benützten, dass Budapest eine Untergrundbahn ihr eigen nennt. Der nach Eisenspäne und Holzbeize riechende Stollen schien auf die Kaiserzeit zu verweisen. Wer konnte hier Klarheit schaffen? Bestimmt waren Bücher geschrieben worden, um dergleichen Fragen zu beantworten. Aber warum in Budapest und nicht in Wien? Und warum, wenn die Kommunisten so etwas errichtet hatten, warum war es ihnen so früh gelungen und uns Kapitalisten erst so spät?

Auf dem Weg in die Innenstadt fiel mir ein weiteres altes Paar auf, Mann und Frau diesmal, mager und gedrückt beide, wobei der Mann die Frau beschützend am Arm führte. Sie gingen im Gleichschritt, was aber durchaus nichts Parodistisches hatte und wenn sie zu einer Auslage hin lenkten, taten sie das mit einer automatischen Übereinstimmung, die nicht erkennen ließ, wer sich nun genau wofür interessierte. Ich erinnerte mich an einen Bericht in dem Lokalblatt, für das ich in meiner Freizeit arbeitete. Anlässlich einer diamantenen Hochzeit im Gurker Dom hatte ein Reporter die Jubilare befragt, wie sie einander kennen gelernt hätten. „Wir trafen einander beim Zeltfest“, sagte der Mann, „ein Blick genügte und ich wusste: Das ist sie.“

Auf der Donaubrücke sah ich ein junges Paar, das sich gegenseitig um die Taille gefasst hielt. Sie waren stehen geblieben, und der Mann streckte einen Arm über den Strom aus, während die Frau den Kopf wandte, um zu sehen, was er ihr zeigen wollte. Als er dann nichts mehr sagte und nur noch mit verkniffenen Augen über die schimmernde Wasserfläche hinaus starrte, sah sie ganz knapp auf seine Wange, ohne ihn zu küssen.

Paare mit Kindern, die mir aus dem Park der Donauinsel entgegen kamen, führten diese ausnahmslos in der Mitte, wie um etwas anzudeuten, während die Jugendlichen verschiedenen Geschlechts, die überall in Gruppen zusammen standen, dabei immer die Hände in die Jeanstaschen zu schieben versuchten, was freilich schwer war, weil die Hosen so eng waren. Nach dem Prinzip der Waschmittelwerbung hätte man die einen den anderen als „Vorher“ und „Nachher“ gegenüber stellen können. Die Frage dabei wäre nur die geblieben, welches das Vorstadium des anderen wäre, mit Kindern als Zwischenphänomen.

An einem Stand borgte ich mir einen jener Fahrradwägen aus, die eigentlich zu zweit getreten werden, und für die mehrere Kindersitze existierten. Langsam durch die Anlagen fahren, wobei an der zweiten Fahrzeughälfte die Pedale wie von Geisterhand mitfuhren, fühlte ich mich von allen Seiten angestarrt, oder zumindest schien es so, als hätte ich Lebensberechtigung nur dann, wenn ich auf dem Weg zu einer Mitfahrerin wäre. Dass diese Geschichte möglich geworden war durch die Beschaffenheit des Wagens, merkte ich,

als ich am Uferweg eine Frau sah, die unwillkürlich den Fuß seitwärts stellte, wie auf Aufsprung, und die, hätte ich ihren Blick erwidert, wahrscheinlich zugestiegen wäre. Aber ich sah geradeaus und fuhr weiter. Eine andere, eine Videokamera im Anschlag, freute sich über das Motiv: Ungarische Männer radeln einsam, eine interkulturelle Fallstudie. Hier hob ich lächelnd die Hand, um keine negativen Vorurteile gegen unsere östlichen Nachbarn in den Köpfen junger Frauen zu verankern.

Als ich den Radwagen zurück stellen wollte, kam ein junges Paar auf mich zu und fragte: „Nehmen Sie uns zum Biergarten mit?“

„Geht in Ordnung“, sagte ich und beschloss, weiter zu fahren. Das Mädchen rückte neben mich hin, der Bursche sprang in die zweiten Pedale, und es ging los.

„Entschuldigen Sie“, plapperte das Mädchen, „ich habe mir gerade nicht überlegt, ob Sie Deutscher sind oder so.“

„Aber was wollen Sie“, gab ich zurück, „in Budapest gibt es ohnehin nur Deutsche und Österreicher.“

„Sie sind aus München?“

„Österreicher.“

„Aber das merkt man gar nicht.“

Der Bursche, fröhlich tretend, hatte gleich die Bedienung der Lenkstange übernommen. Deutsche und österreichische Männer, eine interkulturelle Fallstudie, mit besonderer Berücksichtigung zeitgeschichtlicher Präzedenzen. Mit der Klingel Fußgänger vom Weg scheuchend erwähnte der Deutsche einen

Münchener Biergarten, wobei das Mädchen ihm über den Mund fuhr: „Aber was glaubst du denn, das kennt doch keiner außerhalb von Schwabing. Sie müssen wissen, er glaubt immer, was er kennt, muss jeder kennen.“

Dann rief sie: „He, ihr da, ausweichen!“

Zwei Mädchen, die einander umschlungen hatten, traten zur Seite. „Also, das hättet ihr nicht geglaubt, dass wir schneller sind als ihr!“ rief das Mädchen neben mir, schwitzende Wärme in einem Trainingsanzug. Die Besiedlung Kärnterns durch die Bajuwaren des zehnten Jahrhunderts bildete die Grundlage für Wesensverwandtschaften zwischen den Münchnern und Kärntnern des zwanzigsten Jahrhunderts. Bewehrt mit einem Radwagen erobern sie Budapest und fegen dabei slawische Pärchen ins Unterholz.

Während das Paar in das Bierzelt abtauche, in dem eine deutsche Kapelle Polka spielte, fiel mir das Hotel ein, mit dem man abends den Frühstücksraum abgesperrt hatte. Anstatt des im Englischen üblichen „Section Closed“ stand da: „Out of Order.“ Ein lachhafter, eigentlich unwesentlicher Unterschied zwischen ungenützt und „kaputt“, unwesentlich für die Allgemeinheit, entscheidend für den Einzelnen. In welche Kategorie sollte man mich einreihen? Ich fühlte mich zumindest kaputt, was die Begegnung mit Menschen betraf. Vielleicht war ich aber nur zu wenig benutzt worden? Und weil man dauernd das eine mit dem anderen verwechselte, waren sie wohl so selten, die süßen Begegnungen, die man auch umschreiben könnte als Vermögen, seine Sehnsucht auf einen Punkt zu

konzentrieren: Als Gegenüber, das man ganz genau wahr nimmt als etwas Schönes.

Als ich über die Insel durch den Park streifte, über den sich die Dämmerung gelegt hatte, merkte ich an meinem Gang, dass Prüfung und mein übliches Leben sehr weit weggerückt sein mussten, denn ich ging nicht mehr eilig und bestimmt, wie ich es von mir gewohnt war, sondern eher ziellos wie jemand nach einem Streifschuss, der gerade tödlich wird. Ich sah beim Herumstreifen zwei, die einander auf einer Bank dermaßen gegenüber saßen, dass jeder ein Bein zwischen Sitzfläche und Lehne gesteckt hatte, als wollte er damit andeuten, dass er ganz für den anderen da sei. Als ich vorüber kam, fuhren die Köpfe auch wirklich auseinander wie die von Verschwörern, die ihren Pakt allerdings erst abzumachen haben, denn wäre die Schranke schon gebrochen worden, hätten sie mir wohl ungerührt etwas vorgeschmust. Diese Haltung des einander gegenüber Sitzens erschien mir klassisch schön, weshalb danach zwei andere, die ganz gewöhnlich miteinander auf der Bank saßen, wie Zögerer wirkten, und der Arm, den der Mann um die Frau gelegt hatte, schien als Entschuldigung dafür zu dienen, mit abgewandten Gesichtern auf die Grünfläche hinaus zu starren. Ein weiteres Paar: Er berührte, während sie sprachen, mit der Hand ihre Wange, wodurch das, was er sagte, ihr genauso angenehm zu werden schien wie seine Berührung. Das schloss ich aus ihrem Gesicht, das aufglühte. Jedenfalls wäre mit ihr eine Übereinstimmung über sehr Vieles

erreichbar, sogar über die Amputation von Gliedmaßen. Die Maßlosigkeit der Liebe, zumindest im Vorübergehen auf der Straße. Ich hatte Lust, stehen zu bleiben, aber ein Gefühl von Anstand ließ mich weitergehen.

Apropos Proportionen: Eine Passantenzählung ergab ein küssendes Paar auf vierhundert Menschen, ein Hände haltendes Paar auf dreißig, und einen Mann und eine Frau auf zehn Menschen, die miteinander unterwegs waren, vermutlich zum gleichen Ziel. Wozu also feierlich (und das Aufschreiben ist zwangsläufig etwas Feierliches) so tun, als könne man diesen Augenblicken miteinander Bedeutung geben, wie eben jener Deutsche, der vom Bus ausgestiegen, ausrief: „Na, das haben wir ja einmal geschafft!“ Warum hätte man es nicht schaffen sollen? Es lag in der Natur der Sache, es zu schaffen, von Paderborn nach Budapest mit dem Bus zu gondeln. Ich stellte mir hunderte, tausende Frauen vor, die in dieser Abendstimmung in Hotelzimmern nach der Dusche vor dem Spiegel standen und fragten: „Na, du?“ und fand das weit zutreffender als so eine Busfahrt, die man gemeinsam schaffte, indem man einfach drinnen saß. Oder erst recht das ungemein kompliziertere „es“ schaffen im Bett (oder zumindest in dem kleinen Umkreis, den ein Liebespaar in jeder Umgebung bildet). Und doch war es möglich, dass dieses kleine Zusammensein, dieses Aufeinandertreffen, wie der Lichtkreis einer Straßenlaterne dazu dienen könnte, ein Stück gemeinsamen Wegs auszuleuchten. Formlos, aber nicht zufällig.

Deutsche Frauen saßen am Fluss, Zeichenblöcke auf den Knien, auf deren Blättern Abbildungen entstanden waren. Befriedigend war keines der Werke, überall gab es nur Umrisse mit zaghafte Farben dazwischen. Da den Frauen das Tageslicht fehlte, redeten sie nur mehr miteinander: „Wann holt man uns eigentlich endlich ab?“

„Sei mal nicht so ungeduldig.“

Eine aber, obwohl sie nicht mehr sah, versuchte den Tag zu verlängern, indem sie im Dunkeln weiter zeichnete. Sie war die einzige, die nicht reif dafür schien, abgeholt zu werden. Ich stellte mir Charons Nachen vor, der die Seelen auf dem grauen Wasser nach Buda übersetzte.

Ich querte die Donau über die Stahlbrücke und fuhr im Schrägaufzug den Hügel hoch. In der gleichen Fahrkabine waren eine Asiatin, eine Amerikanerin und ein Afrikaner verschiedensten Alters durch den Zufall (ein Studienaufenthalt?) in einer Gruppe zusammengewürfelt worden. Ganz kurz wurde ich zum Teil der Gruppe, als ich der Asiatin, die sich den Kopf verrenkte, um die Aussicht zu bewundern, vorschlug: „Why don't you step on the bench?“ worauf sie sich zweifelnd umschaute, aber plötzlich waren wir vier geworden, die gemeinsam auf einen Hügel hochgezogen wurden. Da sagte eine ältere Deutsche, die noch neben ihrem Mann in der Kabine stand, freundlich die kleine Touristin zum Tabubruch auffordern: „We will not say to anybody.“

Da wagte es die Asiatin, stieg auf die Bank und jubelte, als nun plötzlich die Sicht auf Pest gelang,

aber mit den kurzen Worten und der Handlung des auf die Bank Steigens zerfiel alles, und die Verbindungen waren wie vorher, die harmlose Freundlichkeit, mit der die drei einander auf Sehenswürdigkeiten auf Karte und im Fenster aufmerksam machten, über Touristisches lachten, und dann war man da und zerstreute sich auf dem Plateau.

Dort stand eine schlanke Frau in bunt bestickten Jeans in der Mitte eines Rasens und spielte auf einer Tastenflöte. Ich vermied es, sie anzusehen, spürte aber, dass ich errötete, und wusste nicht, wo ich hin sollte. Ohne sie also genauer anzusehen, oder ihr zuzuhören, glitt ich nach rechts in eine Gasse ab, die auf einen Platz führte. In der Tiefe lag die Stadt, und die Konditorei, auf die ich zu steuerte, ragte spitz mit einem Mauereck vor. Ich trank Kaffee, der in einer angeschlagenen Tasse serviert wurde, zu der man die Milch aus einer kleineren Espressotasse zuschütten musste, und obwohl der Kaffee scheußlich schmeckte, trank ich die Tasse in einem Zug leer, aß ein Stück vertrockneter Torte dazu, und stand dann schon voreilig an der Vitrine, um die Rechnung zu begleichen. Durch die Gasse zurück gehetzt fand ich die Musikerin unverändert vor. Ich gab ihr einen Geldschein, den sie entgegen nahm, wobei sie zugleich eine Kastanie aufhob, die man ihr eben zuvor als Geldstück hingeworfen hatte. Sie sagte etwas, wobei ich sie auf Ungarisch unterbrach: „Sie spielen wunderschön.“ Ihr Gesicht blieb verständnislos.

„You play beautifully“, setzte ich nach. Sie hob bedauernd die Schultern.

„My English is not ...“ sagte sie.

Ich wollte mich in dem Gefühl abwenden, dass sie mich dezent abservierte, als sie mich in einer unbekannten Sprache anrief und mit Gesten besänftigte. Sie zeigte auf den Palast zur Rechten. „Mickey Mouse old“, sagte sie, „sleep there.“

Ich lächelte über die Absurdität, so viele Sprachen gelernt zu haben und mich in einem Land zu befinden, dass mir mit seiner Sprache längst Heimat geworden war. Und dann konnte es passieren, dass ich nicht das Geringste verstand, nicht einmal wusste, in welche grobe Richtung ich das Idiom, das sie benutzte, einordnen sollte. Es war wie eine Kunstsprache, die aufgrund ihrer Kehllaute an etwas Arabisches erinnerte. Und was zum Teufel bedeutete „Mickey Mouse old?“

Jetzt zeigte sie auf den mit Grünspan bedeckten Adler, der über uns die Schwingen breitete: „Hungarian Love Story“, sagte sie, „is over.“

„I understand there has been a leadership change“, sagte ich, „look, I've got to go.“ Ich wandte mich zum Gehen.

„Have money?“ fragte sie mich. Ich kramte in der Hosentasche, gab ihr ein paar Scheine. Sie beugte sich vor und küsste mich auf den Mund. Ihr Parfüm stammte aus einer alten Flasche, erinnerte mich an jemanden, ich rätselte kurz, nach wem, aber mit dem Geruch war auch die Erinnerung weg. Ihr Mund war salzig und weich. „Come yesterday?“ fragte sie, nachdem sie mich losgelassen hatte.

„Tomorrow? Yeah, sure. Maybe.“

„Come“, sagte sie bestimmt, worauf ich mich umdrehte und rasch davon ging. Ich merkte, dass mein Herz zu klopfen begann. Stark, schön, schnell, wie eine wunderbare Maschine. Es öffnete sich etwas im Brustkorb, wurde weit und der Atem war so angenehm leicht, als gleite er auf mächtigen Schwingen über die Landschaft.

Einige Stunden später gefiel es mir, im Kino zu sitzen und zu sehen, wie die Handlung weiter geht. Ich gehe überall gern ins Kino, weshalb ich auch jetzt, als in Budapest Brückenbogen mit dem flimmernden Licht der Glühbirnen nachgezogen wurde und der Fußgängerverkehr sich verdichtete, mir gleich überlegte, einen Film anzuschauen. Allein zu essen, sogar in einem schicken Lokal, wäre wohl etwas pathetisch erschienen, weshalb ja auch das Bild eines allein im Nobelrestaurant Essenden, vor allem bei Frauen im Filmklischee das Bild der Einsamkeit per se ist. Dafür ist der Kinobesuch allein dem Gefühl nach etwas Angemessenes, Naturgemäßes, Bild eleganten Alleinseins, vielleicht, weil man dabei nichts Greifbares zu sich nimmt.

Ich hatte bei meinem Eintreffen in der Stadt eine Fremdenverkehrsbroschüre durchgeblättert und erinnerte mich jetzt an eine Korda-Retrospektive in einem Kino, das leicht zu finden sein würde, da es nahe der Margitbrücke lag. Korda wurde nicht gegeben, zufällig aber ein amerikanischer Film mit ungarischen Untertitel, wie mir die Frau an der Kassa erklärte, indem sie theatralisch den Schaukasten öffnete und mit dem Finger auf einen

Titel zeigte. Als ich ihr freundlich dachte, machte sie eine unwirsche Miene wie jemand, dem man einen Streich gespielt hat.

Ein Kriminalfilm, der aber, wie ich bald merkte, von Cute Meets, jenen holprigen, stolpernden Aufeinandertreffen von Menschen gegen Anfangs eines Films, die gegen Ende dann gemeinsam und verliebt in eine bessere Zukunft schreiten. Die Frau eine Polizistin, der Mann ein hassidischer Jude, der Rabbi werden soll. Mir war bald unklar, wie man erzählerisch den Film retten könnte, und verspürte ein sadistisches Vergnügen dabei, der sich abzeichnenden Drehbuchkatastrophe zuzusehen. Aber ich merkte bald, dass der Verfasser des Scripts ernsthaft um diese jüdische Subkultur bemüht war, und es deshalb nicht zulassen konnte, den nächsten Rabbi am Killerinstinkt der Kinokassa, das heißt einem Happy Ending der Liebesgeschichte scheitern zu lassen. Happy Ending ausgeschlossen, Geschlechtsverkehr ebenfalls, was doppelt bedauerlich war, weil irgendwie wartete man dauernd darauf. Zugleich wurde versucht, Verliebtheit zwischen den Protagonisten darzustellen, nicht auf den ersten Blick, aber fortan mit Blicken, und Bemerkungen der weltläufigen, desillusionierten Polizistin etwa, die meinte, er, der Zögling, sei süß. Mit dem Geschmack fängt alles an, lieber Zuschauer. Als Rechtfertigung dann, dass sie ihn nicht aufhörte, anzumachen, kam die Aussage, er, der Hassidim, hätte sie „angesehen“, also schon der verräterische Blick als Sündenphall, der radikale Schuldspruch der Liebenden, von biblischer

Strenge: „In Gedanken, Worten und Werken.“ Dieses Unrecht, ihn mit ihrem Gefühl zu konfrontieren, und zugleich darauf beharren zu dürfen, wegen eines kuhwarmen Blicks das Leben einzufordern, stieß auf den Glauben des Hassidim, jeder habe eine „Bascherte“, die für ihn bestimmte. Ah, das war fad!

In meinem Mund schmeckte ich noch die Musikerin. Es war wie mit der Pflanze, die Dulcamara heißt und zuerst süß schmeckt, doch dann wird der Geschmack bitter. Hier war er salzig gewesen, nun aber wurde er süß, wie eines dieser indischen Gewürze. Ich spürte ihre Zunge in meinem Mund, mit einem Hauch von Zittern und Andacht und doch war da eine Entschiedenheit, von der man hätte sagen können, sie habe etwas mit einem vor. Ich überlegte mir, was sie in mir sah. Was sie dazu bewegt hatte, mich anzusprechen und mir etwas von einer alten Mickey Mouse zu erzählen, die im Palast von Pest wohnte. Konnte sie Dagobert Duck meinen?

Während der New Yorker hassidische Film weiter lief, fielen mir die deutschen Universitätsprofessoren auf der Parkbank ein, und ich ließ einen in meinem Kopf argumentieren, dass die graue Vorzeit nie aufgehört habe, während der andere den Untergang des Abendlandes mit dem Siegeszug der Liebesheirat festmachte. Wie schon am Nachmittag stimmten die beiden in den Ansichten überein, nur der Fluss ihrer Veranschaulichung differierte, wobei der eine, was mich während des Heimwegs vom Kino, als ich sie gegeneinander antreten ließ wie zwei Papageien, herausplatzte vor Lachen, als einer

immer wieder in meinem Kopf selbstgewiss krächte: „Man kann die Vergangenheit nicht aus der Sicht der Gegenwart beurteilen!“

Zwei Mädchen bettelten gleichzeitig einen Mann und mich an, wobei er, nachdem wir beide ungerührt weiter gegangen waren, lächelt auf ungarisch zu mir sagte: „Das wäre ein flotter Vierer gewesen“, und ich grinste zurück wie ein Verschwörer, worauf er seinen Finger an den Hut legte, den er gar nicht auf hatte und in eine andere Straße abbog.

Ich setzte mich in das „Wendy's“, einen Schnellimbiss, der dadurch, dass hierher alle schick gekleideten Amerikanerinnen flüchteten, zum In-Lokal von Budapest geworden war. Aus dem riesigen Kontinent jenseits des Atlantiks eingeflogen, suchten sie hier zu zweit oder zu dritt Ferienabenteuer, unter denen sie dann entzückt den Kopf verdrehen oder auf und ab springen würden wie Kinder in alten amerikanischen Fernsehsendungen. Dorthin würde ich ja bald unterwegs sein, wenn es nach den Plänen der Zeitung ginge, nach Hollywood als einer jener Männer, die dort in Hotels gehen und nacheinander in kurzen Abständen Filmschauspieler ausfragen, als wäre das ein Stundenhotel oder Besamungsanlage und daraus nahezu identische Porträts verfertigen, die dann an gleichen Wochenende in verschiedenen Blättern wie Exklusivberichte erscheinen würden. Und wenn man das nicht tat, saß man mit diesen Leuten zusammen, die „Great!“ und „Shit!“ durcheinander riefen. Ich kippte das Tablett und leerte die Packungen und Essensreste in den

Kübel, wie das üblich ist, und dachte daran, wie ich einem deutschen Hotelnachbarn auf die Frage, warum ich eine Übersetzer Ausbildung Ungarisch gemacht hatte, lässig zur Antwort gegen hatte: „Wissen Sie, es ist recht gut für's Image.“ Aber eigentlich fühlte ich mich wohl hier. Wie wäre es, hier in der Stadt zu bleiben? Es gab hier so viele Deutsche, da musste es auch Bedarf an ungarisch sprechenden Österreichern geben. Vielleicht bei einer Bank. Oder man machte Fremdenführungen und kam dabei immer bei der Musikerin vorbei, sorgte dafür, dass sie gute Tageseinnahmen machte. Abends holte man sie dann ab. Man ging noch etwas essen. Sie bestand darauf, ihren Teil des Abendessens mit ihren Münzen zu bestreiten und mischte dabei die verschiedensten internationalen Währungen zusammen, sodass die Kellner immer ganz ungeduldig wurden, wenn sie sie nur sahen. Ich stellte mir vor, wie sie ihr Kleid ablegte, diesen Sari mit dem Umhang und sehr feingliedrig und etwas mager vor mir stand, die Haut dunkel, etwas fleckig und dabei etwas hervortreten würde, was man ihrer Zunge angemerkt hatte, etwas Forderndes, was nicht immer gut war noch das Gute überhaupt wollte. Etwas Warmes allerdings, etwas Argloses. Konnte es sein, dass sie so unabhängig war, wie es den Eindruck hatte, oder gab es dahinter eine ganze Mafia fauler Männer, die von ihren Einkünften als Musikerin lebten?

Mir fiel die Frau ein, die eine New Yorker Polizistin gespielt hatte. Sie war der Musikerin nicht unähnlich gewesen. Sie lümmelte zuhause in einer Wohnung in einem New Yorker Stadtteil im

Hemd auf einer Couch, die Beine angezogen und im Fernsehen bewegte Fred Astaire zu süßer Musik Ginger Rogers wie mit Marionettenfäden. Konnte man sich die Musikerin in dieser Rolle vorstellen? Es war ein guter Gedanke, es machte Spaß, daran zu denken. Der Abend war schön. Auf einer großen Promenade zum hell erleuchteten Reiterdenkmal gehend, fand ich von Bank zu Bank sitzende, redende Paare, malerische Telefonzellen, schmal, und hölzern, und da erschien mir das Geräusch einer Frau, die im Dunkel ihren Rasen sprengte, wunderbar feucht und weiß. Wagen im Kreisverkehr zogen dynamische Bögen, das Laub kroch ganz langsam im Wind unter dem klaren Himmel über den Asphalt ins Laternenlicht, und die neonbeleuchteten Reklametafeln an den Bauzäunen warfen einen Schimmer auf die dahinter liegenden, verfallenen Prachtbauten. Ich blieb noch knapp drei Wochen in der Stadt, doch die Musikerin habe ich nie wiedergesehen. Jeden Morgen fuhr ich mit dem Schrägaufzug hoch auf den Platz, wo sie stand, und blieb einige Stunden, kehrte wieder, war auch nachts dort. Dann begann ich die Stadt zu durchstreifen, um sie zu suchen, und die einzige Konstante bei dieser Suche war die Rückkehr hoch auf das Plateau, wo ich sie gesehen und wo sie mich geküsst hatte. Schließlich aber verließ ich die Stadt und bin seither nie wieder dort gewesen. In meinem Inneren ist da eine Wunde, die sich nicht schließen wird. Ich kann sie nicht genauer benennen, aber sie schmeckt zuerst salzig und

dann immer süßer, je länger die Erinnerung dauert.

Vor der Autobahn nach Salzburg streckte ein Mann den Arm aus. Ich fuhr an ihm vorbei und bremste, was ich gleich bereute, aber ich wartete aus Pflichtgefühl, bis er herangekommen war.

„München“, sagte er.

„Ich hatte eigentlich nicht die Absicht.“

Ich kannte den Mann.

„Nach München?“ fragte er.

„Okay. Steigen Sie ein.“

Wir fuhren los. Ich warf dem Mann einen Blick zu. Er schaute stur gerade aus, wobei ich den Eindruck gewann, das er mich auch erkannt hatte. „Da vorne“, sagte er, obwohl die Beschilderung klar war.

„Wir kennen einander“, bemerkte ich.

„Jeder kennt jeden.“

„Ich habe Sie vor Jahren mitgenommen. Zwischen Klagenfurt und Graz, von Völkermarkt nach Wolfsberg. Ich war noch Student, und Sie erzählten mir, Sie würden im Club2 auftreten. An das Thema des Abends kann ich mich nicht mehr erinnern.“

„Davon weiß ich nichts“, sagte er.

„Es war nach Mitternacht, ich war im Wagen meines Vaters unterwegs. Da Sie hungrig waren, nahm ich Sie mit nach Hause und machte Ihnen einen Toast. Danach fuhren wir zur Hauptstraße zurück. Ich erinnere mich, Sie hatten mich um Geld gebeten und sogar gefragt, ob Sie bei uns übernachten könnten. Am nächsten Morgen sagte mir mein Vater, dass ein großer Geldschein in

seiner Brieftasche fehlte, die in der Garderobe hing. Auf dem Weg zur Toilette, während ich Ihnen Ihr Essen machte, kamen Sie dort vorbei.“

Mein Beifahrer schwieg. Er roch vage nach etwas Verdorbenem. Vögel stinken so, wenn sie einige Tage tot sind.

„Ich kann mich gut an Sie erinnern“, fuhr ich fort.

„Es war mir eine Lehre, niemals mehr Männer im Wagen mitzunehmen.“

Ich machte eine Pause. Ihm schien der Widerspruch aufzufallen, denn er wandte den Kopf und ich fuhr fort: „Oder zumindest nur dann, wenn ich weiß, wohin die Reise geht.“

Er sagte dazu nichts.

Nach einer Minute des Schweigens, in der ich ruhig lenkte, kam eine Ausfahrt. Ich fuhr ab.

„Was soll das jetzt?“ wollte er wissen. Als ich keine Antwort gab, die Minuten vergingen und der Weg, der eben noch asphaltiert war, dann letztlich einem Waldweg in der völligen Einsamkeit Platz machte, steigerte seine Unruhe. Es war ein magerer Mann, ein älterer Herr, der offensichtlich die physische Auseinandersetzung scheute. Damals hatte er nicht so gerochen.

„Ich habe da hinten ein Jagdhaus. Sie sind hungrig“, sagte ich in einem schwingenden Ton, als sagte ich etwas auf, das ein anderer geschrieben hatte. „Ich merke das. Ich glaube, ich kenne die Nahrung, die Sie brauchen.“

„Ich will aussteigen“, sagte er. „Wenn Sie mich nicht aussteigen lassen, kann ich für nichts garantieren.“

Ich blieb stehen. Wir waren irgendwo. Mir war die Gegend weiter unbekannt, aber ich tat so, als

wäre ich hier zu Hause. Dass ich stand, konnte für meinen Gast noch angehen. Dass ich ihn nun ansah und sagte: „Sie werden sich hier sehr wohl fühlen“, reichte dann eigentlich. Er riss die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Ich habe öfters Anhalter mitgenommen auf meinen langen Fahrten zu Stana.

Es ging über Wien und Brunn nach Schlesien hinein. Stana, die Polin, die mich an das Polnische heranführte, eine der schönsten Sprachen der Welt. Vielleicht die schönste, wenn auch kühl und mager wie Stana, diese junge Frau mit dem etwas zu groß geratenen Busen, die rauchend auf und ab ging, die kirgisischen Augen, die so oft, wenn sie mich anschauten, die Vorstellung eines nächtlichen Hotelzimmers weckten, in dem wir in der Frühzeit gelegen hatten, zwei Liebende, ein zerwühltes Bett, ein sich bauschender Vorhang, als sich eine der Gestalten, die wir waren, im Schlaf in eine Katze verwandelte, die auf das Fensterbrett schlüpft und auf das nächste Dach setzt und die andere zurück lässt im Staunen. Die so große Ähnlichkeit mit der Musikerin aufwies, die ich Budapest gesehen hatte. Und deren Kuss schmeckte wie der Kuss der Musikerin damals.

Es war ein Film, den wir gemeinsam gesehen hatten in einem Kino in Breslau. Dieser Film hat mir nicht nur die polnische Sprache näher gebracht, sondern auch die Art der Liebe, die Milafühlte und die ich fühlte, als ich mit ihr zusammen war. Es ging in dem Film um zwei Frauen, die vielleicht nur eine waren. Sie wachsen in Polen und Frankreich auf, sind Sängerinnen mit

einer Herzerkrankung. Der Film lebte vor allem von der aufwühlenden Orchestermusik und von dem engelhaften Gesang, der alles zerpflügte. Dann ein blendender Taschenspiegel, dessen Reflex durch das Fenster zielt und eine der Frauen weckt. Eine Geschichte mit einem Puppenspieler, der auch Buchautor ist. Dieser teilte sich in zwei Personen: Mich, der ihn auf der Leinwand sah und das Eigenleben, das er dort entwickelte und das doch alles bestimmte, was ich auch fühlte. Ich lehnte mich danach an die Außenmauer des Kinos, während Milaneben mir stand, in ihrem dicken Mantel, die schmalen Unterschenkel und Füße, die unten heraus ragten. Sie umarmte mich selbst, während ich mein Notizbuch aus der Brusttasche der Jacke nahm und blätterte, bis ich an die Stelle kam, wo ich geschrieben hatte: „Selbst harmlose Taschenspiegel sollen bereits mehrmals aus Handtaschen gefallen sein und sich in Gesichter verwandelt haben.“ Ich dachte an das Hotel, wo mich Milaam Anfang geweckt hatte, vom angrenzenden Flachdach zwischen der aufgehängten Wäsche stehend und von dort das Sonnenlicht in das Zimmer spiegelnd, wo ich erschöpft von der langen Nacht spät schlief. Sie hatte mich mit dem Spiegelreflex wie mit dem Zeiger bei einer Diashow Zähneputzen und Rasieren geschickt, indem sie den zitternden Lichtfleck über dem Waschspiegel tanzen gelassen hatte. Der stumme Dialog, die Kleidungsstücke zum Fenster hoch zu halten, um sie draußen zu fragen, was ich anziehen sollte. Und dann, während ich mich anzog, das Kratzen

an der Außenmauer, als sie auf der Fassade zum Zimmerfenster hoch kletterte. Die Sonne war hervor gekommen, und die Feuchtigkeit der Oberflächen wurde sichtbar. Ich zog den kleinen, abgegriffenen Blechspiegel hervor, den sie damals benutzt hatte. Es war Zeit, ihn loszuwerden. Der Spaziergang im verwucherten Park des verfallenen Schlosses, und Stanas Warnung: „Gib dich nicht mit mir ab, ich habe die Eigenschaft, andere zu verletzen.“

„Warum?“

„Weil ich egoistisch und kalt bin.“

Die Erinnerung, mit ihr auf der Couch zu liegen und zu spüren, dass man in die gleiche Richtung schaute wie ein zufriedenes Tier mit vier Augen.

Viele Jahre später schickte ich ihr eine Email an die italienische Universität, an der sie angestellt war. Ihr Italienisch war sehr gut. Besser als meines, und überlegen sicherlich auch dem Großteil der Einheimischen. Es war ein altes, fast archaisches Italienisch mit dem ganzen Formenreichtum dieser an das Lateinische grenzenden Sprache. Manchmal, wenn Milasich beim Sprechen in ihr verlor, entstand in mir ein Hochgefühl, das man nicht weiter beschreiben kann. Es war, als hätte man vorher noch niemanden sprechen gehört. Die Sprachen haben uns verbunden, doch mit einem großen Unterschied. Während ich mehr und mehr das Polnische in mir aufsaugte, verweigerte sie sich dem Deutschen vollständig. In der ganzen Zeit, in der wir einander kannten, sagte sie nicht ein einziges deutsches Wort, selbst in den Monaten nicht, die sie in meiner Wohnung verbrachte. Wir

sprachen meistens Englisch miteinander, oder Italienisch, je nachdem, wer Sehnsucht danach hatte, sich in der einen oder anderen Sprache zu empfinden. In meiner Email – die ich englisch gehalten hatte – stand etwas von Dankbarkeit und das Angebot, ihr behilflich zu sein, da sie mich wie niemand sonst erreicht hatte und ich spürte, dass es an der Zeit war, sich eine „Familie“ aus Menschen aufzubauen, die einem nah waren und um die man sich sorgte. Es stellte sich heraus, dass sie in mir eine der Männer sah, mit denen Beziehungen gescheitert waren. Sie war in diesem Jahr vierzig geworden, und verunsichert im Gefühl, auf immer allein bleiben zu müssen. Sie hatte dieses angenommen, schrieb sie, und kein Bedürfnis, Bande zu knüpfen, die aus gutem Grund abgerissen waren.

„Ich bin egoistisch und kalt“, schrieb sie, „und das wird so bleiben.“

Damals in Wien hatte ich mir überlegt, wie ich den Spiegel loswerden könnte, und das Heft, in dem all das stand, was ich damals aufnotiert hatte im Gefühl, mitzuschreiben, weil hier Geschichte gemacht wurde. Ich ging Richtung Universität zum U-Bahneingang. Als ich am unteren Ende der Rolltreppe angelangt war, öffnete sich eine unmarkierte Metalltür, ein Mann trat hervor, der sich den Hosenschlitz zuknöpfte, also glitt ich an ihm vorbei, weil ich selbst Harndrang hatte, kam in einen verkachelten Raum, wo mehrere Männer erschreckt auseinander fuhren und sich wie auf Kommando an die Pissrinne stellten. Ich schlug Wasser ab, während die Männer nur herum standen. Ich begann belustigt zu pfeifen im

Gefühl, hier so etwas wie eine Mischung zwischen Hahn im Korb und Polente zu sein.

Der Bahnsteig war fast leer. Ich setzte mich auf eine Bank, legte Heft und Taschenspiegel neben mich hin. Dann fuhr der Zug ein. Ich sprang in sein Inneres und wurde aus der Station getragen. Im Wagen saßen die Menschen reglos und angespannt. Jeder wandte das Gesicht vom anderen ab. Ich stieg gleich wieder aus, fuhr zur Erdoberfläche hoch, setzte mich in ein Bistro und las mehrere Zeitungen durch. Ich dachte an das Ende unserer Affäre. Sie hatte mich eines Tages angesehen, und ich hatte gewusst, dass es zu Ende war, auf unbestimmte Zeit.

„Was denkst du?“

„Es geht mir schlecht.“

„Du meinst, du liebst mich nicht mehr?“

„Nein, ich liebe dich nicht. Ich liebe niemanden.“

„Also gut, wie organisieren wir die Qual?“ fragte ich resigniert und lächelte.

Einmal kam ich über Amberg. Im Shop einer Raststättentankstelle vor der tschechischen Grenze standen weidengeflochtene Körbe. Ich kaufte einen davon und füllte ihn mit Proviant, Brot, Wurst, Marmelade, Früchte, Gemüse, Schokolade. Als ich aus dem neonhellen Kassenraum kam, hupte es, und als ich hinsah, stieg ein Bekannter aus dem Wagen. Er war Pole, arbeitete in Kärnten und fuhr über die Feiertage nach Hause.

„In Deutschland?“ fragte er.

Wir gaben einander die Hand.

„Ich habe dein Buch gelesen“, fuhr er fort, „habe nicht geglaubt, dass du kannst so etwas schreiben. Ist das erstes Buch gewesen?“

„Ja“, sagte ich.

„Habe sehr viel über Kärntner erfahren“, ergänzte er.

Als ich weiter fuhr, verspürte ich eine sanfte Euphorie über das Gespräch. Ich hatte das Gefühl, dazu zu gehören. Meinen Platz gefunden zu haben. Es war ein kleiner Platz, wie auf einem Barhocker, mit Handgepäck daneben. Aber es war ein Platz. Vielleicht war es nur ein Kompliment gewesen, wie das gut erzogene Menschen machen. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass ein bekanntes Gesicht irgendwo in der Fremde auftaucht und man dann ein Gesprächsthema sucht, das sonst nie gewählt worden wäre. Und doch war es das gewesen, worauf jeder, der schreibt, wartet. Auf die Begegnung mit dem Leser, der einem sagt, dass es wichtig war, einen gelesen zu haben. Etwas – vielleicht das Tiefste in mir - war angekommen. Im Radio sang eine einschmeichelnde spanische Stimme „Soledad“, „Amor“ und anderes, was dazu passte. Ich fühlte mich großartig.

Ich hielt irgendwo an einem Parkplatz, stieg aus dem Wagen und lief in die Grünanlagen. Das Gras war feucht, der Wind blies mir ins Gesicht, ich ging mit eingesteckten Händen bis zum Zaun. Als ich umkehrte, saßen ein Mann und eine Frau nahe der Toilette auf einer Bank und rauchten eine Zigarette. „Schöne Abendstimmung“, sagte ich.

„Ja“, lachten sie, nickten, s aßen, rauchten, bei überschlagenen Beinen, und fühlten sich offensichtlich genauso wohl wie ich.

Als ich meinen Wagen auf schloss, kamen sie mir nach gelaufen. „He, wo fährst du denn hin?“ fragte die Frau.

„Prag“, sagte. „Und nachher nach Breslau.“

„Ach Scheiße“, sagten beide.

„Warum?“

„Na, wir müssen mal nach Salzburg, und du hast ein österreichisches Kennzeichen, deshalb haben wir gedacht...“

„Na gut, fahren wir nach Salzburg“, sagte ich. Sie setzten sich beide auf den Rücksitz.

„Das Kissen da“, fragte die Frau, „darf sich mein Freund das schnappen? Wir sind ziemlich müde.“

„Klar“, sagte ich.

Der Mann legte sich gekrümmt hin, während die Frau hinter mir saß. Ich konnte ihr Gesicht als schwarzen Umriss sehen, der durch die entgegen kommenden Scheinwerfer zwischendurch wieder dreidimensional wurde, mit blitzenden Augen.

„Was machst du?“ fragte die Frau.

„Ich fahre eigentlich nur“, sagte ich.

„Ist das nicht anstrengend?“

„Ganz im Gegenteil. Ich habe einen anstrengenden Job, arbeite bis zu 400 Stunden im Monat, aber wenn ich fahre und es droht kein Termin, habe ich frei. Ich bin dann zu aufgedreht, um einfach in der Wohnung zu sitzen oder spazieren zu gehen. Fahren entspannt mich.“

„Und wohin fährst du da meistens?“

„Der Weg ist das Ziel“, sagte ich.

„Ach ja, die Citroen-Werbung. Was arbeitest du denn?“

„Als Journalist und Übersetzer. Gerade als Übersetzer würde man nicht glauben, wie viel man unterwegs ist, weil es ist jede Menge dolmetschen dabei in den obskuren Sprachen, mit denen ich mich beschäftige.“

„Was für Sprachen?“

„Na ja, die üblichen, aber auch Ungarisch, Rumänisch vor allem. Und Portugiesisch.“

„Die üblichen?“

„Englisch, Italienisch, Spanisch, Französisch.“

„Wow.“

Ich sagte darauf nichts und lenkte, bis sie fragte:

„Darf man hier herinnen rauchen?“

„Ja.“

„Man weiß das nie in so einer Karre.“

„Und was macht ihr?“

„Wir sind zusammen.“

„Das klingt endgültig.“

„Ja, irre“, sagte sie, schnippte das Fahrzeug an.

Ich fuhr relativ langsam. „Musik?“ fragte ich.

„Was hast du denn?“

„Astor Piazzolla.“

„Kenne ich nicht.“

Ich schob die Kassette ein, wehmütige Tangomusik. „Wie lange kennt ihr einander schon?“

„Warum willst du denn das wissen?“

Ich schwieg.

„Zwei Jahre“, sagte sie dann.

Ich blickte in den Rückspiegel. Sie wandte den Kopf zur Seite, als sie meinen Blick spürte, blies den Rauch aus. „Wir haben uns nach dem Joe

Cocker Konzert getroffen“, fuhr sie fort, „er hat einen Schirm dabei gehabt, und es hat geregnet. Wir sind dann gar nicht mehr nach Hause bis in der Früh. Dann sind wir in der U-Bahn, er ist aus Wuppertal, musst du wissen, auseinander, so eine richtige Love Story da am Bahnsteig, Zungenkuss bis zu den Zehen, stelle dir das vor, ich meine, Wahnsinn. Wir waren dermaßen weggetreten. Er hat die Scheibe abgeschmust, und der Zug ist angefahren und war weg durch die Röhre. Erst da ist mir eingefallen, wie siehst du den eigentlich wieder? Ich kannte nur seinen Vornamen.“

„Dumme Geschichte.“

„Was?“

„Der mangelnde Austausch von Daten.“

„Wie man's nimmt. Ich hätte mich umbringen können. Er sich auch.“

„Und wie seid ihr wieder zusammengekommen?“

„Er ist mit der nächsten U-Bahn zurück, aber ich war nicht mehr da. Beim McDonald's hat er sich dann an meinen Tisch gesetzt. Er hatte mir seinen Schirm da gelassen und jetzt sagte er ganz stark: Du, es regnet in Wuppertal, kann ich meinen Schirm wieder zurück haben? Seither haben wir uns nicht mehr voneinander getrennt, keine Sekunde. Wir machen alles zusammen.“

Ich setzte sie in der Salzburger Innenstadt ab. Als ich weiter fuhr, spielte das Radio: „Ein Mann und eine Frau“, französische Siebziger Jahre, instrumental. Die exotischen Pflanzen von Hochbauten, helles Blitzen in der Nacht. Die Rechtecke der Nachfahrerkolonnen, die Lichtreihen parkender Reisebuskonvois, die

Lichtschlange eines Eisenbahnzugs. Dann spielte man Rod Stewart, wobei mir die Geschichte auffiel, die erzählt wurde. In „Maggie May“ redet ein junger Mann mit sich selbst, während eine ältere Frau neben ihm schläft. Sie hat ihn von zu Hause abgeholt, „nur“ weil sie allein war. In „The First Cut is the Deepest“ spricht er von der Möglichkeit, eine neue Beziehung im Schatten der vorhergegangenen anzufangen, und schließlich in „Tonight's the Night“ von seiner innerlichen Bereitschaft, sich von allem zu lösen: „Bleib weg vom Fenster und von der Hintertür, steck das Telefon aus, leg dich zurück und lass dich gehen.“ Wie von innen beleuchtet, spürte ich mich grinsen, mitsingen, wieder hellwach, umschwirrt vom Autobahnverkehr der Salzburger Innenstadt.

Das adrett uniformierte Personal einer neuen Tankstelle in Oberösterreich war gut geschult, bot Wasser- und Ölkontrolle an, vermittelte, obwohl es nach zwei Uhr morgens war, einen munteren Eindruck, schwatzte mir eine Mikrowellen-Calzone auf und sagte abschließend: „Dann wünsche ich Ihnen einen Guten Appetit, Herr Doktor phil.!“

„Schau, wie schlau Sie sind, Sie lesen akademische Titel vom Kreditkartenschirm ab!“ rief ich, erfreut und geschmeichelt. Der Mann salutierte.

Laut lachen musste ich beim Weiterfahren wieder, als John Lennon sang: „Woman is the nigger of the world, if you don't believe me, look at the one you're with“ - während der Wagen vom Nachtwind geschaukelt wurde. Yoko Ono, the „nigger of the world“ - da stimmt was nicht.

Das schlafende Wien, eine orange Lichtröhre.

„Can't get enough of your love, baby.“

Windzerzauste Böschungsbäume.

Nach Brünn verlöschte das Radiosignal Wien (Bachs „Musikalisches Opfer“), wodurch die Städte Zwickau und Landskron auch durchaus die tschechischen Sprachformen Svitavy und Lanskrön zu verdienen schienen, wobei ja auch der Suchknopf bei einer unternehmerischen tschechischen Moderatoren-stimme einrastete. Eine schillernde Katze, die mir vor die Räder zu geraten schien, entpuppte sich als harmloser Papierfetzen, der noch dazu den Wagen verfehlte. Es war früher Vormittag, als ich die polnische Staatsgrenze überschritt. Zwei halbwüchsige Mädchen fuhren einige Kilometer weit mit. Da sie weder Deutsch, noch Englisch konnten, unterhielt ich mich mit Ihnen in dem Polnisch, das ich damals beherrschte, und was sie äußerst zu freuen schien, fast so, als würden sie in mir etwas erkennen, das etwas mit Jugend und Aufgehobensein zu tun hatte. Kichernd konnten sie mich dann dazu überreden, sie bis in den Stadtkern von Bystrzyca zu bringen, wo ich sie am Marktplatz absetzte. Danach trat ein Mann, der gerade noch eine Frau im Arm gehalten hatte, vom Wegrand und hielt den Daumen in die Höhe. Er hieß Robert und war „ein Klavierspieler“, wie er mir, als wir weiter fuhren erzählte, „der aber nur für sich selbst“ spielte. Was war er also? Eigentlich so etwas ähnliches wie ich selbst, der doch im Wesentlichen auch nur für mich schrieb. Als meine Gesprächsbereitschaft erschöpft war, zog Robert mit beredtem Schweigen eine Kassette aus der Tasche, hielt sie mir vor das Gesicht und zeigte

auf den Kassettenspieler meines Armaturenbretts. Ich nickte. „Danke“, sagte er auf Deutsch, „inoffizielle Kopie.“ Wir hörten Whitney Houston, wo ich Roberts Musik erwartet hatte.

Als wir nach Bardo kamen, streckte er die Handfläche vor und drückte mehrmals nach unten: „Policia.“

„Ich weiß“, sagte ich, „ich bin hier schon oft durchgekommen. „Zwanzig Jahre Zärtlichkeit“, bellte es Polnisch aus dem Radio, nachdem „I will run to you“ verklungen war, „unter Vorstadtmonden“. Vielleicht war die Polizei gemeint? Irgendwo auf freier Strecke setzte ich Robert ab, der mir Glück, Gesundheit und – einen sicheren Hafen? Wünschte. Ich sah ihn im Rückspiegel über die Felder gehen, wo man kein Haus vermutete.

Die Hauptverkehrsstraßen Breslaus waren schon dicht befahren, doch als ich den Wagen in der grauen Wohnanlage, in der Mila wohnte, parkte, sah ich keinen. Ich hob den Korb vom Rücksitz und läutete am Klingelbrett. Es dauerte eine Weile, dann quäkte etwas leise und unverständlich. „Ich bin's“, sagte ich. Eine Pause, dann ging der Türkopf.

Sie stand in der offenen Tür, den Morgenmantel ungeschnürt. „Ich kommt zum Frühstück“, sagte ich, ihr den Korb hin haltend. „Alles, was ich brauche“, erwiderte sie, mit der Hand fahrig die Lebensmittel durchwühlend. „Dich ausgenommen.“

„Darf ich die Toilette benutzen?“ fragte ich. Sie zeigte mit dem Finger am Schlafzimmer vorbei.

Als ich zurück kam, sank ich auf die Couch, deren Federn sich so weit durch bogen, dass ich fast auf dem Boden saß. Mila machte sich in der Küche zu schaffen, schien Espresso zu kochen. Sie stieß gegen Gewürzknollen, die dabei herab purzelten. Sie bückte sich schweigend, um sie wieder aufzusammeln.

Ich schaute durch das Fenster auf die großen Birken, hinter denen die Sonne zwischendurch aufleuchtete. Die Blätter wurden geschüttelt vom Wind, und warfen ein hektisches Schattengewirr auf mich, zwischen dem der Sonnenschein warm spürbar war.

„Wer ist der Mann auf dem Photo?“ fragte ich.

„Federico. Er ist tot.“

Morbid, dachte ich. Der Tisch war gedeckt, ich setzte mich in und begann, mir die Semmel zu streichen. Mila saß aufrecht auf ihrem Stuhl, eine kleine Espressotasse vor sich. Während ich aß, saß sie daneben.

„Ich bin fassungslos“, sagte sie auf Polnisch, wobei sie durch meinen Blick verunsichert wurde und mit halb geschlossenen, rasch schlagenden Augenlidern sprach, „ich habe vergessen, wie impulsiv du bist. Natürlich freut es mich, dass du gekommen bist.“

Ich aß schweigend, schaute sie an, und sie, während sie auch nichts mehr sagte, konnte mich ganz ruhig anblicken. „Iss“, sagte sie dann, weil ich nicht mehr weiter kaute.

„Und du?“

„Es ist zu früh für mich.“

Ich nahm einen Schluck Kaffee.

„Mein Nachbar, dem ich Englisch beibringe“, begann sie zu erzählen, „wollte gestern nur schnell seinen Buben schlafen legen, schlief dann aber neben dem Kinderbett ein, während ich seiner Frau F-words bei brachte. Shit und Fuck, vornehmlich. Fucking dies und fucking das. Es hat richtig Spaß gemacht, in ihrem Buch zu blättern, wo so brave Sätze standen wie: Ich bin Eric. Wie heißt du? Und daraus: I am fucking Eric. Who the fuck are you? Diese ganzen Varianten. Dort in der Wohnung gibt es ein Aquarium mit so langen Fischen, ellenlang, und kleine Fische, die aufgefressen werden.“

„Ich möchte dich angreifen“, sagte ich. Wir standen auf, umarmten einander und einer presste den anderen an sich. „Du hast etwas Schönes in dir“, sagte ich.

„Die Freude, dass du gekommen bist.“

Mein Blick fiel auf den Tisch mit dem angebissenen Butterbrot, und den winzigen Vorraum.

„Die Wohnungstür ist einen Spalt offen“, sagte ich. Sie kicherte, ohne dabei die Augen aufzumachen.

„Welche Stille“, sagte sie, „wie angenehm.“

Die Blätterschatten tanzten auf ihrem Hals und der Brust, wo die Haut mit hektischen Flecken übersät war. Sie stand auf, um die Jalousien herab zu lassen. Da begann ein Hund zu bellen.

„Den muss ich noch vergiften“, stöhnte Mila.

Sie setzte sich auf die Bettkante, und legte ihren Kopf auf meine Brust. „Freude meines Lebens“, sagte sie.

Ich lag in eine Wolldecke eingehüllt. Es war warm.

„Ich bin froh, dass du dein Diplom so souverän hinter dich gebracht hast“, sagte ich, „du bist nicht nur schön, sondern auch klug.“

„In meinem Alter sollte ich arbeiten, nicht studieren. Ich sollte Geld für dich verdienen, nicht dein Geld ausgeben“, widersprach sie. „Aber die Lage in Polen ist so hart momentan. Und dabei sind Sprachen so gefragt, auch Deutsch. Na ja. Ich hasse es. Aber auch Englisch. Englisch ist gut in den Betrieben, ich bin jetzt bei dieser amerikanischen Firma zu einem Vorstellungsgespräch. Aber ich weiß nicht, ob ich hingehen kann.“

„Du bist stark“, sagte ich.

„Ich muss stark sein. Nachdem ich zu feige bin, mich umzubringen, muss ich stark sein, um überhaupt überleben zu können. Ruh dich aus. Ich gehe jetzt einkaufen, koche, wir essen und dann gehen wir spazieren. Ich zeige dir einen Teil Breslaus, den du noch nicht kennst.“

Später, am Nachmittag, lagen wir in Kleidern auf dem Bett. „Nein“, sagte sie irritiert. Ich löste meinen Arm, weil das Ticken meiner Uhr zu nahe an ihr Ohr gekommen war. „Meine Mutter blieb auf dem Weg nach Italien zwischen Wolfsberg und Klagenfurt an dieser Autobahnraststätte stehen“, erwähnte Mila, „sie fand sie großartig.“

„Für uns beide aber“, widersprach ich, „ist sie ruiniert. Man müsste sie in die Luft sprengen, vielleicht hätte der Hügelstumpf eine gewisse Attraktivität für uns, man kann nie wissen.“

„Man vergisst“, sagte sie. „Außer die Liebe. Man vergisst alles andere, und das ist sehr gut eingerichtet.“

Sie hatte den Kopf in meinem Arm, und ich sah ihr Gesicht im Profil. „Das Geräusch des Computers ist wirklich furchtbar“, fuhr sie übergangslos fort. Sie ahmte mit Brummtönen das Belüftungsrauschen nach und drehte den Zeigefinger im Kreis.

„Das war kein Schreiben, das war nur Tippen“, sagte ich ebenso übergangslos.

„Kenne ich. Zitat Truman Capote, über Jack Kerouac.“

„Super.“

Sie lächelte über das Kompliment. „Kennst du Marek Hlasko?“

Ich stieß einen Ton der Verneinung aus.

„Er sagt, am Schönsten sei es für einen Schriftsteller, ein Verbrechen zu begehen und dafür ins Gefängnis zu kommen. Dort kann man schreiben und träumen, bei Kost und Logis. Deshalb fand er die deutschen Gefängnisse so furchtbar, weil ihm dort Bleistift und Papier verweigert wurde.“

„Wir können uns Kost und Logis leisten“, sagte ich, „aber wir müssen beweglich bleiben.“

„Eine neue Bekannte, Anna“, fuhr sie fort, „unterrichtet Kleinkinder. Eine entzückende Person, jemand gab ihr einen Hund für fünf Minuten, um in ein Geschäft zu gehen, und kehrte nie wieder, so gelangte sie zu ihrem Hund. So hat sie begonnen. Doch Ihren Mann verließ sie, weil er einmal heimkam und übertrieben von einem Kristall schwärmte, den er am Tag bei der Arbeit

hatte zuschleifen müssen. Eine wunderschöne Metapher für eine versteckte Verliebte, aber zu viel für die Ehefrau, so etwas zu hören. Sie hat jetzt seit einiger Zeit einen Freund, mit dem sie sich jahrelang stritt, bis er sich endlich in das Flugzeug nach Kanada setzte. Das war gestern, und nachher, vielleicht zwei Stunden später, saß sie noch bei mir und weinte, sie müsse ihm schreiben, Express, er solle sich in die nächste Maschine setzen und zurück kommen, sie könne ohne ihn nicht leben. Der Wind ist in den großen Bäumen so stark, manchmal macht er solchen Lärm, dass man Angst bekommen könnte. Du musst Hlasko lesen, es wundert mich, dass man ihn in Österreich nicht besser kennt. Schließlich hat er Selbstmord begangen. Hlasko hat geschrieben: Verschont mich mit Schneestürmen, steifen Brisen, Hagel und Blitzschlag, und gebt mir die tödliche Stille von Sommernachmittagen.“

„Ich werde ihn trotzdem lesen“, sagte ich.

„Schlaf“, erwiderte Mila, „Wunder der Natur.“

Sie stand auf, und ich hörte dem waschenden Geräusch des Windes in den Bäumen der Parkanlage zu, unter denen auf bloßer Erde Hunde liefen.

Als ich zwei Stunden später aufwachte, spürte ich Milas Fuß auf meiner Fußsohle. Sie saß mit überschlagenen Beinen auf der Couch am Bettende, ihr Gesicht hinter der Zeitung verborgen. Wieder tippte sie ganz kurz mit dem Fußballen gegen meine Sohle. Ich streckte mich. „Was hast du gemacht?“ fragte ich.

„Die Treppe gewaschen“, sagte sie, „und deine Anwesenheit genossen. Bist du wach genug, um eine nackte Frau neben dir zu ertragen?“

Sie legte die Zeitung weg, stand auf und zog den Pullover aus. „Ich traf eine Bekannte mit Kind. Es ist fünf Monate und wollte schon gehen, stell dir vor. Als ich ihm die Hände hin streckte, stemmte es die Beine hoch.“ Sie legte ihre Kleider zusammengelegt auf einen Stapel und streckte sich frierend mit Gänsehaut neben mich unter die Decke. Ich hielt sie umfassen und streichelte sie. Die Haut war warm, und die Gänsehaut löste sich unter weiterer Erwärmung auf.

„Am Sonntag waren Wahlen, und ich wollte lesen, wie meine Partei abgeschnitten hat“, sagte Mila mit einem Stocken in der Stimme, als meine Hand ihr zwischen die Beine fuhr. Die Glätte der Oberschenkel, und die Feuchtigkeit und die kurzen Haare ihrer Scham.

„Was für eine Partei hast du?“

„Die bürgerlichen Liberalen“, stöhnte Mila.

„Und warum gibst du denen den Vorzug?“ fragte ich, und berührte sie dabei am Kitzler so, dass sich etwas in ihr ausknipste während ihr Körper die Überhand gewann.

„Ihr Anführer ist wohl ein sympathischer Mann, sehr gut aussehend?“ fragte ich nach.

Sie sagte erst nichts. Dann, während sie die Augen öffnete: „Zieh dich aus, oder ich fresse dich angezogen.“

„Warst du wieder im Kino?“

„Ich habe in Wien einen guten Film gesehen, amerikanisch, mit, wie heißt die Frau, die in Harry

und Sally spielte, Meg Ryan. Die Frau hatte seither zwei Kinder, aber sie ist noch knuffiger geworden. Ihr Partner im Film war der aus Big.“

„Tom Hanks“, sagte Mila.

„Sleepless in Seattle hieß der Streifen. Ein Mann verliert seine Frau, wie, wird nicht erklärt. Er hat einen kleinen Sohn, der eine Radioshow anruft, eine Psychologin, die für ihn diesen Ausdruck findet, der Mann, der nicht schlafen kann, ein Depressiver. Meg Ryan hört die Show auf dem Weg von einer Weihnachtsfeier, zu der sie mit ihrem Freund in verschiedenen Wägen angereist ist, ein komischer Einfall, typisch Single, Nora Ephron hat das Drehbuch geschrieben. Meg Ryan verliebt sich in seine Stimme, und mit ihr tausende Frauen, die den Radiosender mit Anfragen bombardieren. Meg Ryan beauftragt eine Detektei, herauszufinden, ob Tom Hanks Vorstrafen hat, dann fliegt sie von Portland nach Seattle, beobachtet Hanks und seinen Sohn beim Spielen, als sie aber auf ihn zugehen will, umarmt ihn gerade eine andere Frau, die mit seinem Freund verheiratet ist.“

„Die Arme. Sie hatte das Gefühl, zu stören.“

„Sie versucht, ihn zu vergessen. Aber suggeriert wird bei der Reaktion ja auch, dass einer für den anderen nur dann bestimmt ist, wenn der auch selbst keine Kompromisse eingeht, etwas zeitweilig mit einer anderen Frau zu schlafen, bis man endlich auftaucht.“

„Liebe ist kompromisslos“, sagte Mila.

„Vorher wird aber das Prinzip der Liebe auf den ersten Blick propagiert, die beiden schauen einander an, und es funkt, und auch am Ende, auf

der Spitze des Empire State Building in New York, reiht es, einander in die Augen zu schauen, und schon führt er sie selig am Arm weg. Die Beziehung zu ihrem Sohn stellt sich vielleicht komplizierter dar, viel spezifischer, eher so, wie man sich eine Beziehung vorstellt. Der Sohn hat das Treffen auf dem Wolkenkratzer eingefädelt, weil ihm ihr Brief, das heißt, Meg Ryans Formulierungen, ihre Gedanken, ihre Wesensart, gefallen haben, und auch sie weiß, dass es nicht reicht, ihn anzustarren oder mit ihm zu lachen, sondern dass es wichtig ist, nach dem Namen seines Stofftiers zu fragen, so gewinnt sie sein Herz. Das heißt, das Gefühl muss da erst geweckt werden durch Aufmerksamkeit. Ein interessanter Film, zusammengeflickt aus Klischees und zugleich so wahr. Vielleicht wäre es besser, auf die Art darüber zu sprechen, was zwei Menschen zusammen hält. Weil man es selbst gar nicht einschätzen kann. Nicht analysieren. Weil man es einfach nicht versteht. Es sind Gefühle.

„Ich habe auf RAI Due einen ähnlichen Film gesehen. Ein Mann will eine Frau retten und stirbt dabei. Im Himmel verliebt er sich in eine andere Frau, die noch nie geboren war. Das heißt, sie muss herunter, und der Mann, der sie so sehr liebt, dass er ohne sie nicht leben kann, schafft es, ihr zurück auf die Erde zu folgen, hat aber nur dreißig Jahre Zeit, sie zu finden, anderweitig er unverrichteter Dinge zurück ins Jenseits muss.“

„Eine Frau, die noch nicht geboren ist. Das ist ein Engel. Irgendwie so was wie Du.“

„Du hast Recht. Ich scheue einfach den Schmerz der Geburt. Das ist mein Problem.“

„Erzähl weiter.“

„Es wird von ihrem Leben herunter auf seines zurück geschnitten, sie ist reich, er ist arm und von einander ist nur eine vage Erinnerung zurückgeblieben. Aber dann, im letzten Abdruck, findet er sie, wunderschön, auf der Straße. Es ist der letzte Tag vor seinem dreißigsten Geburtstag, er sieht sie und beginnt zu laufen, und als sie ihn sieht, weiß sie zuerst nicht, was auf sie zu kommt, und dann plötzlich ist es so rührend zu sehen, wie die Ahnung in ihr aufsteigt, und sogleich der Gewissheit Platz macht, dass er der ist, der alles, was ihr gefehlt hat, erfüllen wird.“

„Glaubst du, dass ein Mann für eine Frau bestimmt sein kann?“

„Ja. Hast du frische Unterwäsche mit?“

„Nein“, sagte ich.

Sie verdrehte die Augen.

„Ich fahre ohnehin in der Nacht“, sagte ich, löste mich von ihr.

„Morgen früh“, verbesserte sie.

„Morgen, recht früh“, ergänzte ich, ins Bad gehend.

„Was ist, willst du mich wütend machen?“ rief sie mir nach.

Ich kam aus der Dusche, zog mich an und stellte mich in den Kucheneingang, um Mila von meinem letzten Zeitungsartikel und die Reaktionen darauf zu erzählen. Es ging dabei um das Anstrahlen öffentlicher Gebäude bei Nacht, und die Rückschlüsse dieses Trends, der im Heimattal Einzug gehalten hatte, samt wirtschaftlicher und

philosophischer Überlegungen zur Sichtbarmachung von Fassaden in der Dunkelheit. „Was ist los?“ unterbrach ich mich, drehte sie, die am Fenster stand, zu mir herum. Sie hatte die Augen niedergeschlagen.

„Nichts.“

„Welches Nichts?“

„Das gleiche. Ich will nicht, dass du gehst.“

„Verständlich für eine vernünftige Person wie dich“, sagte ich, „du ziehst Stabilität vor. In der Politik dagegen heißt die Option gut aussehende Männer.“

„Die Männer in der bürgerlich liberalen Partei sind hässlich. Alt und hässlich.“

„Gut.“

„Wie wäre es mit einem sehr guten Weißwein?“ fragte sie.

„Okay.“

„Oho“, machte sie, ging zum Balkon, kehrte mit Flasche und einem Schopf Weintrauben wieder.

„Trauben aus der Toskana!“ rief sie.

Am Nachmittag spazierten wir zu ihrem Garten. Fabrikseigentum war in Parzellen aufgeteilt und in Schrebergärten verwandelt worden. Milas Familie bepflanzte Reihe 18, Feld 202, ein uneingezäuntes Stück Erde mit verdorrten Pflanzen, hinter denen der Wind die Wolken auffächerte. Mila zeigte mir abgeerntete Tomatensträucher, ein verfaultes Kürbisfeld, pflückte mehrere Früchte, die durch das kühle Klima oder den kurzen Sommer nicht ausgereift waren, von einer Brombeerhecke und steckte sie

mir in den Mund. Sie brach einen Strauß Chrysanthemen, „sind die nicht schön?“

„Ja“, sagte ich, während sie schon in die Parzelle des Nachbarn stolperte, um auch von dort Blumen zu brechen. Dann zeigte sie mir einen eingezäunten Miniaturpark mit dichtem kurzem Rasen, blühenden Blumenbeeten und Steinsäulen.

„Der Stolz der Anlage“, sagte sie, während sie zurück trat und mit der Schuhsohle den Fußabdruck verwischte, der in der lockeren Erde vor dem Zaun entstanden war. „Der Besitzer war im Geheimdienst. Mittlerweile ist er pensioniert, aber er schreibt immer noch Autonummern auf. Deine hat er bestimmt. Ich weiß das, weil er mich immer so ansieht.“

„Geheimdienst?“ fragte ich. „Wo sind die Gartenzwerge?“

Ich ging weiter, ohne meine Spuren zu verwischen.

„Auf dem Feld dort dürfen keine Bäume gepflanzt werden“, fuhr Mila fort, auf ein Grundstück zeigend, wo von einem Holzhaufen Rauch aufwölkte. „Dort soll ein Gemeinschaftszentrum gebaut werden.“

„In dem man den Schrebergärtnern Ackerbau beibringt“, fragte ich, „klingt irgendwo nach kommunistischer Brüderlichkeit.“

Mila blickte mich überrascht an. „Du hast Recht!“ rief sie, „die Vergangenheit lebt. Bloß nicht! Wir brauchen ein Gemeinschaftszentrum, in dem einer unbedingt alle anderen rauskaufen oder rausekeln oder ermorden möchte und auf dem Grundstück

einen Wolkenkratzer errichten, der dann leer steht!“

Wir lachten. „Na gut, das Projekt hat keine Chance, verwirklicht zu werden, es fehlt an Geld.“

Wir stiegen in brach liegendem Gelände eine kleine Anhöhe hinauf. „Was ist das?“ zeigte ich auf einen verrotteten Schuppen. „Da war vor vielen Jahren eine Seilwinde.“

„Und der Graben da, wo der Schlepplift Schifahrer hoch zog?“

„Ja. Und in den Bodenvertiefungen da übte das Militär. Alte Männer kamen hier her, um Wodka zu trinken. Das war unser Leben, seitdem ich denken kann. Das und die Bücher.“

„Sie duckten sich in die Schützengräben, wenn der Wind ging, und lasen Tolstoj“, vermutete ich.

„Hier ist der Platz der Vergewaltigungen“, meinte sie, „und mir blieb dieses Glück verwehrt, weil ich hier nie war. Aber es mag sein, dass sie zwischen Saufen und Poppen auch Weltliteratur gelesen haben.“

„Sodom und Gomorrha.“

„Vielen sind hier damals nackte Männer begegnet. Ein merkwürdiger Sport im Kommunismus. Es war etwas in den Menschen, das ihnen sagte, sie müssen jetzt etwas völlig Anarchisches durchziehen.“

„Was ist hinter der Betonmauer?“

„Der Fußballplatz. Als mein Vater noch lebte, kam ich hierher, um ihm beim Schiedsrichtern zuzusehen. Ich wäre gern selbst Schiedsrichterin. Für Volleyball, zum Beispiel. Ich versuche, eine Volleyballmannschaft von Heimkehrern zu gründen: Mariola, Bernarda, Beata, Zenon. Zenon,

als einziger Mann. Er ist vor zwei Wochen aus Australien zurück, um das Studium abzuschließen. Seine Mutter hat ihm eine Frau gefunden.“

„Als Ersatz für dich?“

„Eine alte Freundin. Er tut mir Leid, sie ist ein leichtes Mädchen, leichter als ich, vielleicht nur 45 Kilo.“

„Scherz?“

„Er dagegen ist so rein, hat strenge Vorsätze ...“

„Dann kann sie ihm ihre Lebenserfahrung mitteilen“, sagte ich.

„Ach, die hat er selbst.“

„Was meinst du?“

„Na, was glaubst du, was er in Australien gemacht hat.“

„Gearbeitet, studiert, gegessen und geschlafen.“

„Und?“

„Ins Kino gegangen?“

„Also bitte.“

„Wenn ich dich recht verstehe, gehen polnische Männer ins Ausland, um sich sexuell auszutoben, damit sie dann rein und mit Prinzipien behaftet heimkehren und das Mädchen heiraten können, dass ihnen ihre Mutter ausgesucht hat?“

„Ja, die Mütter“, sagte Mila. „Ich bin froh, dass ich eine habe, die nah Italien fährt, um sich dort sexuell auszutoben. Ich glaube, sie wird nächstes Jahr einen Mann heiraten, der zehn Jahre jünger ist. Dann bin ich ganz allein.“

Wir kamen an eine Straße und gingen an einer aufgelassenen Kaserne vorbei Richtung Innenstadt. „Jeder heiratet“, sagte Mila, „meine erste Liebe, Peter, hat seine Freundin geheiratet,

die eine vierjährige Tochter hat. Ich bin glücklich für ihn. Er trägt seine neue Tochter überall auf seinem breiten Rücken herum, und es gefällt ihr. Stimmt es eigentlich, dass die Blätter vom Herbstwind gelb werden? Seit gestern weht er so stark, und der Unterschied ist eindrucksvoll.“

„Ich habe Kopfweh“, sagte ich.

„Du bist bist. Wenn wir heimkommen, legst du dich hin.“

In der Wohnung sank ich auf die Couch und machte die Augen zu. Mila ging nach nebenan, um ihrer Nachbarin Chrysanthemen zu bringen. Als ich Schritte hörte und die Augen öffnete, sah ich zwei kleine Kinder vor mir, blonde Buben, einer zwei, einer drei Jahre alt. „Grüß euch“, sagte ich. Sie schauten betroffen. Mila kam, um ihnen je eine der Schokoladekugeln zu geben, die ich ihr mitgebracht hatte. „Pa“, sagte sie, die beiden Richtung Tür schupfend. Die Kinder streckten je einen Arm ab und öffneten und schlossen die Fäuste wie Italiener.

„Ciao“, sagte ich.

„Hast du ihnen diese Geste beigebracht?“

„Ja, wie hast du das herausgefunden?“

Sie setzte sich auf mich. Ich strich über ihren Pullover. „Vielleicht ist das der falsche Augenblick“, sagte sie.

„Wofür?“

„Um dir zu sagen, dass es mir Leid tut, dir weh getan zu haben.“

„Ich habe keine schlechten Gefühle mehr für dich“, sagte ich. „Ich liebe dich. Schlechte Gefühle haben eine kurze Halbwertszeit. Eine weise

Person hat einmal gesagt: Man vergisst alles außer die Liebe.“

„Wir sollten damit aufhören, einander zu zerstören“, setzte sie hinzu.

„Never complain and never explain“, meinte ich, sie an mich ziehend.

„Ich muss aufs Klo“, wehrte sie sich und löste sich. Ich holte das Bettzeug aus der Lade, zog mich aus und hüllte mich in die Decke. Mila schlüpfte nach der Dusche vorbei und ging in die Küche, um Tee zu kochen. Ich beobachtete sie durch die Scheibe.

„Tust du mir einen Gefallen?“ fragte sie.

„Welchen?“

„Bleib bei mir. Du erzählst mir alle Kinofilme, die du gesehen hast, und ich werde dich grenzenlos bewundern.“

„Klar“, sagte ich. Sie stellte den Tee am Nachtkästchen ab, schlüpfte unter die Decke und drückte sich an mich. Ich streichelte sie, wie um ihren Körper noch anpassungsfähiger zu machen.

„Ich bin so froh, es ist wie ein großes Aufatmen“, sagte ich.

„Ich werde dich immer lieben“, sagte sie. „Bis ich tot bin.“

„Folgende Geschichte“, erzählte Mila, „ein Mann war so grausam, dass er seine Frau, die schwanger war, zu Silvester zu Hause sitzen ließ und stattdessen mit einer anderen die Nacht durch tanzte. Seine Frau schluckte ein ganzes Röhrchen Schlaftabletten. Sie muss es bereut haben, denn sie nahm den Wecker und klopfte auf den Fußboden, um die Nachbarn zu alarmieren, und

die hörten das Geräusch auch, dachten aber, die Nachbarn feiern. Als der Mann angeheitert frühmorgens nach Hause kam, fand er seine Frau steif auf dem Bett, verendet wie eine erfrorene Katze, das tote Kind im Leib, den zerbrochenen Wecker umkrallt. Na gut, zwei Jahre später heiratete er wieder, und zwar die Frau, mit der er zu Silvester getanzt hatte. Sie hatten ein Kind miteinander, einen Buben, entzückend, er ging mit mir in dieselbe Klasse, der Schwarm der Mädchen. Zwanzig Jahre später, der Sohn verlobt sich, fährt mit seiner Zukünftigen ans Meer, geht schwimmen und kehrt nie wieder. Seine Eltern sind am Boden zerstört, aber die Leute munkeln von Rache aus dem Jenseits.“

„Klingt erfunden.“

„Ist aber wahr. Bestätigt meine Überzeugung: Baue dein Glück nicht auf dem Unglück eines anderen auf.“

„Finde ich ziemlich brutal. Man könnte die Geschichte so sehen, verhindere es, dass dich jemand liebt, denn er könnte sich umbringen und dabei zwei deiner Kinder töten.“

„Etwas anderes hat sich hier ereignet. Meine Volksschullehrerin lebte bei ihrer Mutter, und hatte ein uneheliches Kind, einen kleinen Buben. Im Sommer fand man sie alle tot, mit dem Messer zerstückelt, die Frauen daheim, der Bub im Wald, zwei Kilometer vom Haus. Man fragt sich, warum.“

„Warum?“

„Keine Ahnung.“

„War sie so streng? Ich meine, als Lehrerin.“

„Kann ich nicht sagen. Der Täter war ein Mann, Liebhaber meiner alten Freundin.“

„Tatmotiv?“

„Unbekannt. Wahnsinn, nehme ich an. Er sitzt jetzt im Gefängnis.“

„Das will ich hoffen. Sag einmal, hast du keine positiven Geschichten über Beziehungen?“

„Als ich dir begegnet bin. Auf Autostopp in Österreich unterwegs, erlitt ich bei einem Frontalzusammenstoß einen offenen Oberschenkelbruch und eine Gehirnerschütterung. Als ich im Spital aufwachte, sah ich dein Gesicht. Ich wusste nicht, dass du Reporter warst. Ich wusste nicht, dass du einer heißen Schiebergeschichte auf der Spur bist. Wie hübsche polnische Frauen nach Oberitalien verkauft werden. Du lieber Himmel, die verkaufen sich schon selbst! Schau nur meine Mutter an!“

Sie lachte leise, dann fuhr sie fort: „Du warst für mich ein Engel. Es war so wie in dem Film, den ich aber damals noch nicht kannte. Manchmal passiert es im Himmel, dass einer den anderen kennen lernt, und wenn die Menschen dann geboren werden, kann es passieren, dass sie auf einander stoßen, und man weiß nicht warum, man nennt es Liebe auf den ersten Blick. Es ist da etwas, das nie wieder zerstört werden kann. Weiß du noch? Ich sagte, als du da neben mir gesessen hast: Sie sind so schön. Aber du konntest kein Polnisch.“

„Ich da, da waren wir bereits per du? Sagtest du nicht: Du hast wunderschöne Augen?“

„Oder so ähnlich. Das mit den Augen stimmt. Von dem Augenblick an wartete ich nur mehr, ob der hübsche Mann von der Zeitung noch einmal auftauchen würde. Obwohl ich ihm nicht gesagt

hatte, was er von mir wissen wollte. Und dann sagte ich, als du wieder da standst: Geben Sie mir einen Kuß? Und du wurdest rot.“

„Ja, ich habe die Tendenz, zu erröten, wenn ich völlig überfahren und hilflos bin“, sagte ich, „vor allem, wenn das Zimmer voller Patienten und Krankenhauspersonal ist.“

„Aber du hast mich geküsst.“

„Auf die Wange.“

„Ha! Jeder glaubte, wir seien befreundet. Der Arzt hat mich nachher zu sich gerufen und gefragt, wie du versichert bist. Ich habe dazu gesehen, dass ich dort wieder weg kam.“

„Das war gemein! Ich hatte dich fast schon vergessen, doch als ich entlassen wurde und gestützt von meiner Mutter und meinem Onkel am Portier vorbei humpelte, hast du da gestanden. Es hätte nur mehr regnen müssen, dann wäre die Szene perfekt gewesen. Du hattest einen Blumenstrauß für mich. Chrysanthemen, weil du weißt, dass ich im November geboren bin. Ich hatte solche Wut auf dich, aber als ich dich sah, musste ich einfach lachen.“

„Chrysanthemen, weil es November war, meine Liebe.“

„Du warst so komisch. Auch deine Worte: Ich möchte Sie kennen lernen. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie in Polen besuchen.“

„Und du sagtest: Mutter, das ist der Verräter, der mich im Stich gelassen hat. Mutter, der Mann von der Zeitung.“

„Und deine Mutter: Gott sei's gedankt, wissen Sie, wir haben solche Schwierigkeiten mit der Versicherung, Herr Mayr und mit der Polizei, Sie

kennen doch die Herrschaften, wenn Sie uns nur ein bisschen aushelfen können, und schon kramte sie in der Tasche nach den Rechnungen. Ich fand das durchaus zupackend, ihr Problemlösungsmodell.“

„Ja, sie ist schnell bei so was. Sie hat das Talent, Menschen an sich zu ziehen und zu heiraten und sich wieder scheiden zu lassen und all das. Es ist so viel Arbeit! Aber sie schafft das alles, und davon hat sie im Grunde genommen eine Leben lang gelebt, und das nicht schlecht. Sie muss immer etwas organisieren, irgendwelche Männer, die zu blöd sind, zu merken, was mit ihnen geschieht. Aber es ist Notwehr. Meine Mutter ist so unfähig für alles andere, sie kann nur das: Einfordern, was ihr nicht zusteht. Und ich bin noch dümmer, weil ich kann nicht einmal das.“

Wir schwiegen eine Weile, dann fuhr Mila im Dunkel des Zimmers auf Italienisch fort: „Du weißt nicht, wie mir das Herz in der Kehle schlug, dich so nah zu sehen. Ich hatte so etwas noch nie erlebt, und es war bedrängend. Es hat mir alles eingeschnürt, weil ich gespürt habe, dass ich jetzt dran bin. Keine Ausflüchte mehr. Ich war so nervös, dass meine Mutter mir nachher sagt: Mir scheint, du hast Dir in Österreich mehr als das Bein gebrochen. Das Wortspiel ging mir irrsinnig auf die Nerven, ich hätte eine andere Sprache sprechen wollen. Einmal, das ist jetzt länger her, zog sich der Himmel zusammen, und Mariola bat mich, die Nacht bei ihr zu verbringen, weil sie Angst hatte. Ich schlug ihr vor, Peter einzuladen, in den wir beide verliebt waren. Wir saßen also im Zimmer, und die Atmosphäre war aufgeladen, weil

gleich das Gewitter losbrechen würde. Peters Anwesenheit elektrisierte uns, wir waren erotisiert, machten Anspielungen, lachten wie die Hyänen. Schließlich wurde es ihm zu viel. Harpie! rief er. Weißt du, was ich meine? Griechische Mythologie.“

„Frauen, die auf dem Wind reiten“, schlug ich vor.

„So ähnlich“, sagte sie. „Weibliche Wesen, die Männern das Leben schwer machen.“

„So ähnlich wie die Furien.“

„Er schlug die Tür zu und ging. Wir blieben in unserer Erregung zurück und redeten die ganze Nacht, und dabei erfanden wir eine neue Sprache.“

„Liebe.“

„Nein, wir lagen nebeneinander, aber es wäre und nie im Traum eingefallen, einander zu berühren. Wir liebten Männer. Nein, wir versuchten, eine ganz andere Sprache zu finden, um unsere Erregung und Hilflosigkeit auszudrücken, Neologismen. Und wir verstanden, was der andere mit seinen Konsonanten und Vokalen meinte. Wir verstanden uns. Aber am nächsten Tag hatten wir es vergessen. Ich kann dir nicht sagen, was für Sprache es war. Es war eine schöne Sprache.“

Ich erwachte um fünf Uhr morgens. Als ich mich bewegte, streckte Mila die Hand aus. „Hast du nicht geschlafen?“ fragte ich.

„Ich kann schlafen, wenn du gegangen bist“, erwiderte sie, „bleib noch ein bisschen.“

„Ich bin schon spät“, sagte ich, stand auf, ging ins Bad und putzte die Zähne. Als ich mich anzog,

stand sie im Nachthemd in der Küche und strich Brötchen.

„Bleib bei mir“, sagte sie leise. Ich schlüpfte in die Lederjacke und wollte die Brötchen, die sie in Papier gepackt hatte, in die Tasche schieben.

„Früchte?“ fragte sie.

„Gern.“

Ich zog sie an mich, während sie versuchte, mir einen Apfel unter den Hosenbund zu stecken, worauf ich ihr Handgelenk packte.

„Fahr vorsichtig“, bat sie.

Ich machte den Apfel los, entriegelte die Wohnungstür und schlüpfte ins Treppenhaus.

„Licht!“ zischte sie und kam auf den Gang heraus, und die Lampen fluteten auf. Während ich im Kreis die Stufen hinunter ging, sah ich sie oben am Geländer stehen. Ich fühlte mich verpflichtet, etwas zu rufen, wusste aber nicht, was. Ich nahm den Apfel und warf ihn drei Stockwerke höher. Wie von unsichtbaren Fäden gezogen strebte er aufwärts, und geradewegs in Milas ausgebreitete Hände. Sich am Geländer aufstützend, legte sie den Apfel an die Wange.

Ich lenkte den Wagen im Rückwärtsgang aus der schlafenden Wohnsiedlung. Erst als ich zwischen den Alleebäumen der Überlandstrasse unterwegs war, schob ich eine Cassette ein, an deren Beginn Paolo Conte im straffen Rhythmus zu singen beginnen würde: Via, via – vieni via di qui ...

California Magic

Es war das in einer Zeit, als ich mich fühlte wie mit Wasserfarbe auf ein Blatt Papier gemalt, das im Regen liegt. Ich wurde nicht dafür bezahlt, meinem Auflösungsprozess zuzusehen, sondern anzupacken und eine Welt herzustellen, wie wie ein Uhrwerk lief und ein Uhrwerk war, in dem ich saß oder stand und ölte, Tag für Tag. Ich war depressiv, zugegeben. Ich wusste nicht mehr, warum ich da war und was ich gewollt hatte. Ich spürte, um es positiv zu sagen, die Sinnlosigkeit des Lebens ganz. Es war ein Moment der Wahrheit. In dieser Zeit schrieb ich eine Geschichte über einen Mann in so einer Situation wie der meinen, der nur mehr, wie es so schön heißt, Fragen, und keine Antworten hat. Er muss sich hinsetzen, um nicht verrückt zu werden, und auf ein Blatt Papier Antworten schreiben, die irgendeinen Sinn ergeben. Aber dann regnet es durch die Decke und es ist wie im Freien, wo sich bei Regen Schwaden von Tinte auf einem beschriebenen Blatt Papier bilden. Diesen Zettel trägt er immer bei sich, und wenn er einmal eine große, ihn zerfressende Einsamkeit spürt, dann schaut er darauf. Die Geschichte geht so:

*Ein Mann entdeckt im Lauf seines Reifungsprozesses, dass er keine Antworten, nur Fragen hat. Er zieht einen Zettel aus der Rocktasche, betritt eine Telefonzelle, schlägt das öffentliche Telefonbuch auf, wirft Münzen ein und wählt irgendeine Nummer.
Eine Frau hebt ab: „Bitte?“*

Der Mann liest von seinem Zettel ab: „Ich kenne Sie. Aber ich will Sie genauer kennen lernen.“

Die Frau legt auf. Der Mann wählt eine zweite Nummer. Ein Mann hebt ab: „Hallo?“ Der Mann legt kommentarlos auf. Fährt mit dem Finger im Telefonbuch über die Spalte. Wählte eine dritte Nummer. Eine Frau hebt ab: „Ja?“

Der Mann liest vom zerknüllten Zettel, den er in der Hand hält, ab: „Ich kenne Sie. Aber ich will Sie genauer kennen lernen.“

Die Frau sagt: „Haben Sie gestern Mitternacht bei mir angerufen?“

Der Mann antwortet: „Ja.“

Die Frau sagt: Gut, wir treffen uns um acht Uhr im Café Sud. Geht das für Sie?“

„Ja.“

„Um acht Uhr. Café Sud. Groß, dünn, schwarzer Lackmantel.“

„Ich weiß“, sagt der Mann und steckt den zerknitterten Zettel ein, auf dem steht: ICH KENNE SIE. ABER ICH WILL SIE GENAUER KENNEN LERNEN. JA. JA. ICH WEISS.

Die Frau hängt auf.

Der Mann ist pünktlich. Er ist klein, untersetzt, kahlköpfig. Er trägt einen schweren Aktenkoffer, den er auf die Platte des Tisches stellt, den er gewählt hat. Er setzt sich hin und wartet. Die Frau kommt wenig später, erkennt ihn gleich, nimmt am Tisch Platz. Der Mann klappt den Aktenkoffer auf, zieht einen dicken Aktenordner mit dicht bedruckten DIN A4 Blättern und legt ihn auf den Tisch.

Nun beginnt er übergangslos mit der „Aufnahme der Eckdaten“ der Frau, wie er es nennt. Name,

Alter, Wohnort, Familienstand, Religion, Schulbildung, Beruf, Freizeitinteressen. „Haben Sie vor, fragt er, sich im nächsten Jahr einen PC, eine Geschirrspülmaschine, Möbel, ein Mountain- oder Citybike, einen Fernseher, Radio oder CD-Spieler anzuschaffen?“

Die Frau schaut ihn lange an, bevor sie antwortet: „Nein.“

Der Mann fragt und notiert. Demoskopischen Krimskrams. Drei Stunden lang. Die Frau raucht, trinkt und antwortet. Tausende Fragen. Hat sie am Anfang irritiert gewirkt, beginnt sie ab der 300. Frage zu lächeln. Immer wieder. Es ist das einerseits so, als sei bloß sie in einen Witz eingeweiht, der unglaublich komisch ist. Andererseits aber schimmert etwas von Anerkennung durch. Es geht gegen Mitternacht. Der Mann ist sichtbar noch frisch. Er verschränkt die Arme, lehnt sich vor und fragt im verführerischen Ton: „Möchten Sie gehen?“

„Ja.“

„Zu Ihnen?“

„Nein.“

„Zu mir?“

„Ja. Ich möchte sehen, welche Fragen sich Ihnen noch stellen werden. Die man auf dem Papier nicht beantworten kann“, sagt sie.

Seine Wohnung ist enttäuschend. Ein Bett, ein Kühlschrank, Stereoanlage. Eine Bruchbude. Die Frau bleibt mangels Sitzgelegenheiten stehen. Der Mann stellt seinen Koffer ab, geht zum Kühlschrank, nimmt zwei Gläser und eine Flasche heraus. Die Frau geht auf und ab und schaut

einmal auf das Bett. Dann auf den Kühlschrank. Öffnet ihn. Schließt ihn wieder. Auf die Stereoanlage. Ohne sie anzufassen.

„Wollen Sie etwas trinken?“ fragt der Mann.

„Ja.“

„Pina Colada?“

„Ja.“

„Musik?“

„Ja.“

Er legt eine Platte auf. Mozart. Um dessen Musik ging es im Fragebogen 5 Seiten lang. Was der Mann hier anzubieten hat, ist erste Sahne.

„Gefällt Ihnen das?“

„Nein.“

Er lässt sich den Widerspruch nicht anmerken.

„Kuschelrock?“

„Nein.“

Der Mann bewahrt Ruhe, schiebt eine Cassette ein, stellt sie auf leise. Matt Bianco.

„Ist das okay?“

„Ja.“

„Gefällt es Ihnen?“

„Ja.“

„Müde?“

„Keineswegs.“

Die Frau trinkt das erste Glas mit einem Schluck aus.

„Noch eine Pina Colada?“

„Ja.“

Der Mann lehnt sich an die Wand, nippt seinerseits an einem Glas. Pina Colada war im Fragebogen das Lieblingsgetränk der Frau, sollte das Lieblingsgetränk des Mannes sein und ist es auch.

„Wie fühlen Sie sich jetzt?“ fragt er.

„Beschissen.“

„Was fühlen Sie, Angst, Wut, Trauer oder Freude?“

Die Frau schaut interessiert. „Angst“, sagt sie.

„Und?“

„Wut.“

„Und?“

„Angst.“

Er nimmt ihr das Glas ab und stellt es neben dem seinigen in den Kühlschrank, schließt die Tür. Er hält der Frau seine Hand vor das Gesicht.

„Sehen Sie meine Hand?“

„Ja.“

„Ist sie warm oder kalt?“

„Weiß nicht.“

Der Mann legt seine Hände auf ihre Oberarme.

„Warm oder kalt?“

„Warm.“

„Gut oder schlecht?“

„Weiß nicht.“

„Und mit geschlossenen Augen?“

Sie macht die Augen zu. „Weiß nicht.“

„Eher gut oder eher schlecht?“

„Eher schlecht. Nein. Gut. Eher besser.“

„Wie wie wird es jetzt auf Ihrem Bauch? Spüren Sie die Hände auf Ihrem Bauch?“

„Weiß nicht.“

„Und mit offenen Augen?“

„Weiß nicht.“

„Wo sind die Hände angenehmer, auf Ihrer Brust oder Ihrem Bauch?“

„Bauch.“

„Auf dem Hals oder auf der Brust?“

„Hals.“

„Auf dem Gesicht oder auf der Brust?“

„Brust.“

„Auf der nackten Brust oder auf der bedeckten Brust?“

„Bedeckt.“

„Auf dem nackten Bauch oder dem bedeckten Bauch?“

„Nackt.“

Der Mann zieht die Frau aus, Fragen stellend wie ein Quizmaster, und sie für ihre Antworten lobend. Präzisierend, mit ihren Körperteilen hantierend wie ein Handwerker. Nach einer Weile stellt er nur mehr Fragen, die sich mit einem Ja, Nein oder Weißnicht beantworten lassen.

„Ist das gut?“

„Ja.“

„Ist das gut?“

„Ja.“

Dann stellt er Fragen, die die Urteilskraft beanspruchen: „Ist es gut?“

„Ja.“

„Wie gut ist es?“

„Sehr.“

„Ist es das Beste?“

„Ja, das Beste.“

Der Dialog verkürzt sich mit Zunahme der Berührungsfrequenz. Die Fragen und Antworten gewinnen an Vertrautheit. Ein Teil weiß, was der andere fragen will, der andere, was er antworten will. Daraus ergibt sich ein nicht näher verständlicher Mechanismus, der offenbar auch auf der Freude beruht, Laute hervorzubringen.

„Da?“

„Ja!“

„Da?“

„Da!“

„Da?“

„Ja!!“

Irgendwann hört der Dialog auf. Der Mann hält die Frau fest. Sie lässt sich fallen, wird schlaff. Sie scheint müde zu sein, völlig erschöpft vom antworten. Ein Schwan. Der Mann hält sie im Schritt, vornüber gebeugt. Jetzt zeigt sie wieder Kraft und benutzt ihre Beine wieder, geht zum Kühlschrank, holt die Flasche Pina Colada heraus und zwei Gläser, schenkt sich ein Glas voll, stellt ihm das leere Glas hin.

„Und du?“ fragt sie.

Der Mann schweigt.

„Ha?“

Keine Antwort.

„Typisch Mann.“

Lange, nachdem die Frau gegangen ist, setzt sich der Mann auf den Boden, öffnet seine Aktentasche, nimmt einen Notizblock, einen Kugelschreiber sowie einen Sprachführer heraus. Er blättert eine Weile im Sprachführer. Einige Phrasen kopiert er auf den Notizblock ab, liest das Geschriebene laut vor. „Es macht mich glücklich“, liest er zögernd. „Glücklich!“ betont er.

Er legt den Zettel weg. Auf dem Zettel steht: ES MACHT MICH GLÜCKLICH. ALLES IN ORDNUNG. WANN SEHEN WIR UNS WIEDER?

Es war eine Zeit, in der ich öfters das Gefühl hatte, verwirrt worden zu sein. Damals lebte ich in Los Angeles. Eine große Stadt, von der es heißt, sie sei das große Nirgendwo. Irgendwo stimmte die Metapher, wenn man sie auf sich selbst bezog. In dieser Stadt war man nicht greifbar und vereinzelt und hatte keine Identität mehr.

Manchmal flog ich nach Europa, und wenn das so war, dann setzte ich mich dort ein Auto und fuhr nach Osten, bis ich dann in einer kleinen, polnischen Stadt eine Frau traf wie in einem anderen Nichts, in einer Brache. Es gab dort in der Stadt nur ein herunter gekommenes Hotel, dort stieg ich ab, und wenn der Portier jedes Mal, obwohl er mich längst kannte, mit einer gewichtigen Miene sein Buch aus dem Pult hervor kramte, in dem Reservierungen vermerkt waren, sprach er meinen Namen so fremd aus, wie ich mich fühlte. Dann wählte ich die Nummer der Frau, hörte ihre sehr helle Stimme. Ihren Aufschrei, als sie erkannte, wer ich war, diesen unabsichtlichen Laut. Dann sagte sie: „Bleib, wo du bist. Ich komme.“

Ich sah sie wenige Minuten später, denn die Stadt war klein. Ich hatte geduscht und es klopfte und ich öffnete die Tür. Sie war Anfang Zwanzig, groß, schlaksig, sehr blond, fast ein Albino. Sie gab mir die Hand, ging ins Zimmer voraus, sah sich um. Ihre Bewegungen waren lebhaft, um nicht zu sagen, nervös. Schließlich warf sie sich auf einen Sessel, zückte eine Zigarette, sah zu mir auf. Als ich mich in den zweiten Sessel setzte, beugte sie

sich vor und fragte mich, weil ihr Gesicht ganz nah dem meinen war, halblaut und tonlos: „Wie war der Flug? Wie geht es dir?“ und dabei lächelte sie so direkt, dass ich erschrak. Oder verzaubert war. Sie war so etwas Mageres, Impulsives, sicherlich eine Frau, aber darüber hinausgehend etwas, das einen gefangen nahm. Ein Liebeszauber. Von nun an verschwand die Zeit. Zwei Tage vergingen, ohne dass man sie spürte. Es waren einfache Vorgänge. Wir sprachen oder sprachen nicht. Wir schliefen miteinander, so häufig, dass man es nicht zählte. Wir lagen einfach da. Tage und Nächte unterschieden sich kaum. Oder waren es wenige Minuten, die vergangen waren? Meine Hand lag auf ihrer Kniekehle, und dann sprang sie plötzlich auf und rief: „Meine Mutter wartet. Das Abendessen steht auf dem Tisch!“

Wir gingen durch die Stadt, nebeneinander, plauderten. Die Frau wohnte zehn Minuten vom Hotel in einer hässlichen, seelenlosen Wohnsiedlung. Die Mutter war in der Küche. Auf dem Tisch im winzigen Wohnzimmer lagen zwei Gedecke. Der Tisch hatte nur zwei Stühle, das heißt, die Mutter der jungen Frau (welche Studentin und völlig mittellos war), trat mir ihren Platz ab und bediente. Sie hatte gleich bei der Nachricht meines Eintreffens zu Kochen begonnen. Jetzt gab sie vor, keinen Hunger zu haben. Das war gut, denn sonst hätte sich einer von uns auf den Boden setzen müssen, um zu speisen. Wir aßen also, und die ältere Frau servierte, lächelte, wenn ich etwas sagte, und danach wischte wir uns die Lippen ab und kehrte ins Hotel zurück.

Auf dem Weg griff ich nach ihrer Hand, im Dunkel zwischen den Wohnblöcken. Sie ging weiter und verdrehte dabei ihre Hand so, dass ich eigentlich den Daumenballen hielt. Wir gingen so weiter. Dann verabschiedeten wir uns von einander auf halbem Weg zum Hotel, vor der Eisenbahnbrücke. Wir waren die letzten Meter auf einer Hauptstraße langsamer gegangen, inmitten der fegenden Besen vereinzelter Frauen in Leuchtstoffuniformen. Die Frauen reinigten den Gehsteig, und wir gingen als Paar dazwischen und es war Mitternacht. Beim Abschied drehte die Frau den Kopf zur Seite, als sei sie zerstreut, und ich küsste sie auf die Wange.

„Küsst du mich?“ fragte ich sie. Sie blickte auf, beugte sich vor, ihre Hände legten sich vorsichtig auf meinen Rücken, als sei er zerbrechlich. Aber je fester ich sie hielt, desto näher zog sie mich an sich, während um uns die Straßenkehrerinnen ungerührt Staubwolken in die Vorgärten der Häuser aufsteigen ließen. Ich ließ sie los und sah in ihr Gesicht, schaute in die grauen, raubtierhaften Augen, legte den Finger auf ihren vom Kuss geschwellenen, riesigen Mund, fuhr dessen Form mit der Fingerspitze nach.

Danach lag ich im Hotel auf dem durchhängenden, nach Staub riechenden Bett, mit klopfendem Herzen, und wie alkoholisiert, ohne zu wissen, was mich bewegte über die Notwendigkeit heraus, an ihren Körper zu denken.

Am folgenden Morgen spazierte ich früh in der Stadt herum, erkundete sie. Gegen acht Uhr kam ich in der Wohnsiedlung an, stand vor dem Haus

der Frau. Ich setzte mich auf eine Bank und ließ die Umgebung auf mich wirken, eine Umgebung, die ich gar nicht erst genauer schildern will, denn die Gelöstheit, die ich empfand, während ich dort saß, hatte mit ihr wenig zu tun. Der Himmel war wolkenlos, versprach einen schönen Sommertag. Noch lag Morgentau auf den Büschen und den Bäumen mit den dunkelgrünen Kronen. Menschen gingen vereinzelt über staubige Trampelpfade zwischen ungepflügten Rasenstücken einkaufen oder spazieren. Ich saß auf der Bank und hatte es nicht eilig. Ich war angekommen, ein richtiger Mann am richtigen Ort zur richtigen Zeit. Selbst wenn das nur einige Minuten gelten würde, so war es doch wahr. Alles um mich lief um den ruhenden Pol ab, den ich bildete.

Da rief mich die Mutter der Frau vom Haustor her an. Wie lange ich schon da gesessen hätte, fragte sie, aber ich murmelte nur einige Worte. Es war jetzt Vormittag, und die Mutter ging aus, um Besorgungen zu machen, vor allem aber, um die Tochter und mich ein zweites Mal zu bewirten. Ich ging auf sie zu, während sie durch die Gegensprechanlage ihre Tochter von meinem Eintreffen informierte. Ich stieg mehrere Stockwerke zur Wohnung hoch, wo die junge Frau in der Tür stand auf einem Bein. Ich küsste sie auf die Wange. Wir tranken Espresso, während der Fernseher lief. Wir saßen auf einem Stuhl, die Frau zwischen meinen Beinen. Dann gingen wir gemeinsam weg zum Hotel, stiegen in meinen Leihwagen und fuhren durch die Landschaft, stoppten zwischendurch an einer Schnapsbude am Straßenrand oder ein verfallenen Haus, in

dem die Frau als Kind gewohnt hatte. Nachmittags spazierten wir in einem Park, um ein riesiges Schloss herum, von dem die Frau scherzhaft sagte, es würde ihr gehören.

Wir hatten schon viel geredet, als sie mich fragte: „Du bist anders. Vielleicht bist du immer schon anders, aber du bist anders wie jemand, der etwas verloren hat. Ich habe es schon bemerkt, als ich dich das erste Mal sah, damals in der Fußgängerzone, mit deiner Gitarre. Deine Stimme hat mich gefangen genommen, und ich blieb stehen. Aber wusste: Mit diesem Mann ist etwas passiert. Er hat etwas verloren und davon kommt dieser verlorene Eindruck.“

Sie schaute mich an: „Was ist es?“

„Was ich verloren habe? Damit kann ich nichts anfangen.“

„Was dich zu dem macht, der du heute bist, Matti.“

„Verloren? Ich würde sagen, ich bin Durchschnitt.“

Sie bewegte die Augen leicht zur Seite wie jemand, der mit den Augen rollen möchte.

„Ich habe mich immer für einen Chaoten gehalten“, sagte ich, „aber das sind ja viele. Männer, meine ich.“

„Ich weiß.“

„Ich habe eine Wohnadresse, einen Job und bin pünktlich, wenn ich einen Termin habe. Das ist ja schon immerhin etwas.“

Sie nickte. Sie stand vor mir, und um uns waren die Bäume des Parks.

„Ich bin viele Jahre älter als du“, setzte ich fort, „wenn ich dich auf einem kalten Stein sitzen sehe, denke ich mir: Das arme Mädchen wird sich eine Eierstockentzündung holen. Oder: Wenn sie so

unregelmäßig isst, kann das nicht gesund sein. Oder: Wo wäscht sie sich außer zwischendurch in ihrer Wohnung, oder im See? Wie oft wechselt sie ihre Unterwäsche?“

Sie hatte sich eine Zigarette angezündet und rauchte mit ausdruckslosem Gesicht, während ich fort fuhr: „Wenn jemand jung ist, weiß man nie, was der will oder ob er überhaupt etwas will in dem Sinn, dass er einen Zweck verfolgt. Das ist schön, das ist angenehm. Alles ist ein Spiel oder ein Protest, während das wirkliche Leben weiter geht. Und doch führt das Leben eines jungen Menschen nicht in die Irre, sondern meistens ganz normal in einen Beruf und eine durchschnittliche Einsamkeit wie die, die ich erlebe. Verwirrtheit, etwas Nebliges. Man weiß nicht, wo man ist. Man fährt auf Sicht und dann, irgendeinmal später wird das so sein, dass man alt ist.“

„Das beantwortet nicht meine Frage“, sagte sie.

„Ja, irgendetwas wird schon passieren dass man so endet wie ich“, gab ich zur Antwort.

„Ich finde das cool, dass du in Amerika lebst. Aber es ist etwas in Amerika, glaube ich.“

„Ja.“

„Ich weiß gar nichts von dir, nicht, woher du kommst, noch, wohin du gehst.“

„Woher ich komme? Ich komme von nirgendwo her und gehe wahrscheinlich auch nirgendwo hin. Mal sehen.“

Wir gingen weiter. „Wie war deine Kindheit?“ fragte sie.

„Meine Kindheit war weder besonders rosig, noch ausgesprochen schwer. Ich kann mich nur daran erinnern, dass wir keine Gefühle hatten. Aber ich

hatte die Schule. Ich war ein guter Schüler. Ich war nie krankhaft ehrgeizig, aber immer ein guter Schüler, weil die Schule das war, was mir Heimat gegeben hat. Ich hatte ein Gefühl für die Schule. Mein Bruder hat viel gebastelt, er war einsam wie ich. Ich habe nie gebastelt, aber ich sah ihm beim Basteln zu. Das war es, im großen und ganzen.“

„Deine Kindheit?“

„Ja. Dabei zuschauen, wie andere Basteln, das ist ja im Wesentlichen der Beruf eines Journalisten. Oder Schriftstellers. Das ist nichts Voyeuristisches, wie manche meinen. Man guckt eben, und nicht mehr. Nach dem Schulabschluss ging ich mit einem Schulfreund in die Schweiz auf Saison. Mit dem Hintergedanken, Schweizer zu werden. Das ist eine Lebensphilosophie des gefühllosen Einkapselns, die mir sehr attraktiv erschien. Ich wollte dort Karriere machen und Geld verdienen, aber im Hotel, in dem wir waren, eine billige Absteige, wohnte eine Senegalesin, die in Kalifornien lebte und dort an einem Institut arbeitete, das man „Ethnic Studies“ nannte. Wir hatten eine Affäre. Es hatte nichts damit zu tun, mal mit einer „Negerin zu schlafen“, wie das bei uns hieß. Ich mochte sie gern, das war alles. Die Senegalesin – Najet hieß sie - kehrte dann nach einigen Monaten in die Vereinigten Staaten zurück und ich fuhr mit. Wir heirateten, und ich bekam eine Green Card. Ich wollte studieren. Wir gingen viel ins Kino, entdecken das Los Angeles County Museum of Art, das damals ziemlich neu war, und wo man Filmretrospektiven sehen konnte, bei denen auch Schauspieler oder Filmemacher eingeladen waren. Das war der Beginn meiner

journalistischen Tätigkeit. Ich schrieb Artikel und schickte sie an deutschsprachige Zeitschriften und konnte mit der Zeit davon leben. Aber eigentlich war Los Angeles so etwas wie eine Eintrittskarte ins Leben. Was ich heute noch gerne tue, habe ich damals gelernt. Ich schaute mir in Venice Beach die Kleinkünstler an und sah, dass da Rollerblades verliehen wurden. Und bald fuhr ich dann selbst mit Inline Skatern herum und fand das schön. Oder ich hörte den Straßenmusikanten zu und dann war ich bald selbst Straßenmusikant. Oder ich lag in der Sonne oder schwamm im Meer. Es ist eine gute Kombination von Nichtstun und Medienindustrie dort, wie es das sonst nicht gibt. In Kleintheatern oder auf der Uni lernte man Leute kennen, die schon fünf Jahre später berühmt waren und einem Interviews gaben. Da war es dann kein großer Schritt mehr zur Los Angeles Times, die in Berlin einen Berichterstatter suchte, der ich dann vorübergehend war. Als ich mit entschloss, weg zu gehen, war meine Ehe zu Ende. Sofern man in dem Alter von einer Ehe sprechen kann. Wir langweilten uns miteinander. Ernsthaft gestritten haben wir nie. Ihre Karriere ließ keine Unterbrechungen zu, also hatten wir keine Kinder miteinander. Und dann wollte sie kein Kind von einem Weißen.

Ich begann damals auszugehen. Es gab eine sehr rege Cafészene. An jeweils einem Tag in der Wochen wurden Abende mit einem Open Mike veranstaltet, was damals ein ganz neues Konzept war. Man stellte sich hinter ein Mikrophon und trug etwas vor. Die meisten hatten Gedichte, andere sangen, manchmal hielt einer eine Rede, bis er

ausgepiffen wurde. Ich traf dort auf Obdachlose, Schauspieler, Studenten. Ich begann ebenfalls, Stücke vorzubereiten, eigene, fremde. Abschnitte aus Geoffrey Chaucers „Canterbury Tales“, theatralisch vorgetragen, mit Mimik, Gestik, Maske. Ein anderes Mal hielt ich die Rede von Shakespeares Heinrich des Fünften vor der Schlacht von Agincourt, es gab damals einen Film dazu: Upon the King! Let us our lives, our souls, our debts, our careful wives, our children and our sins, lay on the King! He must bear all. In Rüstung. Und ich ging dabei von Tisch zu Tisch und sprach mit großer Überzeugung, und den Leuten gefiel es. Damals wusste ich, was einen Schauspieler bewegt, warum er sich das antut, diesen Beruf. An dem Abend fragte mich ein Fernsehmann, ob ich kamerascheu sei. Sehr beeindruckt von meinem Auftreten und so weiter. Ob ich daran interessiert sei, eine Show für einen Privatsender zu moderieren. Das war, wie ich Rosario getroffen habe. Sie stand hinten im Lokal und beobachtete mich. Sie hatte meinen ganzen Auftritt gesehen und ihre Augen glänzten. Eigentlich, denke ich, sah sie mich immer so: Als einen, der einen guten Auftritt hat, der ein ganzes Leben lang dauert. Und enttäuscht darüber, dass es nur selten so war. Und ich war reif dafür, Rosario kennen zu lernen. Sie war, streng betrachtet, nichts Besonderes. Arbeitete als Schreibkraft bei einem Anwalt, um sich ihr Studium zu finanzieren. Wollte eine große Fernsehproduzentin werden. Der Fernsehmann, der mich beschwafelte, während sie mich betrachtete, war ein Freund. Der Freund des

Mannes, der den Privatsender gekauft hatte. Es gab große Pläne dafür, die übrigens nie Wirklichkeit wurden. Rosario hatte Film studiert. Sie sollte beim Sender kleine Talkshows hoch ziehen. Mehrere Leute waren schon verpflichtet, ich war der Kandidat für eine Sendung, die „Green Card“ heißen sollte, und in der Menschen proträtirt werden sollten, die aus anderen Ländern nach Amerika gekommen waren. Rosarios Freund war die große Liebe des Eigentümers des Senders, aber die Liebe ging auseinander, und der Sender wurde verkauft, und sie wurde gefeuert. Die paar Sendungen, die wir gemeinsam gemacht hatten, floppten. Manchmal tauchen sie noch zu irgendwelchen Frühmorgenterminen am Bildschirm auf, und vielleicht gibt es den einen oder anderen, der sich fragt, wer der Moderator ist, den man seither nie wieder gesehen hat.

Rosario war nicht groß, aber hatte ein sehr hübsches Gesicht mit einer rundlichen Figur, die in einem überaus offenherzigen Kleid steckte. Ihr Gesichtsausdruck war verführerisch durch diese Mischung aus Enthusiasmus, Hoffnung und Ehrgefühl, die man so nur in einer jungen Lateinamerikanerin findet, die vom großen Reichtum träumt. Sie stammte aus El Salvador, war dort, wie ich später erfuhr, eines Tages mit ihrer Familie geflüchtet, als man ihre Schulkameraden vor den Schultoren mit mehreren Drahtschlingen aufgehängt gefunden hatte und war dann von einem mexikanischen Banditen, der die Familie in die Wüste von Mexico geführt und ausgeraubt hatte, vergewaltigt worden.

Ich traf Rosario am folgenden Tag in einem Café, wir redeten bis nach Mitternacht über alles Mögliche, nur nicht über die Show, sie fuhr mich im Wagen heim, einen großen, glänzenden Chevy, den ihr der Sender gestellt hatte. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag, der ein Samstag war.“

„Du hast sie geliebt?“

„Ich habe ihr gesagt, dass ich sie liebe. Das stimmt.“

Abends kommen wir an ein Gefangenenlager, das die deutschen Besatzer vor langen Jahren errichtet haben. Es heißt Groß Rosen. Es ist vor Jahrzehnten, nach Kriegsende, verfallen und erst vor einigen Jahren wieder eröffnet worden aufgrund des Tourismus. Die noch stehenden Gebäude sind zu Museumsräumen umfunktioniert worden. In einem der Glaskästen liegen die ganz verrosteten Stücke eines Maschinengewehrs. „Das schießt ganz gut“, bemerke ich, der ich meine Hand in eine Hosentasche der Studentin geschoben habe, „das kenne ich vom Militärdienst. Ich hatte auch so eine. Wir haben damals auf Papptafeln geschossen.“

Wir gehen zum nächsten Exponat weiter: „Ah, und da sind ja die Löffel“, sage ich. „die Löffel und das Essgeschirr. Es hat immer gestunken nach den ganzen Generationen von Soldaten, die ihr Essen dort herausgekratzt haben. Man hat den Gestank nicht rausgekriegt.“

In der Mitte des Raums ist das Lager in einem Kasten im Spielzeugformat nachgebaut worden.

Eine Fremdenführerin ist auch da. Sie spricht Deutsch und erklärt den Besuchern, die betroffene Mienen haben und oft auf den Boden gucken: „Das Motto des Gefangenenlagers war: Vernichtung durch Arbeit.“

„Das ist das Motto unseres Wirtschaftssystems“, sagt ein Besucher.

„Was?“

„Das ist das Motto unseres heutigen Wirtschaftssystems, das Sie ja jetzt auch in Ihrem Land einführen wollen“, wiederholt der Mann.

Die Fremdenführerin, die in seiner Landessprache nur das Vokabular und die Gedanken kennt, die sie selbst während des Rundgangs benutzt, zuckt verständnislos die Achseln. Die Studentin an meiner Seite, die nur polnisch kann, versteht gar nichts.

Der Mann und seine Frau gehen, leicht verärgert, dass man sie hier ablehnt. Es ist Abend geworden, wir beide sind die einzigen Touristen, die nun mit der Fremdenführerin, die mit der Frau einen raschen Dialog beginnt, da sich beide von der Schule kennen, die ehemalige Lagerstraße hinunter gehen.

„Kopfsteinpflaster“, erwähnt die Fremdenführerin zwischendurch auf Deutsch, mich ernst und bestimmt anblickend, „noch von damals. Unverändert.“

„Gute Arbeit, ausgezeichnet“, stimme ich auf Polnisch zu.

Jetzt gehen wir in eine Baracke. „Sie hat mir erzählt, dass bis zum Vorjahr ein ehemaliger Häftling hier war“, erzählt die Studentin, „dann kamen aber so viele weitere frühere Gefangene

auf Besuch und die haben ihn dann beschuldigt, mit den Besatzern kollaboriert zu haben und so musste ihn die Regierung dann vom Dienst suspendieren.“

Die Fremdenführerin, etwas ungeschickt abseits stehend, zeigt auf ein paar Stockbetten: „Zu dritt in einem Bett“, sagt sie bedeutungsschwer.

Anschließend geht es zum Richtblock. „Der Lagerführer“, sagt die Fremdenführerin, „saß dort am liebsten unter diesem Baum, auf der Bank.“

„Und?“ frage ich.

„Ich verstehe nicht.“

„Warum sollte dort nicht sitzen? Irgendwo muss er sich ja ausruhen.“

„Dieser Baum ist in Ihrer Kultur Symbol der Gerechtigkeit. Ironisch, dass er sich dort ausruhen musste“, antwortet sie.

„Aha. Und dort war das Krematorium, ja?“

„Ja, Krematorium.“

Nach der Führung, vor dem Einsteigen ins Auto, frage ich die Frau, was sie von dem Lager, von meinem Volk, von Kollektivschuld, hält.

„Als ich das Lager zum ersten Mal sah, in der Schule, konnte ich wochenlang nicht schlafen. Jetzt kenne ich es zu gut.“

Sie drängt sich an mich, vielleicht, um ein Gespräch auszuschließen. Ich umarme sie und schaue über die Ebene hinaus.

„Früher einmal fühlte ich mich schuldig“, sage ich, „jetzt nicht mehr. Man kann für seine Familie nicht immer die Verantwortung übernehmen. Besonders, wenn diese Familie viele Millionen erfasst. Aber ich denke, wir sollten alles

zurückgeben, was wir den Familien damals geraubt haben. Wenn das passieren würde, würde halb Wien Kopf stehen. Es ist nicht auszudenken, wer dann alles ausquartiert würde aus den schönen geraubten Häusern und Wohnungen.“

„Es gibt nur die Liebe“, sagt sie aufs Geratewohl, „wer hasst, stirbt. Ich möchte leben.“

Während der Heimfahrt beginnt es zu regnen, und sie sagt: „Am Schönsten ist es an der Seite, wenn wir durch den Regen fahren und zu wissen, wir kommen ins Hotel und legen uns auf das Bett und du hältst mich fest.“

Dort, im Hotel, rinnt und prasselt der Regen auf den Fensterscheiben und ich sitze auf der Bettkante und spiele ihr auf meiner Gitarre neue Lieder vor, die ich geschrieben habe, und meine Stimme klingt gut an dem Tag, es ist etwas in der Stimme, das über den Tag hinaus reicht. Einmal klopft es an der Tür, und da stehen drei Leute im Flur, junge Leute, die mich singen gehört haben und fragen, ob man zuhören dürfe. Sie bringen einige Flaschen Wein und einer von ihnen nimmt später die Gitarre und zupft auf ihr herum.

Danach liegen wir auf dem Bett und ich halte sie. Sie hat die Augen geschlossen und lauscht auf das Gefühl, von mir gehalten zu werden. Dann schlafen wir ein.

„Am nächsten Tag blieben wir zusammen, redeten, und den Tag danach, und am dritten Tag, es war ein Montag, rief sie im Büro an und sagte, sie würde nicht kommen. An dem Tag gingen wir miteinander ins Bett und fuhren danach ans Meer und in die Wüste, und liebten einander aus

Neugier im Wüstensand. Danach erzählte sie mir von der Vergewaltigung, und von ihrem Freund, der der Freund des Besitzers des Fernsehsenders war und nicht einmal schwul, und sich vergewaltigen ließ, weil es ihm nichts ausmachte, und er sehr ehrgeizig war. „Du musst dich entscheiden“, sagte sie dann plötzlich.

„Wofür?“

„Für uns oder gegen uns. Wenn du dich für mich entscheidest, dann muss es für immer sein.“

Ich wollte mit ihr schlafen, und dafür musste ich Gefühle heucheln, ganz übertriebene Gefühle. Unermesslich und ewig, endgültig mussten sie sein. Ich liebte sie nicht, ich konnte mit ihr einfach gut reden. Und es war etwas an ihrem seiden, speckigen und grazilen Körper, das mich gewissenlos machte. Mir war von Anfang an klar geworden, dass man Rosario über das Wort erreichte. Man konnte sie mit Berührungen weniger erregen als mit Worten, und also waren Schmeicheleien, wenn man mit ihr schlafen wollte, unabdingbar. Aber über das Wort kamen dann mit den Tagen und Wochen auch böse Worte, Streitigkeiten, Beleidigungen, Eifersuchtsauftritte, Schreie, und dazwischen immer wieder Worte, die das Geschehene abdämpfen, mildern sollten und übertriebene Aussagen und hohle Versprechungen enthielten. Für mich war das auch ein Spiel, das man, je länger man es spielte, umso leidenschaftlicher spielte, selbst wenn es kein Ziel gab. Das Ziel schien es zu sein, mit ihr möglichst oft zu schlafen, und es geschah auch so heftig und so oft, wie ich es nicht kannte. Zugleich aber war es bedeutungslos, was die Körper taten,

denn mit Worten gab es keinen Höhepunkt zu erreichen und keine Befriedigung und Seligkeit, wie sie einem der Körper vorspiegeln kann.

Rosario litt unter der Vergewaltigung damals mehr, als sie zugeben mochte. Wenn wir miteinander geschlafen hatten, stand sie nachts plötzlich auf und zog sich an. In der Nacht ist die Erregung prinzipiell größer als tagsüber. Nachts ist der Geist so wach, dass er halluzinieren kann. Es waren zum Teil stundenlange Verfolgungen durch die Straßen der Stadt, die manche Liebesnächte zur Folge hatten, Nächte, wie ich vermute, die in Rosario etwas aufschürften, was weit älter war als die Vergewaltigung in der Wüste von Mexiko, die sie ganz zu Beginn erwähnt hatte. Die sie später noch mehrmals schilderte, mit zunehmender Dramatik, bis ich dann erfuhr, dass sie seit ihrem vierten Lebensjahr von ihrem Vater missbraucht worden war, und danach von ihrem Onkel. Dass diese Männer sie im Schutz der Familie viele Jahre vergewaltigten, und das aus Angst vor einer Schwangerschaft nie auf „natürlichem“ Wege. In diesen Nächten, wenn ich sie verfolgte, die außer sich war, wenn ich sie auf diesen Straßen, auf denen die Müllkübel brannten und Obdachlose umher schlichen oder sich in Parks neben Drogensüchtige legten, die dort eingeschlafen waren, wurde ich zu ihrem Vater und ihrem Onkel, und es konnte passieren, dass sie mit Fäusten auf mich los ging, dass sie mich biss, dass sie schrie und heulte, bevor wieder so etwas wie ein Realitätsverständnis in ihre Augen kam und sie sagte: „Warum wohnen wir eigentlich noch

getrennt. Wir lieben uns doch, wir sollten zusammen ziehen.“

„Bist du deshalb so aufgeregt?“

„Ja, das regt mich auf. Ich kann es nicht ertragen, wenn Liebende getrennt sind.“

Am Liebsten hätte ich gesagt: Glaubst du, ich liebe dich? Eine Verrückte, die man einsperren müsste?

Einmal in der Woche fuhren wir in den Sender, um dort Probeaufnahmen zu machen oder ein Segment aufzunehmen oder mit Menschen zu sprechen, die ich in meine Sendung einladen würde. In diesen Stunden war Rosario hoch professionell und hatte einen ganz eigenen Charme, mit dem sie auch noch die zurückhaltendsten Klienten bestrickte. Mit dem Leiter des Senders schien sie ein ganz nahes Verhältnis zu pflegen, sodass viele der Ansicht waren, sie hätte mit ihm ein Verhältnis.

Ich habe in der Zeit nichts geschrieben. Ich zog mich auch aus der Szene zurück und antwortete auf keine Anrufe mehr. Ich erinnere mich an einen Abend mit Keyboard, zwei Freunden, einer losen Dramaturgie, an dem ich im Café mit Smoking auftrat und meine Moderatorenrolle spielte. Doch ich selbst las nur mit tonloser Stimme vor dem schütter besetzten Lokal, brach dann ab und begleitete auf den Keyboards den Mann, der mir auf der Bühne folgte und der sonst a capella sangt.

Zwei Monate später zog ich mit Rosario in eine luxuriöse Wohnung, die wir mit der guten Hoffnung

nahmen, für die Miete würden bald die Einkünfte von der Sendung sorgen. Doch wenige Tage nach unserem Einzug erfuhr Rosario, dass der Sender verkauft worden und dass ihr gekündigt worden war. Die nächsten Wochen verbrachte sie damit, diese Enttäuschung verstehen zu lernen und zu erkennen, dass sie nirgendwo anders unterkommen würde. Der Anwalt hatte ihr gekündigt, weil sie mehrmals nicht zum Dienst erschienen war. Sie hatte, wie sich bald herausstellte, nichts. Ihre Kreditkarten waren bis zum Limit belastet. Ich begann wieder zu arbeiten, da ich selbst wenig Reserven hatte. Wir konnten uns bald die Miete nicht mehr leisten, hatten nichts zu essen, aber lebten im Scheinluxus des Apartments, das auch einen Pool hatte. Dort haben wir viel gelegen, wenn wir nicht damit beschäftigt waren, miteinander zu schlafen. Wir lagen schwitzend im Halbdunkel des Apartments und ich redete darüber, dass ich mich mal da oder dort in einer Redaktion wieder sehen lassen müsste, denn sonst würden sich keine Aufträge mehr ergeben, doch Rosario antwortete einfach, während sie mich fest in ihren Armen hielt: „Wenn du keine Lust hast zu arbeiten, dann geh einfach nicht hin. Ich kenne das Leben. Ich weiß, dass sich immer alles gibt, sofern man nur lebt. Und wir leben doch, intensiver als zuvor.“

Einmal rief ich in einer Redaktion an, um mich zu entschuldigen, und zu erklären, dass ich krank war, und sie rief mit fröhlicher Stimme dazwischen: „Das erzählt er euch nur, der geile Bock, während er mich durchfickt vom Feinsten!“

Bald hatte ich keine Aufträge mehr. Den ersten Job in Kalifornien bekommt man nur, wenn man gute Empfehlungen hat, und alle nächsten Jobs beziehen sich auf die Jobs davor. Warum man gefeuert wurde? Fragt man Arbeitssuchende, oder ruft beim früheren Arbeitgeber an, der auf dem Lebenslauf vermerkt ist. In einer Branche wie dem Journalismus ist das gar nicht nötig. Hier kennt jeder jeden, und wenn einer sagt: Dieser Deutsche, der Mayr, ich glaube, der hat was mit Drogen, der ist nicht mehr glaubwürdig, den nehmen wir nicht mehr, dann richtet sich jeder andere danach. Doch dann wurde ein neues Magazin zusammen gestellt, und ich bekam eine Stelle als Redakteur. Egal, ob ich in der Nacht geschlafen hatte oder nicht, ich ging jeden Tag pünktlich zur Arbeit. Rosario fand sich damit schwer ab, als ich sie aber einmal anschrie, ich hätte keine Lust, zu verhungern, war sie dann doch still. Denn sie war selbst hungrig, hatte seit zwei Tagen nichts gegessen.

Ich hatte noch meinen Wagen, einen alten Ford. Egal, ob ich nun arbeitete oder nicht, ich war bald ständig unausgeschlafen, und auf dem Rücksitz des Ford waren die Kissen weich. Meine neue Stelle erforderte, dass ich öfters nach San Diego fuhr, oder nach Santa Barbara, oder sogar nach Las Vegas hinüber. Ich war tagelang fort wegen Interviews mit Menschen, die eine klare Botschaft hatten: Sich selbst. Wenn ich dann nach Hause kam, wurde alles verschwommen. In dieser Welt liefen wir einander spätnachts durch die Straßen nach, schrien morgens um vier besoffen vor dem Haus herum oder balgten miteinander im Auto

oder hinter Büschen, bis der Morgen graute. Punkt sechs aber wachte ich auf, fuhr zur Arbeit, war pünktlich, trug einen Anzug. Und Rosario schlief aus.

Dieses Doppelleben höhlte mich aus und machte mich schweigsam in einer Beziehung, die von Worten lebte. Ich hatte ihr schon lange nicht mehr gesagt, dass ich sie liebte, ich hatte nicht mehr davon gesprochen, wie sehr mich einzelne Teile ihres Körpers erregten. Ich fragte sie nicht mehr, was sie empfand, wenn wir miteinander schliefen, obwohl ich wusste, dass sie mir jedes Detail schildern wollte. Vor allem aber: Ich sprach nicht mehr von der Schönheit ihrer Seele. Denn mittlerweile war mir klar geworden, dass diese Seele nicht schön war. Und deshalb erzählte ich ihr auch nichts mehr von mir selbst. Doch ihren Körper begehrte ich mehr denn je. Ich war ihrem Körper verfallen. Und was mich besonders anzog, war die Vorstellung, sie um Worte zu betrügen während ich mit ihren Körper aneignete, eine Form von Raub aus Verachtung heraus.

Am Anfang hatte ich spontan von mir geredet, sie hatte schweigen können. Jetzt musste sie mich schon erinnern: „Erzähle mir von dir.“ Oder: „Was empfindest du für mich?“

Bald hörte sie zu bitten auf. Sie begann ironische Bemerkungen zu machen. „Ach, es ist so still hier wie in der Kirche.“ Oder: „Ich sehe, man hat dir wieder den Mund zugeklebt.“

Ihre Stimme wurde schneidend: „Warum bist du hier? Wenn du niemanden brauchst, um über Liebe zu reden, warum befriedigst du dich nicht selbst?“

Erst als sie mein Schweigen zu isolieren begann, fiel es mir auf. Immer zielsicherer isolierte sie dieses Schweigen in mir, und ging dagegen vor, scharf, unerbittlich. Sie bockte so lange, bis ich keine Lust mehr hatte, mein Schweigen zu behaupten. Ihr Gesicht, oberflächlich hübsch, angenehm, konnte, wenn sie verärgert war, Panik in mir hervorrufen, oder zumindest ein Erstickungsgefühl, als ob die Lebensader abgeschnitten würde. Einmal kam sie mit einer Rolle Draht in der Hand in die Küche und schnürte mich, während ich da saß und die Zeitung las, mit einigen Handgriffen auf dem Stuhl fest. Zuletzt zwang sie meine Arme herunter, bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Sie schwitzte, es war ein betäubender Geruch. Auf ihrem Gesicht standen die Schweißperlen und es war da etwas wie Liebe in der grimmigen Miene, bevor sie überraschend lächelte. „Du wirst sehen, je länger du sitzen musst, desto eher wirst du reden“, sagte sie, drehte dann ab und ging dann ins Nebenzimmer. Ich saß und je länger ich saß, desto unangenehmer wurde es mir. Ich rüttelte am Stuhl, und als nichts passierte, rüttelte ich stärker. Der Stuhl fiel um und ich stieß einen Schmerzenslaut aus. „Ah“, rief sie, „heißt das, du hast einen Orgasmus?“

Darauf band sie mich los und ich sagte: „Du bist wirklich verrückt. Ich wusste es, aber jetzt weiß ich es noch besser.“ Während ich aber sprach, spürte ich, wie wohl ihr das tat. Und ich fuhr fort, zu sprechen, und es wurde ein sehr schöner Abend.

Ein anderes Mal lag ich schon auf dem Bett und sie stand überraschend vor mir. Sie war nackt und hatte Handschellen in der Hand. Ich blickte vom Buch auf und sie sagte: „Zieh dich aus.“

Es lag etwas Verführerisches in ihrem Ton und sie lächelte süß.

Ich stand auf, legte das Buch weg und zog mich aus. Blieb stehen. „Und jetzt?“ fragte ich.

„Jetzt sind wir gleich. Zumindest, was die Kleider betrifft. Wie Ringer im alten Griechenland“, gab sie zur Antwort.

„Und?“

„Auf den Rücken“, befahl sie, und ich legte mich zurück auf das Bett. Sie zögerte und verließ dann den Raum. Kam mit einer Zigarette in einer Hand zurück. Die andere Hand trug immer noch die Handschellen.

„Was ist jetzt?“ fragte ich. Sie sah mich an und rauchte.

„Sado-Maso-Shit?“ fragte ich.

„Verschränke deine Arme hinter den Kopf.“

„Warum?“

„Einfach so.“

Ich folgte, weil ich hörte, dass es ihr wichtig war. Ich kreuzte meine Hände im Nacken, und sie legte mir die Handschellen um die Handfesseln, und ich war an das Bett gekettet.

Dann ging sie weg, ins Bad, und ich hörte, wie sie den Spiegelkasten aufklappte. Sie kam mit den Rasierklingen wieder, schob eine Klinge aus dem Sicherheitsbehälter.

Mein Herz begann zu klopfen wie es das bei Wegmarken passiert, die man im Leben nimmt.

„Was ist los?“ fragte ich und da merkte ich, dass ich in einem ähnlichen Zustand war wie sie. Ich hatte Angst, oder ich war erregt. Es war da etwas von dem Missverständnis zwischen uns. Ich versuchte, den Sitz der Handschellen so zu prüfen, dass sie es nicht merkte. Für den Notfall. Falls ich mich losreißen musste. Oder das Bett umstürzen.

„Ich schneide dir nichts weg“, sagte sie, und ich sagte: „Scheiße.“

„Die Klinge ist sehr scharf“, fuhr sie fort, „fühl mal.“ Wohl spürend, dass sie meine Angst steigern konnte, und fuhr mir mit der Klinge sacht über die Bauchhaut. Ein Blutstropfen löste sich. Mein Mund war augenblicklich trocken, und es sirrte in meinen Ohren. Erst da merkte ich, dass mein Schweigen nicht harmlos war. Es fiel mir siedend heiß ein, dass ich seit drei Tagen nur über Belangloses gesprochen hatte.

„Die Klinge ist sehr scharf“, sagte Rosario irgendwo. „Das merkt man beim Rasieren. Ich rasiere mir die Beine, hast du das überhaupt bemerkt?“

Ich sagte nichts mehr. Die Worte waren nicht mehr wichtig, lenkten von nichts mehr ab.

„Man spürte nichts, das man nicht will“, behauptete sie, einer von vielen Aussprüchen, die in ihrem Mund glaubhaft waren.

„Was meinst du?“ versuchte ich abzulenken. Da schnitt sie mir böseartig, oder zumindest rasch in den Bauch, blitzschnell, wie mit einem Pratzenschlag. Die Haut klaffte, gelbes Fett, ein spritzendes Gefäß, das sofort in ihrem Mund verschwand.

Ich glaube, ich schrie, das heißt, ich weiß, dass ich schrie, kann es mir aber nicht mehr vorstellen. Ich bäumte mich auf, wollte Rosario abschütteln, wollte nur weg von diesem Bett, riss an meinen Armen und zog mir dabei Schürfwunden zu, die viele Monate nicht abheilen würden. Jemand wimmerte, wie das ein Mensch nicht kann, ohne sich dafür abgrundtief zu schämen. Die Wunde brannte hell, und mein Entsetzen war echt, da ich begriff, dass es ab jetzt kein Pardon mehr geben würde, dass ich von selbst dazu sehen müsste, mich nicht länger hinter einer Wand aus Schweigen zu verstecken. Während ich mich auf dem Bett auf und ab warf, schlug Rosarios Knie hier auf, da und da, aber sie blieb an mir kleben, lautlos, schweigend und sie hilft mich fest, innig und in der Nähe, während ich vor mich hin brabbelte mit einer Stimme, die von meinem Verstand gelöst war.

Als ich ruhiger wurde und dachte, die Gefahr sei vorbei, als wir wieder miteinander sprachen, fast mit normaler Stimme, zog sie überraschend und noch einmal die Rasierklinge über die Brust, drückte so tief zu, dass die Spitze auf eine Rippe stieß. Und da passierte es, dass ich wieder verstummte, willenlos. Ich spürte den Schmerz nicht mehr. Ich lag still. Während sie noch saugte, schlitzte sie meinen Oberarm auf. Die Klinge fuhr wie Haut durch Butter. Dann warf sie die Klinge weg, verschmierte mit den Fingern das quellende, hellrote Blut, über den Arm, die Brust, mein Gesicht, träge, als würde sie mich streicheln. Irgendwann einmal rollte sie von mir weg. Als ich wieder zu mir kam, war ich schweißnass und fror.

Ich blutete nicht mehr. Ich spürte, dass ich frei gekommen war, meine Hände waren nicht mehr gefesselt. Vielleicht hatte sie mich los gemacht. Ich sah mit einem Seitenblick, dass sie bewegungslos auf dem Teppichboden lag. Ihre Augen waren offen.

Es dauerte eine Weile, bis sie mir erzählte, dass sie schwanger war. Einige Tage später wurde ich in das Büro des Herausgebers der Zeitschrift gerufen. Er hatte einen Ausdruck meines letzten Artikels auf seinem Tisch liegen und erklärte mir, was daran nicht gut war. Ich sagte dazu nicht viel und kehrte wieder zu meinem Schreibtisch zurück. Einige Minuten später passierte etwas in mir, das mich wieder in sein Büro gehen ließ. Er blickte hoch, und da war Beunruhigung in seinen Augen. „Was ist mit Ihnen los, Mayr?“ fragte er, „nehmen Sie's nicht so schwer. Sie haben Scheiße gebaut, aber jeder baut mal Scheiße.“

Ich saß da verkrampft vor ihm und konnte nichts sagen.

„Haben Sie Probleme zu Hause?“ fragte er.

Da brach meine Erbitterung in einem Heulkampf heraus, und ich erzählte ihm in abgehackten Worten von Rosario, was nicht klappte, vom Kind, auf das ich mich freute, und während es nur so aus mir heraus sprudelte, merkte ich, wie sehr mein Gefühl für das Kind, das in ihrem Bauch heran wuchs, abgehoben war von der Leere, die ich Rosario gegenüber empfand. In meinem Zustand schien mir der Herausgeber der Zeitung liebevoll wie ein Partner, wie ein Geliebter. Ich weinte vor ihm, weil mir schien, dass ich ihn liebte und mich zugleich vor ihm schämte.

Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Nehmen Sie sich ein paar Tage frei. Ich kenne Sie, wie sie wirklich sind. Kommen Sie wieder zurück, wenn Sie wieder Sie selbst sind.“

In der Folge zogen wir um in eine Wohnung, die ich mir leisten konnte. Sie war schlicht, aber stand in einem der zahlreichen Wohnstädte von Los Angeles, fast eine Fahrstunde von Downtown entfernt. Sauber, billig, mit Air conditioning, aber ohne weitere Annehmlichkeiten. Es würde noch einige Monate dauern, bis ich die Schulden, die schon anzuhäufen begonnen hatte, wieder abbezahlt haben würde und mich Firmen wieder mit Gold-, Platin- oder Titaniumkreditkarten überschwemmen würden. Aber von dem Tag meines Nervenzusammenbruchs an änderte sich mein Leben. Meine Schnittwunden, von einem Arzt genäht, waren bald wieder verheilt. Ich schlief von Stunde an alleine in einem Zimmer, das ich nachts abschloß und schlief gut. Meine Gedanken waren bei dem Kind, das in Rosario heranwuchs. Sie wurde von Woche zu Woche rundlicher, und sie lief in der Wohnung in Umstandskleidern herum, während ich von Termin zu Termin ging. Ich gewann meinen selbstbewussten Gang zurück, stellte wieder die richtigen Fragen, lieferte gute Ware ab. Das Auto, das ich fuhr, war schäbig, doch wenn ich in einer Villa zu tun hatte, stellte ich es einige Straßenzüge entfernt ab und ging zu Fuß hin.

Zuhause lauerten Gefahren, nur zu Hause. Rosario lauerte, da ich nicht mehr mit ihr sprach,

auf Beweise, dass ich eine andere hatte. Denn irgendwohin mussten meine Worte ja gehen, irgendeine andere Frau mussten sie erreichen, fröhliche Worte in der Überfülle des neuen Kennenlernens. Sie lauschte an meiner Tür, wie sie sagte, um zu sehen, ob ich im Schlaf redete, und wenn ich es tat, konfrontierte sie mich damit. Sie verhörte mich. Wo ich Widerstand bot, hakte sie fest, ließ nicht los, bis sie ihn brach und ich neuerlich schwieg. Man kann gut sagen, dass ich sie hasste, und ich glaube, sie hasste mich auch. Es dauerte eine Weile, bis wir es wussten. Der Tag war der, als ich sie am Bett antraf, als sie masturbierte. Keiner sagte etwas, und das war gut, ließ einen Spielraum. Sie lächelte, errötet. Ich blieb einfach stehen, bis sie zu lächeln aufhörte. Da war klar, dass der Kampf begonnen hatte.

An einem Freitagabend verbrannte sie meine Veröffentlichungen, meine Manuskripte, meine Notizen, in einer Schale, während ich stumm daneben auf der Couch saß und las, aus Trotz alles zuließ. Der Feueralarm ging, und wir rührten uns nicht. Man klopfte, und Rosario, mit ihrem unfehlbaren Gespür für Drama, schrief: „Hilfe! Ich werde vergewaltigt!“

Da schoss ich auf sie zu, legte ihr im Affekt blitzartig die Hände um den Hals mit einer derartigen Gewalt, dass ich ihren Kopf schon lose baumeln sah, drückte dann aber nicht zu, war nur erstaunt über die Kraft, die ich plötzlich hatte. Sie war so erschreckt, dass sie sich nicht rührte, obwohl uns der durchdringende Ton des Feueralarms fast zerriss. Ich ließ sie los, und sie blieb sitzen. Als dann der Hausmeister durch die

Tür brach, sprang sie auf, löschte das Feuer, plapperte eine Ausrede. Und ich ging einfach schweigend am Hausmeister vorbei, spazieren.

Als ich zurück kam, kochte ich uns etwas zu essen. Sie redete auf mich ein, Schwangerschaft, Rücksicht, Frau, und als sie merkte, dass ich schwieg, riss sie mir das Messer, mit dem ich gerade Tomaten schnitt, weg, setzte es mir vor die Brust und sagte, ich weiß nicht mehr was, ich glaube: „Du bist der Abschaum der Menschheit!“

Ich löste mich, ging rückwärts, in einer Mischung aus Angst und Wut, nur darauf bedacht, keinen laut von mir zu geben. Sie schlich mir nach. Ich schlug ihre Hand weg, schnitt mich dabei an der Klinge. Sie schrie, glaube ich, und ich ging rückwärts, am Bad vorbei, ins Schlafzimmer, und sie folgte mir, ich spürte es, eher erregt als wütend, und als sie meinen Gedanken als Grinsen auf meinem Gesicht sah, hörte sie auf, mit dem Messer herum zu fuchteln und warf es jähzornig auf mich, aber so, dass es flach auf meinen Schenkel klatschte. Sie warf die Schlafzimmertür zu, lief heulend davon.

Ich kontrollierte die Wunde an der Hand und am Oberschenkel und überlegte, ob ich sie anzeigen sollte. Aber der Kampf war zwischen ihr und mir und ich war neugierig, wie er ausgehen würde.

Nachdem ich meine Wunden verbunden hatte, saß sie starr auf der Wohnzimmercouch, ging ich spazieren, und als ich ging, hörte ich, dass sie die Kette vor hing. Als ich nach einer Viertelstunde zurück kam, öffnete sie nicht, also drehte ich mich um und ging ins Kino, was ich ja schon lange nicht

mehr gemacht hatte, und als ich von dort wieder kam und klopfte, fragte sie: „Wer ist da?“

Ich antwortete nicht.

„Wer ist da?“ forderte sie. Ich klopfte abermals. Sie betrachtete mich durch das Guckloch.

„Du tollwütiger Hund“, sagte sie, „geh weg.“

Ich schlief die Nacht im Hotel, kam am Morgen zurück und wartete, bis sie ausging. Sie verließ die Wohnung gegen elf, und ich schlich mich über die Hintertür hoch. Doch als ich die Wohnung aufsperrn wollte, passte der Schlüssel nicht. Da hörte ich sie hämisch lachen, sah mich um. Sie stand am Treppenabsatz.

„Ich habe das Schloss ausgewechselt“, sagte sie, drehte sich um und lief die Treppe hinab.

Ich ließ sie gehen, aber meine Wut stieg. Ich hatte kein Geld mehr bei mir für eine weitere Nacht, und die Wohnung, die nicht mehr zugänglich für mich war, war immerhin auf meinen Namen gemeldet. Und ich zahlte hier Miete!

Ich ging ins Kino und kam am Abend wieder. Ich hatte gesehen, dass in der Wohnung Licht brannte. Ich klopfte.

Sie sagte: „Du wohnst hier nicht mehr.“

„Gib mir meine Sache, dann gehe ich.“

„Du hast ja deine Stimme wiedergefunden“, sagte sie hinter der Tür. Dann ging sie weg, ließ mich einfach da stehen. Ich hatte kein Geld, keine Papiere, nichts. Ich schlief zwei Tage im Wagen, am Strand. Es war nicht leicht, die Polizei oder irgendwelche Wachorgane waren überall, auf Parkplätzen, in dunklen Seitenstraßen, auf der Suche nach Obdachlosen.

Tagsüber arbeitete ich. Und dabei begann ein Ablösungsprozess von meinem ungeborenen Kind. Ich distanzierte mich davon. Ich überlegte mir erstmals in all den Jahren, nach Europa zurückzukehren, das ganze als kalifornischen Alptraum enden zu lassen. Ich hat das Gefühl, als gäbe es dieses Kind nicht mehr.

Zwei Tage später trat ich wieder vor die Wohnungstür und klingelte. „Gib mir meine Sachen“, sagte ich. Rosario schloss die Tür auf, aber die Kette war noch vor. Ihr Gesicht im Türspalt hatte einen entsetzlichen Ausdruck und ich merkte, dass ich eine Schwangere vor mir hatte, die an das Ende ihrer Kraft gekommen ist. „Geh, oder ich rufe die Polizei“, sagte sie.

„Ah, jetzt kommt die Polizei. Ich werde die Polizei rufen“, sagte ich. „Das ist meine Wohnung. Ich zahle hier Miete. Die Polizei ist mein bester Freund.“

Ich hörte sie gehen. Sie hatte vergessen, die Tür abzuschließen, also öffnete ich sie, trat die Kette durch. Die Tür prallte ihr, die sich umgedreht hatte und zurückgekehrt hatte, um sie noch zuzudrücken und abzuschließen, gegen den dicken Bauch. Sie war sechs Monate schwanger. Sie stöhnte und sank auf den Boden.

Aber ich ging, voller Wut, meiner Wohnung, meiner Sachen beraubt zu sein, einfach an ihr vorbei und setzte mich an den Tisch, in meiner Wohnung, umgeben von meinen Sachen.

Aber warum sah ich nicht, wie ich beschlossen hatte, nach, ob es meinen Reisepass, meine Kreditkarten noch gab, wo sie steckten, und ging

davon, aus ihrem Leben? Ich merkte, dass ich am Ende meiner Nerven war, und brach in Tränen aus. Ich war verzweifelt, und vor allem müde. Ich fühlte mich schwach. Alles, was ich mir vorgestellt hatte, ein anderes Leben, Einsamkeit, neue Abenteuer, ohne mein Kind, zerstob zu nichts. Ich konnte nicht weg. Sank auf den Boden, kroch zu ihr hin. War es wirklich Zufall, dass ich ihr die Tür gegen den Bauch getreten hatte, dieser Frau, die ohne Job, ohne Mann, ohne Orientierung war? Der Gedanke, mein Kind verletzt zu haben, war unerträglich, wie damals, als ich Angst vor einer Rasierklinge gehabt hatte. Rosario lag reglos auf dem Teppichboden. Ich sah, dass sie nicht weint. Sie hatte in meinem Tritt gespürt, dass es ab jetzt um de Tod ging. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich begann, sie lautlos zu streicheln. Sie streichelte mich. Sie nannte mich ihren Liebsten. Ich sah ihr: Liebste. Ich sagte, sie sei die Schönste. Sie sei mein Alles. Ich könnte ohne sie nicht leben. Ich sagte ihr, ich sei nichts. Sie sagte, ich sei alles. Sie sagte, sie hätte niemanden geliebt wie mich. Sie sagte, sie liebe mich mehr als sich selbst. Ich sagte, ich liebe sie mehr als mein Leben. Sie sagte, dass sie mich begehrte. Sie sagte, sie wolle mich ins ich fühlen. Ich sagte, ich müsste sie spüren, oder wahnsinnig werden. Und wir schliefen miteinander.

„Du bist krank“, sagte sie später. „Du bist krank, du brauchst Hilfe.“

Sie hat recht, dachte ich, mich an sie schmiegend. Draußen war es dunkel, und ich war nackt. Ich bin verrückt, ich bin gefährlich, ich bin außer Kontrolle. Es liegt nur an mir, dass wir leiden, an

meiner Feindseligkeit, dachte ich. An meiner Grausamkeit, die mein Kind tötet.

„Wirst du zum Arzt gehen?“ fragte sie.

„Ja“, sagte ich.

Aber freilich tat ich nichts dergleichen. Ich nahm am nächsten Tag meine wichtigsten Disketten mit ins Büro und wir stritten wieder. Wir begannen wieder zu reden. Oder sagen wir, ich antwortete jedes Mal, wenn sie mich etwas fragte. Und sie fand sich vorerst damit ab. Sie glaubte wohl, mich selbst heilen zu können.

Zärtlichkeit gab es kaum. Ich half Rosario mit den Besorgungen, ich begleitete sie zum Schwangerschaftsturnen. Aber schon wenn wir Lamaze-Übungen machten, fiel es mir schwer, ihr Anweisungen zu geben. Ich hatte keine Lust, mit ihr zu reden, und vor allem keine Lust, ihr zu helfen. Die Wut, die mich sie einmal fast erwürgen, und einmal fast erschlagen hatte lassen, war noch da. Ich begann, wieder unter dieser Wut zu verstummen. Ich muss zugeben, sie war nicht Wut allein, sie war vor allem Erregung. Ich begehrte ihren Körper mehr denn je, das Samtige, Weiche, Biegsame an ihm. Und je wütender und erregter ich wurde, desto weniger dachte ich an das Kind. Ich glaube, nachdem ich es einmal verraten hatte, das heißt, nachdem ich im Laufe meines Berufs Tage ausgeblieben war und mir vorgestellt hatte, einsam zu sein, und nachdem ich einmal nach ihm getreten hatte, war klar, dass der Wunsch nach diesem Kind nichts anderes gewesen war als der Wunsch, reden zu

lernen. Und den Wunsch hatte ich verloren. Meine Erregung war Gewalt und Schweigen.

Dann kam das Kind. Die Blase sprang am frühen Morgen, die Wehen waren schlecht, das Kind wurde erst am folgenden Morgen mit der Zange herausgezogen. Die Nacht dazwischen war die Hölle. In den frühen Morgenstunden glaubte ich, dass Rosario sterben würde. Sie hatte keine Kraft mehr, und auch die Eisstückchen, die sie bis dahin noch gelutscht hatte, halfen nicht mehr. Sie schickte mich im Zimmer hin und her. Ich musste den Rücken massieren, ich musste ihr kaltes Stirntuch erneuern, ich musste das Personal rufen oder verscheuchen, Polster umlegen, das Bett verstellen, Vorhänge auf und zu ziehen, Fernsehen an und aus schalten, aber vor allem musste ich mit ihr reden, reden, reden, zureden, abreden, erzählen, von mir, von ihr, vom Kind, von uns, von anderen. Ich musste Geschichten erfinden, eine, nein, nicht gut, eine andere, und mich dann wieder anschreien lassen, ich sollte endlich still sein, oder endlich reden. Und dazwischen klagte sie, stöhnte vor Schmerz und forderte wieder neu Wasser, aber sie durfte nichts trinken, scheiß auf das Personal, wo ist das Personal, warum hilft mir niemand. Hau ab, komm her, warum lässt du mich warten, siehst du nicht, wie schlecht es mir geht?

Aber dann, einen Tag und eine halbe Nacht später, forderte sie immer weniger spezifisch, sie konnte sich nichts mehr ausdenken, sie redete einfach durcheinander. Immer wieder schrie sie zwischen Gurgeln und Stöhnen und Keuchen: „Ich

kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, hilft mir niemand?“

Aber als man helfen wollte, schrie sie: „Nein, ich lasse mich nicht stechen, lasst mich in Ruhe, was tut ihr, Hilfe! Lasst mich los! Hilfe! Tu was, hilf mir!“ schrie sie mich an.

„Solange sie redet, geht es ihr gut“, sagte eine Schwester mit dem kühlen Blick einer Frau, die tausende Frauen in einem ähnlichen Zustand gesehen hat. Aber dann wurde das Geschluchze, das Geheule, das Geschrei dem Personal letztendlich doch zu viel. Es schien, als verliere Rosario den Verstand. Man verpasste ihr in einem Ringkampf, in dem sie biss und wie am Spieß schrie, ein Beruhigungsmittel, und danach den längst fälligen, von ihr so abgelehnten Kreuzstich, der die Nervenwurzeln lahm legte. Ich sah bei dieser Vergewaltigung zu und dachte: Endlich. Und ich schämte mich und hasste sie. Und es erschöpfte mich, zu zu sehen, denn jetzt, nachdem sie mich schon Stunden lang nicht mehr gebeten hatte, ihr so oder so zu helfen, nachdem ich schon Stunden lang nur mehr zugesehen hatte, merkte ich, dass ich sie einfach nicht mochte. Nicht in ihrer schweren Stunde, aber auch nicht, wenn sie lächeln würde oder schmeicheln. Wenn sie ihre Schönheit zurückerhalten haben würde, erhöht durch die Mutterschaft, verjüngt durch das junge Leben, das sie in Händen hielt. Ich würde sie nie mehr mögen können, das spürte ich jetzt.

Auch das Personal, das mir die Schuld an Rosarios Benehmen gab, hatte schon längst aufgehört, ihr gut zuzureden und begann zu

kommandieren, und Rosario folgte, ließ sich beschimpfen, tat ihr Bestes, und als sie es nicht schaffte, zog man ihr das Kind mit Gewalt aus dem Leib.

Meine Tochter kam, und ich stand da, mit dem Kind auf der Brust. Und mit diesem zaghaft atmenden Kind veränderte sich die Geschichte. Sie war relativ still und sah sich aufmerksam um. Mein Sichtfeld verschwamm, und ich fühlte sie auf meiner Brust. Eine Weile stand ich in einer Euphorie da, aus der ich erst erwachte, als ich merkte, dass mir eine Frau vom Personal gegenüber stand und ebenfalls weinte. Schwer zu sagen, warum. Da gab ich meine Tochter Rosario. Sie war erschöpft, ließ sie auf ihrer Brust liegen, aber das war nicht alles. Als unsere Tochter da war, wurde offensichtlich, dass Rosario sie nicht wollte. Vielleicht nicht mehr.

Sie beschwerte sich anfangs über jede Handreichung. Als das Kind einige Stunden später ins Zimmer kam, wollte sie es nicht stillen. Daran war auch ich schuld. Ich hatte es begleitet, gehalten, in Besitz genommen. Ich fütterte meine Tochter, wusch sie, wechselte die Windeln und trug sie nachts, wenn sie jammerte, im Wohnzimmer auf und ab, bis sie einschlief.

Das ging zwei Wochen so, dann musste ich wieder arbeiten. Als ich von einem Termin heim kam, lag das Kind weinend auf der Couch und Rosario saß am Tisch und las ein Buch.

„Hörst du nicht, dass sie schreit?“ fragte ich, nahm das Kind, zog die Hose hinab, machte die Windeln auf. Sie waren voll Kot.

„Nicht jeder, der schreit, hat Recht“, sagte Rosario.

Ich wechselte die Windeln, stellte Wasser auf. Ich sagte keinen Ton mehr, obwohl ich wusste, dass mein trotziges Schweigen die Situation verschlimmern würde. Oder genauer gesagt: Ich hoffte, dass Rosario mich verlassen würde. Nur: Wo wollte sie hingehen?

Sie saß eine Weile da. Dann sagte sie: „Ich gehe jetzt. Frage mich nicht, wann ich wiederkomme.“

Ich überlegte mir, was tun. Zurück nach Europa, zu meinen Eltern? Oder das Kind zur Adoption freigeben? Oder jemanden finden, der auf es aufpasste während meiner Termine. Oder es mitnehmen? Diese ganzen Gedanken scheiterten daran, dass wir nicht verheiratet waren und das Kind Rosario gehörte.

Einmal fragte sie mich: „Weißt du, warum ich dich nicht geheiratet habe, sobald ich wusste, dass ich schwanger bin? Nur, damit du nie glaubst, du kannst mir das Kind wegnehmen.“

„Das scheint jetzt anders zu sein.“

„Was meinst du?“

„Manchmal denke ich, es ist dir lästig.“

„Spinnst du? Ich liebe meine Kind. Und das erzähle ich jedem, den ich treffe. Nur wenn von dir die Rede ist, schlage ich die Augen nieder. Und die Menschen haben dann einen Blick, der könnte töten. Und das nicht mich. Die Nachbarn wissen alles, und wenn du einen Fehler machst, sind die da und dann weißt du, wo du endest.“

„Ja, wo?“

Sie wandte den Kopf und ich stand auf.

„Wo gehst du hin?“

„Ins Kino.“

„Ich bin der Meinung, ein Vater sollte sich auch um sein Kind kümmern. Ich habe sie den ganzen Tag am Hals, während du dich im Büro vergnügst. Glaubst du nicht, das ist genug?“

Um auf die Kleine anpassen zu können, sagte ich immer wieder einmal einen Termin ab. Ich hatte meine Arbeit in den letzten Monaten gut gemacht und war zum Kulturchef befördert worden. Ich verdiente weit mehr als zuvor, verheimlichte das aber gegenüber Rosario. Ich sagte mir, es sei wegen des Kindes, wegen dessen Zukunft, dass ich etwas zur Seite legte. Tatsächlich aber hatte ich süße Gedanken an Flucht und einen Neustart irgendwo anders. Meine neuen Aufgaben forderten aber auch, dass ich später nach Hause kam. Einmal war das gegen acht Uhr abends, und als ich die Tür öffnete, fand ich das Kind verzweifelt schreiend und allein in der Wohnung. Rosario war ausgegangen, pünktlich um sechs, wie verabredet. Ich hätte um sechs da sein müssen, hatte versucht anzurufen, aber es war da keine Antwort gewesen. Sie hatte ihren Teil des Pakts eingehalten, wie sie nachher zur Erklärung gab. Ich war es, der ihn gebrochen hatte. Geschafft von meiner Arbeit und den Nächten, in denen das Kind aufwachte, ging mir sein Schreien durch und durch. Ich war müde, reizbar und fassungslos. Da lag das Kind und brüllte. Ich hätte es am liebsten erwürgt, stattdessen, vor Frustration weinend, wusch ich es, stellte Wasser auf bereitete die Milch zu, trug es an der Brust

durch die Wohnung klopfte ihm sanft auf den Rücken, und als es dann still war und den Kopf an meinen Hals geschmiegt schlief, implodierte diese Frustration und machte dem Gefühl unermesslicher Liebe Platz.

Nachts wurde ich durch ein Rütteln geweckt. Es dauerte eine Weile, bis ich aufgewacht war und lauschte nach dem Kind, ob es gerufen hatte. Es war jedoch Rosario, die mir um zwei Uhr morgens flüsternd Vorhaltungen machte. Es sei das letzte Mal gewesen, dass sie sich von meinen Launen unterdrücken lassen würde.

Ich blieb diese Nacht im Wohnzimmer, mit dem schlafenden Kind auf dem Schoss. Bald wurde es Tag, ich rührte mich und das Kind wimmerte. Ich fütterte es, wechselte die Windeln, legte es in die Krippe, deckte es zu. Und kaum schlief es wieder ein und ich hatte die Wohnungstür geschlossen, war die Wut und die Frustration wieder da, half schlafend auf der Autobahn zur Arbeit zu rollen, den Kaffeebecher im Schoss, das Gesicht in die optimistische Grimasse legend, die mein Job verlangte. Ich glitt in meinem alten Ford auf dem Freeway durch die Hollywood Hills hindurch und sah die Lettern hoch oben auf dem braunen Fels stehen und das Wort Traumfabrik kam mir in den Sinn.

Wollte Rosario einen Babysitter? Nein. Das Kind weggeben? Ob ich verrückt sei? Arbeiten? Ja, im Prinzip ja, sie suche je Arbeit. Eines Tages kam ich von der Arbeit nach Hause und mein Schlüssel passte nicht mehr. Ich klopfte.

„Du weißt, was das heißt“, sagte Rosario dumpf hinter dem Holz. Es war bereits Donnerstag, die Arbeit im Büro war leicht gewesen, und ich hatte in der Mittagspause auf einer Couch dösen können. Auf der Heimfahrt hatte ich mich darauf gefreut, mit dem Kind im Tragsack einen Spaziergang zu machen. Jetzt, fühlte ich, begann der Alptraum der verschlossenen Tür wieder. Es überrascht mich heute noch, wie schnell damals der Hass hoch schoss und zugleich die Angst um die Tochter. Und gerade in diesem Moment, vielleicht, weil ich noch keinen Ton gesagt hatte, auf Rosarios Bemerkung noch gar nicht geantwortet hatte, schrie sie auf, gequält. Unter einem Schmerz. Ich verlor die Kontrolle, hätte die Tür am Liebsten eingetreten, benutzte aber den Impuls, um ins Erdgeschoss zu laufen, und den Hausmeister heraus zu klingeln und ihn zu bitten, die Tür aufzusperren.

Er war nicht da. Ich lief auf die Straße, zum Café am Eck, telefonierte der Polizei, erklärte ihr die Lage. Zwei Beamte kamen einige Minuten später, eigentlich sehr rasch, und klopfen an die Tür. Kein Laut. „Sie scheint nicht mehr da zu sein“, sagte einer von ihnen. Er war ein dunkelhäutiger Mexikaner und der Gedanke schoss mir durch den Kopf, dass er Rosario womöglich an den Mann erinnern würde, der sie in der Wüste vergewaltigt hatte. Der andere war ein Afroamerikaner mit grauen Locken und einem kühlen Gesichtsausdruck, der auch nicht sehr anheimelnd wirkte.

„Wahrscheinlich hat sie, als Sie weg waren, die Wohnung verlassen. Sie hat doch Familie, oder?“ fragte der zweite Polizist.

„Nein“, sagte ich, „und sie ist da. Ich kenne sie.“

„Aber dann würde sie sich melden, oder das Kind würde noch schreien“, sagte der Mann, an dessen Brusttasche WILSON stand.

„Nun gut, Mr. Mayr“, sagte sein Kollege, der RAMIREZ hieß. „ich rate Ihnen, zu warten, bis der Hausmeister kommt. Lassen Sie ihn aufsperrn, holen Sie Ihre Sachen, und alles Weitere können Sie ja gerichtlich regeln. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen: Ich meine, so eine Situation entsteht ja nicht ohne eigene Schuld. Vielleicht haben Sie diese Schwierigkeiten mit Ihrer Frau, weil Sie durch Ihr Verhalten zu ihrem Stress beitragen. Gehen Sie in ein Hotel, schlafen Sie sich aus. Vergessen Sie nicht, sie ist die Mutter. Sie weiß wahrscheinlich besser als Sie, wie man auf ein Kind aufpasst.“

Dazu lächelte er, und auch WILSON lächelte kurz und rollte mit den Augen.

Ich war baff. Er ging, sein Kollege auch, und als handle es sich um einen Joke zwischen den beiden, stieß WILSON RAMIREZ die Faust gegen die Schulter.

Als sie weg waren, schrie das Kind hinter der Tür auf, voll Schmerz, und begann zu weinen.

„Rosario“, sagte ich leise und voll Mordlust. „Ich gehe jetzt. Bis morgen musst du weg sein. Mit oder ohne Kind. Verschwinde, oder ich bringe dich um.“

Ich hatte etwas Geld bei mir, ging ins Kino, dann in ein Hotel. Ich schlief eigentlich relativ gut im Bewusstsein, dass eine Entscheidung getroffen worden war. Am nächsten Morgen ging ich zur Arbeit wie üblich. Ich wurde an dem Tag sogar für ein neues Blattkonzept, das ich wesentlich mitgestaltet hatte, vorgestellt und in dem Rahmen zog mich auch mein Chef zur Seite und lobte meine Effizienz in dem neuen Job, der je zahlreiche Verwaltungsaufgaben beinhaltete. Die Mitarbeiterin, mit der ich das Blattkonzept erstellt hatte, war eine untersetzte Blondine, die dauernd Kaugummi kaute und gern Westerntanz machte, 23 Jahre jung und hübsch, mit lustigen Augen. Ich spürte diese innerliche Absetzbewegung wieder, stellte mich mir als Einsamen, Unabhängigen vor. Ich war mir sicherer denn je, dass meine Vorstellung, mit meinem Kind allein zu leben und es aufzuziehen, sich bald bewahrheiten würde. Rosario hatte anscheinend eine neue Bekanntschaft gemacht, ein neuer Mann, mit dem sie dauernd am Telefon sprach. Vielleicht würde sie mir das Kind überlassen? Ein anderes Bild, das ich hatte, war Rosario in einer Ambulanz, die sie in die geschlossene Anstalt brachte. Und danach ein Strandspaziergang mit Heidi, der neuen Mitarbeiterin, die mich dafür bewunderte, wie ich mit dem Kind umgehen konnte.

Ich aß in einem Restaurant zu Abend. Danach beschloss ich, Najet zu besuchen. Sie war zu Hause, saß mit einem Mann auf dem Sofa, von dem deutlich wurde, dass er hier lebte, ein Senegalese, der mich sehr freundlich und

zuvorkommend behandelte. Ich erzählte Najet, dass ich bald nach Europa zurückkehren würde, sonst nichts, sie wusste nicht, dass ich Vater war. Sie gratulierte mir zu meinem neuen Job, denn davon hatte sie aus dem Magazin selbst erfahren, das sie mitunter las. Wir unterhielten uns zum Schluss zu dritt über Baseball, was ziemlich absurd war, weil wir alle in Ländern aufgewachsen waren, wo diese Sportart nicht ausgeübt wurde und man deshalb davon auch nicht allzu viel verstand.

Danach fuhr ich nach Hause, auf der überfüllten Autobahn langsam im Rechtsbogen um Downtown herum, und als ich in die vertrauten Straßen kam, verließ mich meine Sicherheit. Ich spürte ein Würgen im Hals im Gedanken daran, wenn Rosario noch da sein sollte, sie umbringen zu müssen. Ich parkte den Wagen vor dem Haus, ging durch die Gebäudetür und setzte mich in der Eingangshalle auf die Couch. Schwer atmend. Dann stand ich auf und schaute ins Postfach. Es war leer.

Schließlich stieg ich mit einer unerklärlichen Erregung, Wut, Angst und Hoffnung zu meiner Wohnung hoch, in den ersten Stock. Ich bereitete mich auf einen Kampf vor und hatte keine Waffe bei mir. Die Tür war angelehnt, im Wohnzimmer war Blut, mein Kind lag mit abgetrenntem Kopf auf dem Tisch, eine blutige Rasierklinge daneben. Ich sah Rosario. Sie saß lächelnd auf der Couch. „Wie du siehst“, sagte sie, „bin ich immer noch da.“

„Woran denkst du?“

Wir lagen in Polen in einem Hotelzimmer auf dem Bett. Es war fünf Uhr morgens. Ich musste bald fahren, denn am Nachmittag würde in Frankfurt am Main das Flugzeug abheben und über London direkt nach Los Angeles fliegen.

„An nichts.“

„Du wolltest mir von Deiner Fernsehproduzentin erzählen, Rosario. Wie ihr euch kennen gelernt habt und du ihr gesagt hast, dass du sie liebst.“

„Das ist eine lange Geschichte.“

„Was ist aus euch geworden? Ihr seid nicht mehr zusammen?“

„Nein, es hat nicht lange gedauert.“

„Wie lange?“

„Ein Jahr. Es war eine Zeit damals, als ich in meinem Beruf vorangekommen bin. Die Arbeitsjahre in Los Angeles waren wichtig, viele Kontakte bestehen noch bis heute. Aber ich bin dann doch noch einmal nach Berlin gegangen und habe mehrmals den Arbeitgeber gewechselt und so etwas Rechtes ist aus mir noch nicht geworden. Wird es vielleicht auch nicht mehr.“

„Habt ihr heute noch Kontakt?“

„Nein. Haben wir nicht mehr. Ich spreche manchmal mit Najet am Telefon. Sie ist seit Jahren für die UNO mal in Paris, mal in ihrer Heimat, worüber ich auch schon öfter geschrieben habe. Mit ihrem Mann, Senegalese, der ebenfalls für eine Hilfsorganisation arbeitet. Nette Leute. Sie haben drei Kinder.“

„Und was ist aus Rosario geworden?“

„Ich glaube, sie wartet immer noch darauf, es im Fernsehen zu schaffen. Das Projekt, das wir

damals verfolgt haben, war ein Flop. Aber einige Shows wurden gesendet.“

„Du sagst, du hast sie geliebt.“

„Nein. Es war eine dieser Mediengeschichten. Man sagt in dieser künstlichen Welt so vieles, das gilt auch für die Beziehungen zwischen den Menschen. Nachdem es mit unserer Show nichts wurde, habe ich sie aus den Augen verloren.“

DER BOYFRIEND

Tango argentino

Es gibt in unserer Stadt zwei Tanzschulen. Eine liegt an der Autobahn, und die andere in der Stadt, dort wo ich wohne. Mitunter kriege ich einen Anruf von der Tanzschule in der Stadt, ob ich an dem oder jenem Abend frei bin. Es wäre da eine Dame ohne Tänzer, und dieser Tänzer bin dann ich. Man könnte sogar sagen: Sobald sich eine Frau als

Single zum Tanzkurs anmeldet, geht im Kopf der Vortänzerin dieser Tanzschule eine Lampe an, auf der mein Name steht. Darauf liest man dann so etwas wie: Single, hat immer Zeit. Oder: Passabler Tänzer, mag es, wenn es nichts kostet. Ja, hallo, Herr Mayr, hätten Sie am Dienstagabend Zeit? Es hat sich eine Dame angemeldet und Sie wissen ja ...“

Es gibt zwei solcher Männer. Der andere ist schon im Ruhestand, ein untersetzter Herr im Anzug, rückwärts gegeltem Haar, Brillen und Bauch, der weit besser tanzt als ich. Die Damen kennen ihn meist, und wenn sie das nicht tun, dann lernen sie ihn kennen. Er kann führen. Er ist da sehr entschieden, und je klarer seine Anweisungen befolgt werden, desto stärker grinst er auch. Er hat immer so ein Lächeln auf den Lippen, wenn er sich an mir vorbei schiebt, obwohl er mit mir noch kein Wort gewechselt hat. Ich merke nur, dass er an den Tagen, an denen er die ältere Tanzpartnerin abgekriegt hat, verstimmt wirkt. Und hat er die Junge und ich die Alte, strahlt er manchmal über das ganze, abgefeimte Gesicht, der Dreckskerl ...

Irgendwie cool, diese Tanzschulen. Wenn man daran vorbei geht, schimmern Lichter in allen Farben, ein Hauch von Prostitution. Die Innenausstattung der Tanzsäle ist dann ein krauses Durcheinander von Accessoires, die nie schön und zu keiner Zeit angesagt waren, aber es gab in jedem Zeitalter einen, der eine falsche Geschmacks-entscheidung getroffen hat, und jetzt pappt da Zeugs an der Wand, das für den ersten Abend mit einer Dame ein gutes Gesprächsthema

abgibt. Gemeinsam über etwas ablästern, das ist der Beginn jeder Tanzkursliebe.

Hier ist man Dame und Herr. Gerade ältere Semester ziehen sich entsprechend an. Ein schönes Hemd, eine schicke Hose, elegantes Schuhwerk. Wahrscheinlich gibt es keine Frau, die sich für Tanzen interessiert und dabei keinen Wert auf schöne Schuhe legt. Man hat sogar den Eindruck, dass hier Schuhe ausgeführt werden. Es sind einsame Frauen, die mit ihren Schuhen sprechen: Schau, Hasi, das hier ist jetzt also die Tanzschule. Wenn ich an das weiche Leder von Schuhen denke, und wie zart so was poliert werden kann, wenn ein Mensch es auf schöne Schuhe angelegt hat, durchfährt mich ein Schauer der Erregung, he he ... da fällt mir ein, dass der Kosenamen für solche Frauen „Gucci-Täschle“ ist. Frauen mit seidiger Haut und schönen Schuhen.

Ich habe den Namen der ersten Dame vergessen, die ich durch einige Tanzstunden begleiten durfte, und ich glaube, wir haben in unseren Gesprächen zwischen den ewig gleichen Musikstücken keine wichtigen Themen gewälzt. Woran ich mich aber erinnern kann, sind die Schritte, die wir gemeinsam gemacht haben, und das bleibt. Den weichen Widerstand, den es im Körper bei Richtungsänderungen eines Tanzpaares gibt, ein ungemein feinfühliges Zusammenspiel von Muskeln, Sehnen, Gelenken, Knochen, und irgendwo gibt es ein Gehirn, das das alles kontrolliert, und wie. Wenn Bükratien schlau wären, würden sie bei Polizeiverhören einfach einen Tanzkurs veranstalten, bei dem

Vernehmungsbeamte mit Delinquenten tanzen müssen. Man erfährt dabei in einer Stunde mehr über eine Person als nach zehn Jahren Psychoanalyse.

In der ersten Stunde war da mit Sabine – jetzt weiß ich es wieder - so ein gegenseitiges Einspielen, das sie einfühlsam und mit Geduld und Nachsicht übte. So kann nur eine Krankenschwester tanzen, und das war sie auch, mit dunklen Ringen unter den Augen von Nachtdiensten und Dokumentationsstress, aber immer noch mit der sanften Begabung, die manche Menschen zu diesem Beruf hinzieht. In der zweiten Stunde dann genoss Sabine es richtig, in meinen Armen zu liegen und von mir geführt zu werden.

Führung – wie habe ich das Führen immer schon gehasst! Ich kann alles, nur nicht Führen. Ich kann es nicht – und ich will es nicht! Ich sage Menschen äußerst ungern, wo es hingehen soll. Das beginnt schon bei Zweijährigen. Ich gehöre zu den Menschen, die einem Zweijährigen, der an einer geladenen Schusswaffe herum fummelt, sagen würden: Gut, du musst wissen, was du tust. Du bist immerhin schon – zwei Jahre alt. In der Tanzschule aber führe ich, indem ich einfach so tanze, wie ich will. Und in der Tanzschule, dieser Ausgeburt des 19. Jahrhunderts, wo die Dame noch Dame und der Herr noch Herr ist, ist das auch o.k. Da verbeißen sich emanzipierte Frauen, die im Beruf ihren Mann stehen, jede Anmerkung, und führen lammfromm aus, was ihr Meister vorgegeben hat. Das ist so komisch!

Egon, mein Konkurrent hier, der früher mal Schuhverkäufer bei Karstadt war, wo er einmal gesagt haben soll, er sei Gentleman, aber er duelliere sich nicht. Bitte! Wenn einer ein wahrer Edelman ist und jemand verletzt seine Ehre, dann muss er einen doch fordern, oder nicht? Da wirft man dem anderen seinen Schuh ins Gesicht, und der muss den dann putzen ... Egon also, der bessere Tänzer, führt gern. Vielleicht ist es so, dass Männer, die nichts zu sagen haben und im Geschäft tagaus tagein katzbuckeln müssen nur damit irgendeine Kundin dann doch mit einem der zahlreichen Paare abzieht, die sie beim Anprobieren über den ganzen Laden verteilt hat, dass diese Männer dann gerne abends zeigen, dass sie Edelleute sind, Großgrundbesitzer des Gefühls, Herrscher der Selbstbeherrschung beim Setzen ihrer Schritte und Despoten auch in Bezug auf die Körper, die ihnen am Arm hängen. Mir als Schreibtischtäter sind dergleichen Gedanken fern. Ich habe den ganzen Tag freie Bahn, wenn ich meine Geschichten verfasse. Wozu sollte ich dann am Abend erschöpfte Frauen triezen? Kann ich nicht. Will ich auch nicht.

Noch was Schönes an Tanzschulen: Das Duzen. Auch wenn dort ein 17jähriger mit einer 74jährigen tanzt, nennt er sie doch, „Du, Margarethe, was war denn das jetzt? Das geht so!“ Und in diesem von farbigem Licht schillernden, von Musik durchwaberten Milieu der Halbprostitution, in dem 74jährige Frauen schlank sind, Röcke und hochhackige Schuhe tragen und sich viel zu stark parfümieren, hat der 17jährige mit seinen guten Muskeln und dem flachen Bauch auch Recht.

Denn er ist schöner, und wer schön ist, darf regieren. Hier gelten andere Gesetze, und sie sind alle in der zweiten Person Singular abgefasst.

Zurück zu Sabine. In der zweiten Stunde sagte der weiche Widerstand in ihren Gliedern, dass ein Miteinander klappen würde. Klappen könnte. Sie ließ sich in meinen Arm sinken. Sie lehnte sich an meine Brust. Sie sah mir in die Augen und es war da eine Frage, die man auch unbekleidet und unter Benutzung der in solchen Situationen vorgesehenen Körperteile klären hätte können. Aber es geht auch so dezent, wie das eigentlich nur beim Tanzkurs geht, in dieser Anonymität, in der man keine Adressen austauscht. Die Frage: Liebst du mich? Und wenn nicht, vielleicht doch ein wenig? Und wenn auch dann nicht, dann verabschiedet man sich ganz leicht vom anderen. Denn hier auf der Tanzfläche ist jeder nur dazu da, dem anderen als Folie zu dienen, als Abziehbild einer Zweisamkeit, die wahrscheinlich im wirklichen Leben viel komplizierter wäre. Es sind Ehen, die nur so lange dauern, wie sie schön sind: Drei, vier Minuten. Oder auch länger, wenn es gut geht. Aber das geht es nur selten.

Dann kam die dritte Stunde, in der Sabine beim Tanzen relativ häufig patzte. Schon beim Eintreten in den Tanzsaal bemerkte ich ihre tief liegenden, dunklen Augen. Sie erklärte es mit Nachtdiensten und Müdigkeit, aber es war da eine Traurigkeit, die daraus entstand, dass sie spürte, dass zwischen uns nichts werden würde. Ich nehme das an. Ich spürte es, oder besser gesagt: Ich wusste es. Zu einer vierten Stunde ist es nicht gekommen. Es war eine dieser subtilen Sachen, wie das nur

Frauen kennen. Aber auch Männer spüren es. Wissen aber nicht, wodurch es zustande kommt. Was es bedeutet. Hat man etwas gesagt, das diese Enttäuschung bewirkt hat? Oder sitzt zu Hause einer, der ungeliebt war, weshalb man zum Tanzkurs ging, und jetzt hat man wieder erlebt, wie die Säfte fließen können, und liebt ihn doch und sagt sich: Heute bin ich das letzte Mal beim Tanzkurs. Was soll ich hier mit Leuten wie Matti herum hopsen, wenn ich doch zu Hause einen richtigen Mann habe? So einer wie dieser Schriftsteller eignet sich doch höchstens als Boyfriend, das ist doch kein echter Kerl wie der strunzblöde Fettwanst bei mir daheim ... diese Beschreibung ist mir jetzt herausgerutscht, ich meinte natürlich, diese prächtige gestandene Mannsbild von Glatzkopf Bierbauch Grilltyp, den so eine Sabine im Alter von Mitte Vierzig wahrscheinlich zu Hause hat.

Oder lag es doch an meinem schlechten Ruf als Eintänzer? Vielleicht hatte sie erfahren, wer ich war oder wie ich war oder hatte etwas gehört von irgendwelchen Bekannten – ja, der besamt das ganze Stadtviertel, was soll das? - oder vermutete dieses oder jenes oder zog irgendwelche Konsequenzen. Vielleicht hatte es aber weder mit mir noch mit ihrem Liebsten zu tun, sondern war ein Entschluss oder eine Erfahrung, die zwischen ihr und jedem anderen Menschen stand, der die Gefühle der zweiten Stunde in ihr auslösen konnte. Vielleicht sollte man sagen, sie hatte einen Entschluss gefasst und diese Traurigkeit war das Resultat, dass sie sich dergleichen Entschlüsse zumutete. Sie hatte diese Art, mit sich

umzugehen, wahrscheinlich aufgrund irgendwelcher Verletzungen, oder weil sie immer schon so war. What shall's, wie das manche sagen.

Das ist so interessant! Man hat gar nichts miteinander erlebt außer diese stupiden Schritte. Aber es passiert dabei unwahrscheinlich viel. Es ist fast, als wäre man gemeinsam im Urlaub gewesen, hätte diesen Ablauf von Tag und Nacht, von Intimität und Indifferenz, von Trunkenheit und Klarheit, von Ungeduld und Ruhe, von Geben und Nehmen, erlebt, und endlos gesprochen, über sich und den anderen, und erfahren, wie der ist, wie der tickt, was er will, was er nicht will. Es ist, als hätte man das schon miteinander durch, und hat eigentlich nur den Duft des anderen in der Nase. Wie das eben ist, wenn man so eng aneinander steht. Man riecht ihn, man riecht die Seife, die er verwendet, Parfüm, Haarwasser, und darunter riecht man ihn selbst. Das geht nicht aus einer Distanz von zwei Metern, wohl aber, wenn man auf Tuchfühlung geht. Man riecht sein Haar, seine Gesichtshaut. Wenn er spricht oder lächelt oder schweigt und eine Miene zieht oder stöhnt oder seufzt, ist man aus nächster Nähe dabei und hat ein fast existentielles Erlebnis, als wäre man selbst reduziert auf Fleisch und Haut, und der andere auch, und was immer er sonst mit Gestik und Mimik und Kleidung beabsichtigt, das wird jetzt als Pose durchschaut.

All das gilt umso mehr, als man die Hand auf dem Rücken des anderen hat. Man spürt durch das Hemd die Haut, und unter der Haut Bindegewebe und Knochen und Muskeln, wie sich das

zusammenzieht und entspannt. Man hält seine Hand, seine Finger, die sich anschmiegen können, schlaff sein oder steif, etwas mitteilen oder schweigen. Und wenn man sich dreht, dann wird der andere zum Gefährten. Man hat den anderen wie einen Lenker in der Hand, anstatt aber auf einem Fahrrad oder Moped zu sitzen, bewegt man das Moped durch den Saal, und es ist etwas Lebendiges, vielleicht eher wie ein Reh, oder ein Computer, der so hoch kompliziert und anpassungsfähig ist, dass man mit einer Handbewegung einmal eine Atombombe entschärfen und ein anderes Mal ein Gefühl von Zärtlichkeit auslösen kann. Die Erfahrung des anderen, von einem geführt zu werden, trifft mit der Erfahrung des Führens zusammen, und daraus ergeben sich mehr und mehr Konsequenzen, sodass man irgendeinmal das Gefühl gegenseitigen Studierens und aufeinander Eingehens hat und bald gar nicht mehr weiß: Wer zähmt jetzt wen? Wer erzieht wen? Ist das jetzt Liebe oder Hass oder wirklich nur das Erlernen irgendwelcher Tanzschritte?

An dieser Stelle möchte ich auf Diana zu sprechen kommen. Es war das vielleicht keine gute Zeit. Heute erkenne ich mich selbst in dieser Phase nicht recht wieder. Später hat sie mir einmal aus der Distanz gesagt, ich hätte irgendwie merkwürdig gewirkt, sehr „abgehoben“. Sie hätte mich für arrogant gehalten, aber dann beim zweiten Mal hatte sie etwas gespürt, und zwar, dass ich ihr sympathisch war. Sie konnte nicht genau sagen, was es war. Ich glaube, sie hatte gespürt, dass ich bedürftig war, dass ich den

Tunnelblick hatte. Denn tatsächlich war Diana nicht unbedingt geeignet, mir über meine Midlifecrisis hinweg zu helfen, die mich voll im Griff hatte. Was ist das, eine Midlifecrisis? Ein blödes englisches Wort schon mal. Aber auch jener Zustand in der Mitte des Lebens, von dem Dante geschrieben hat: Wenn ein Wurm dort ankommt, hat er so viele Falten, dass er sich freiwillig in der Mitte durchschneidet in der Hoffnung, es wachsen auf beiden Seiten jüngere Stummel nach. Oder so ähnlich.

Über Jule möchte ich hier nicht viel sagen. Aber freilich ist mir auch klar, dass alles, was ich hier als Midlife-Crisis beschreibe, Post-Jule ist. Die Begegnung eines Mittvierzigers mit einer Dreißigjährigen, von der kein Mensch schreiben kann, sie sei schon etwas „trocken“ geworden. Nein, Jule stand im Saft. Aber wie. Sie war eine rastlose Person, die gerne reiste und hatte ein Wohnmobil, in dem wir Liebe machten und wenn sie da auf mir hockte und in mich reinballerte, schaukelte nicht nur der ganze Wagen, sondern es wurde alles so angenehm und weich und duftend, dass man denken könnte, es wären Drogen im Spiel. Saftig und fruchtbar war die Gute. Ich aber erkannte, dass ich nun in einem Stadium war, in dem man weder noch ist. Man sieht nicht nur älter aus, man ist auch etwas trocken und etwas weniger potent geworden. Nun gut, nicht so, dass es gleich auffallen würde. Aber immerhin doch. Es sind die Lebensfreuden, die nachlassen. Wo man früher aus der Fülle der Empfindungen kaum Luft holen konnte, freute man sich jetzt ein bisschen. Wo es einmal so war,

dass man drei Nächte hintereinander durchgemacht hatte, jammerte man jetzt schon, wenn man „nur“ sechs Stunden geschlafen hatte. Dass all das mit dem Altern zu tun hat, war mir schon klar. Aber als mir Jule so wie Boris Becker dann die SMS schickte, in der stand: „Es ist aus“, war da ein großer innerer Aufschrei vergleichbar mit dem Gefühl der Männer auf der Titanic, als die Frauen im letzten Rettungsboot weggefahren waren. Ich schrieb also zurück: „Auch okay“. Meinte es aber nicht so. Ich wusste, warum sie Schluss machte. Weil ich alt wurde. Alt geworden war. Weil es andere Männer gab, die besser aussahen, klüger waren und hoffnungsvoller. Männer, die ihr Leben noch vor sich hatten. Wenn es aber nach Jule ging, dann war mein Leben schon vorbei. Man muss es erlebt haben um zu wissen, was es bedeutet. Wie sehr es einen prägt, wenn ein anderer Schluss macht, weil er keine Hoffnung mehr für einen hat. Wenn ich mir heute überlege, wie ich darüber dachte, bin ich überrascht und frage mich, wie kann eine schmale, mittelgroße Frau um die Dreißig mit einer relativ großen Nase, hübschen Brüsten und Storchenbeinen so sehr Besitz von einem ergreifen? Ich dachte beständig an sie, obwohl ihr hervorstechendstes Merkmal das war, generell nur über sich zu sprechen, und das im klagenden Ton. Später, als ich längst über sie hinweg war, hat sie mich noch einige Male besucht und wir gingen in ein Cafe und redeten miteinander und während sie sich ausschüttete über diese und jene Intrige und von ihren Feinden erzählten, die sie ins Visier genommen hatten, die sie piesackten und nicht

mehr los ließen und immer neue Attacken gegen sie führten, und wie sie davon krank wurde und nicht mehr könne und was auch alles, und dabei ihre fanatischen Augen auf mich heftete wie damals, als wir noch ein Liebespaar waren, dachte ich: Wie kannst du jemals etwas für diese Person empfunden haben? War der Sex wirklich so gut? Ja, war er. Wenn ich denke, wie rot ihr Kopf dabei wurde. Sie war so verbissen bei der Sache wie jetzt, wenn sie von ihren Feinden berichtet, alles dabei auflistet, immer wieder darüber sprechen kann. Genauso war ihr Fanatismus, wenn darum ging, es sich besorgen zu lassen. Keine Zärtlichkeiten, nur diese herrliche Verbohrtheit ...

Und doch hat sie mich abgeschossen wie einer, der nicht Auto fahren kann, in das Auto eines anderen fährt, und der ist dann tot. Oder fast so. So empfand ich es zumindest anfangs. Es war eine Liebesgeschichte, wie man das nennt. Vielleicht sollte man andere Wörter dafür erfinden wie Horrorfilm, aber das Wort ist schon erfunden. Eine Sache, wo man miteinander zu schlafen anfängt, und man kann nicht genau sagen, warum, außer, dass es was Hormonelles sein muss. Und dann hört die Sache irgendwie unangenehm auf. In unserem Fall war es so, dass sie dann eine SMS schickte mit der Nachricht, dass Schluss ist. In diesem Augenblick wusste ich: He, das war gar keine BUMSMAUS, mit der du ein paar schöne Tage verbracht hast, das war eine große Liebe. Wahrscheinlich ist das Handy dafür erfunden worden, banale Begegnungen mythologisch zu überhöhen. Denn der Kontrast

zwischen jedem Zusammensein und diesem mechanischen Ende wird immer groß sein. Dadurch erreicht man eine angenehme Fallhöhe. Nur dann, wenn man auch zu Ende gesimst hat, war man wirklich verliebt.

Ich finde das nicht schlecht, kurz, kühl und in sicherer Entfernung vom anderen Schluss machen zu können. Danke Telekom, Ou Too und Konsorten. Was früher in Mord und Totschlag münden musste, wird jetzt maximal zum kaputten Handy. Oder zum Upload ins Internet, wo man alle Liebesbotschaften, die man gespeichert hat, bei Twitter los wird. Heutzutage macht keiner mehr außerhalb des Handys Schluss. Wo früher das Faustrecht herrschte, regiert heute der Daumen, der Buchstaben eintippt. Under your thumb war man im Englischen ja früher, und über den Daumen peilte man auch im Deutschen. Fröhliche Zukünfte, die da ersehnt werden, wenn man Liebhaber erst mal los geworden ist.

Diana - der Name ist ungewöhnlich für eine Frau in ihrem Alter, das ich grob als Sechzig angeben würde. Das ist jetzt vielleicht ein bisschen gemein, denn sie sieht nicht aus wie Sechzig. Sie hat, wie man sagt, überhaupt kein Alter. Und nun, da ich Diana kennen gelernt habe, verstehe ich erst, was mit dieser Phrase gemeint ist. Es gibt Frauen, die setzen sich über alles hinweg. Manchmal kommen sie damit durch, manchmal nicht. Und der Alterungsprozess, von dem gewöhnliche Sterbliche vermuten, dass sie ihm ebenso unterworfen sein könnten wie andere, an denen sie Alterungsvorgänge beobachten, gehört zu den Dingen, die für eine Diana nicht existieren. Das ist

von ihr gar nicht böse gemeint, sondern ist eben so. Sie war nie zwanzig, nie vierzig und ist nun auch nicht sechzig. Sie war eben immer, die sie war und heute noch ist und wird auch morgen immer sie selbst sein. Ihr Tod ist nur als Verlassen eines Raums denkbar und Wiederauftauchen in einem anderen Raum, in dem sie wieder Diana sein wird, die Alterslose, die Ewige. Hat immer schon gut ausgesehen, sieht auch noch gut aus für ihr Alter. (Auweia, wenn es bloß so wäre. Sie hatte wirklich sehr viel von Jule, außer deren jugendlichen Charme, denke ich.).

Als ich in die Tanzschule kam, lehnte da eine Orientierungslose, sehr blass, sehr schmal, mit einem eleganten Hemd und ich fragte: „Ist das hier der Tangokurs?“ Sie zuckte mit den Achseln. Als ich die Vortänzerin begrüßte und die mich angrinste, flitzte ihr Blick gleich auf die Orientierungslose hin und ich wusste Bescheid. Das also ist sie, eine Sechzigjährige. Sieht aber gut aus.

„Hallo, ich bin der Matti“, sagte ich, und sie stellte sich vor mit „Diana.“

Wir hörten zu, was uns die Vortänzerin sagte und probierten. Fünf Minuten später fragte sie mich: „Wie heißt du, hast du gesagt?“

„Matti.“

„Ah, gut.“

Immer alles sehr schnell bei ihr. Wenn ihr ein Schritt gezeigt wurde, konnte sie ihn gleich. Wahrscheinlich schon öfters bei Anfängertanzkursen gewesen, um dort Männer kennen zu lernen. Tanzte sie ihn aber länger, machte sie Fehler, vor allem, wenn sie auf meine

Führung hören sollte. Das nun, weil sie nicht gern folgte. Wenn man ihr eine Ohrfeige gegeben, sie im scharfen Kommandoton angesprochen und ihr dann einen Schlag auf eine Schulter versetzt hätte, der sie in die gewünschte Richtung katapultiert hätte, hätte sie einer Führung vielleicht nachgegeben. Ich bin mir sicher, Egon hätte ihr mit einem energischen Schnalzen seiner Schuhverkäuferlippen Respekt eingejagt. Auf sanften Fersendruck aber reagierte sie nicht. Wenn sich die Vortänzerin Zeit nahm, um einen Schritt noch einmal zu erklären, oder wenn eine zweite Platte aufgelegt wurde, die uns Gelegenheit geben sollte, den Schritt weiter zu üben, stieß Diana einen grollenden Laut aus, in dem ihre Ungeduld hörbar wurde. Sie konnte schon alles, obwohl sie es natürlich nicht konnte. Sollte ein neues Lied aufgelegt werden und verzögerte sich das Aufklingen der Musik um wenige Sekunden, murrte Diana: „Soll ich morgen noch da stehen?“

Es war in dieser ersten Stunde, in der ich mich entschloss, etwas mit ihr anzufangen. Vielleicht hatte es etwas mit Jule zu tun. Wahrscheinlich sogar. Es ist ein bisschen schwer zu erklären, was mich dazu bewegte, zu diesem „Projekt“, gewissermaßen. Ebenso schwer wie es zu erklären war, dass ich sterben wollte. Vielleicht hatte das eine ja mit dem anderen zu tun. Das Parfüm konnte es nicht sein. Es war etwas eher Scharfes Altjüngferliches. Der dicke Ring an ihrem rechten Zeigefinger war es auch nicht – was immer er bedeutete. So was wie Diana war normalerweise verheiratet und hatte zwei Söhne,

die was darstellten, und das nur, weil es sich einfach so gehörte, dass man das geschafft hatte. Einerseits war da der Busen, dieser Teil zwischen den Brüsten, der wirklich hübsch war, und ebenso die Gegend um die Schlüsselbeine. Dann gab es etwas in ihrem Lächeln, das mir gefiel. Sie hatte eine Lachgrimasse, die schrecklich war. Aber dahinter war etwas, das man mögen konnte. Dann ihr normales Gesicht, etwas Strenges, das sich Jahrzehnte lang eingeschliffen hatte, entweder durch die Zeit, in der sie einen Ehemann solange diszipliniert hatte, bis der nur mehr das Kotzen kriegte, sobald sie nur durch die Tür kam. Oder es waren junge Helferinnen in dem Betrieb, in dem sie das Regiment führte. Die kriegten, seitdem sie Diana unterstellt waren, Bauchweh und Menstruationsbeschwerden und Migräneanfälle und waren dauernd krank, weil ihr Immunsystem schlapp machte. Und das alles nur, weil ihnen Diana auf der Pelle saß, dieses böartige Virus von Chefin. Immer pünktlich, immer genau, immer gut angezogen und mit missbilligender Miene. So hatte sie es sicherlich schon über Generationen getrieben. Hoppla hopp, schnell, schnell, nicht trödeln, zack zack, und bitte kein Herumgeheule. Irgendwie gefiel mir das. Sie war eben so. Man musste sie nicht lieben. Gemocht werden war doch was für Schlappschwänze. Und wenn sie dann doch einmal heulte, dann höchstens einmal im Leben, und nur aus Wut, zum vierzigsten Dienstjubiläum, und das höchstens, weil der Chef sie getadelt hatte ... ganz verstohlen wurden dann die Augen ein bisschen feucht wie eine Fensterscheibe, die sich beschlägt. Was – sie,

dieses Monster, drückte eine Träne raus? Nein, rasch wieder weg damit, das konnte nicht sein.

So war auch Jule gewesen. Sehr schnell erregbar. Schon bei unserem ersten Treffen, während wir auf unser Essen warteten, erzählte sie etwas und schlug dabei immer wieder zur Betonung ihrer Worte mit der flachen Hand auf den Tisch. Es war die merkwürdigste Bewegung. Es knallt ziemlich laut, und der Tisch wurde davon erschüttert, was sie selbst gar nicht zu merken schien. Es war so, als würde einem eine Wespe dauernd ums Ohr sausen und einen dabei bedrohen, als wollte sie in den Hörgang schlüpfen. Bumm! Ging es und Bumm! Und dabei erklärte sie nur, was für Pfeifen ihre Kolleginnen waren und was für ein Dinosaurier der Schulrat und welches Arschloch ihre Chefin. Bumm! Bumm! Und ich fand sie zum Anbeißen süß, obwohl sie eher ein herber Typ war wie Diana. Ein regelmäßiges Gesicht, kleine, dicht umwimperte Augen. Volle Lippen, und ein zarter Körper mit schimmernder Haut.

Auch Diana war dünn, etwas Elfenhaftes, was für eine Sechzigjährige gar nicht so leicht ist. Es machte mich neugierig, herauszufinden, wie das nackt aussah. Wie es sich nackt anfühlte. Würde es erbärmlich sein oder elegant? Wie würde es präsentiert werden, wenn überhaupt? Was konnte das überhaupt für Sexualität sein? Sicherlich etwas sehr Scharfes, Forderndes. Nicht auszudenken, wenn man da schlapp machte! Oder gar nicht erst auf Touren kam!! Wenn sie selbst nicht auf Touren kommen würde, wäre sie furchtbar frustriert und würde sofort aufgeben. Und wenn man als Partner nicht gleich bereit war,

käme da ein strafender Blick? He he, nicht auszudenken, was da auf einen zu rollte ... Es war lustig, konnte aber auch ordentlich ins Auge gehen. Man endete als Schlappschwanz, was ja wohl das niedrigste ist, das einem Mann passieren kann. So ein australisches Gürteltier werden, das mit seinem Panzer herum lief und den Schlappschwanz hinter sich her zog. Oder war das ein Säuger aus Neuguinea?

War das jetzt Galgenhumor? Oder was war es die Begegnung mit Diana, die mich plötzlich aus der Midlifecrisis riss, da ich begriff, dass es danach weiter geht? Irgendetwas brach die Ödnis der Tage und die Starre. Irgendeine Hoffnung, etwas zu verstehen vielleicht, etwas, das mit Jule zu tun hatte. Oder mit anderen Frauen, die sehr jung waren und fruchtbar. Und doch würde alles ganz anders sein als mit Jule und ihrem sonnengelben Wohnwagen, die davon träumte, kleine Babys zu machen. Wenn ich nur an ihre verliebten Zettelchen dachte: Spermien, die auf ein Herz zu schwammen. Ich liebe dich, hatte sie darunter geschrieben. Auch nicht schlecht.

Das war im Fall ihrer doppelt so alten Zwillingsschwester Diana wohl anders. Eines verband die beiden, das spürte man: Der Stolz auf ihren eigenen Körper. Jule hatte mit Dreißig einen perfekten Body, wie man so sagt. Aber der Stolz bezog sich gar nicht auf diese Perfektion, wie ich jetzt erkannte, sondern der blieb auch, wenn dieser Body doppelt so alt geworden war, er war eine Konstante: Der Stolz, auch noch als Achtzigjährige wie eine Zwanzigjährige auszusehen, zumindest in der eigenen

Vorstellung. Ob man nun jung war oder alt. Wurde man alt, kam der Stolz dazu, sich eine jüngeren Mann wie mich aufzureißen, weil man besser aussah als viele Jüngere. Weil er ahnte, dass ihm hier etwas geboten werden wurde. Beim Tango, hörten wir eben, geht es nicht darum, möglichst viele Tanzschritte abzuspielen. Es geht darum, sich zu bewegen wie ein Mensch mit vier Beinen, und das voller Genuss. Okay. Mein Blick traf die Vortänzerin, die mit den Augen rollte und auf Diana schaute. Wahrscheinlich kannte sie die. Alle Menschen würden Diana bald kennen, egal, wo sie sich aufhielt. Manche würden sie schätzen, da sie zweifellos tüchtig war. Das spürte man. Und die meisten würden mit den Augen rollen. Warum eigentlich? Weil sie das war, was man eine Zicke nennt. Was aber ist das? Zum Widerspruch geneigt, immer wieder aufbegehrend, mit nichts zufrieden zu stellen ...

Dieses Dürre: Hatte das etwas mit einer Krankheit zu tun, oder war Hungerhaken Diana das Ergebnis langer Bemühung? Fragen über Fragen. War sie wirklich eine dieser unerträglichen Zicken, die sich im Rentenalter mit vierzig Jahre jüngeren Frauen messen wollen und sich ihren Altersbauch mit Ingrimm weg hungern, dabei unausstehlich werden, aber immer noch ganz ansehnlich aussehend? Was sind das eigentlich für Menschen, die alles dafür tun würden, nur, damit der Bauch weggeht und sie dann womöglich mit zu kurzem T-Shirt durch die Fußgängerzone schlendern können? All das nur – und das ist das Merkwürdigste - damit man keinen Arsch mehr in der Hose hat – und bezahlt das Ergebnis doch

damit, in seinem Verhalten dann viel zu viel Arsch in der Hose zu haben, unerträglich zu werden. Wahrscheinlich ist das ein Naturgesetz, fast logisch: Was unten an Muskeln und Fett weg schmilzt, schlägt sich als nackte Arroganz aufs Gemüt. Merkwürdige Metapher übrigens: Arsch in der Hose – soll das denn für den Menschen an sich, wie Immanuel Kant es ausdrückte, wirklich was Erstrebenswertes sein? Er hat keinen Arsch in der Hose, sagen Menschen gerne vorwurfsvoll, wenn einer anders entschieden hat als sie es wollten - schrecklich übergewichtige Leute, vermute ich, die durchaus einen Arsch in der Hose hatten. Jetzt aber genug davon.

Am zweiten Abend komme ich kleidungsmäßig in Schön, und Diana leger – eine Umkehrung des ersten Abends, als ich etwas verschwitzt in T-Shirt und Jeans die parfümierte, gelackt wirkende Diana über die Tanzfläche führte. Auch in Leger ist Diana geschmackssicher mit einem weißen Kurzkragenhemd (aufgestellter Kragen!) und einem rot leuchtenden, an den Ärmeln umgeknüpften Pulli. Sie sieht mich fröhlich an und ist auch fröhlich. Heute kann man sie führen, und sie will sich führen lassen. Was heute noch anders ist: Sie geht auf Körperkontakt. Tango kommt ja schließlich aus dem Lateinischen und tangere heißt berühren. Ihre Direktheit kommt klar zur Geltung. Sie stellt heute Fragen, ist einfühlsam und geradlinig. Sie scheint es gewohnt, zu leben wie ein Messer in Butter, kommt sehr rasch und in aller Schärfe zum Ziel. Ja, sie ist Führungskraft im Büro und freut sich heute diebisch, weil sie den Chef geärgert hat. Sie wirkt so jung, dass ein

Tanzkollege sie fragt, ob „ihr Mann“ – das bin ich – bei den Symphonikern ist. Er glaubt mich zu erkennen, wahrscheinlich von irgendeiner Lesung. Diana schaut irgendwie merkwürdig, als sie diese Anmutung hört, ich könne ihr „Mann“ sein. Ist es auch eine Zumutung? Mein Seitenblick trifft auf ein hübsches Lächeln. Eigentlich eher nicht, denke ich. Wo sie sich das erste Mal nach dem Ende der Tanzstunde rasch von mir verabschiedet hat, bleibt sie heute stehen, während ich zur Garderobe hinab steige, um den Mantel zu holen und legt Lippenstift auf.

„Wirst du abgeholt?“

„Nö.“

„Wo steht dein Wagen?“

„In der Tiefgarage.“

„Dann gehe ich ein Stück Wegs mit“, schlage ich vor.

Auf der Straße hopst sie im Reden auf meine linke Seite, um mir ihre rechte Seite zu zeigen. Das hat was vom sich bereits darauf einstellen, dass man als Paar auftritt. Sie weiß, was sie will, und wenn sie nicht rechts von mir gehen will, dann wird sie von nun an eben immer links gehen, egal, was ich davon halte. Ich stelle mir vor, wenn ich mit ihr schlafe, wie sie mir Anweisungen gibt: „Nein, nicht so – so.“ Und sie wird Recht haben, sie weiß, was gut ist. Sie erkennt Qualitäten und schätzt sie. Es ist merkwürdig, in ihr Eigenschaften zu bemerken und festzustellen, dass man Handlungsweisen vorhersagen kann. Beziehungsweise ist es merkwürdig, sich vorzustellen, dass es Handlungsweisen geben könnte, die mit ihren Gesten in Verbindung stehen könnten.

„Hier verlasse ich dich“, sage ich nach einem hitzigen Gespräch über den Schmarren, den wir in der Tanzschule machen, die grässliche Julio-Inglesias-Musik, und dass der Tango argentino doch ein leidenschaftlicher Tanz sei, und das wolle sie lernen. Sie wird sich erkundigen, wo das in der Stadt gegeben wird. Die unausgesprochene Frage: Wenn ich dorthin gehe, gehst du mit? Ich merke, dass sie mir emotional näher gekommen ist, dass sie über mich nachgedacht hat. Sie hat sich auf den heutigen Abend gefreut, wollte mich sehen, das spürt man. Jetzt, wo sie mich in dunklen, scharf geschnittenen Kleidern sieht, gefalle ich ihr mehr. Es ist ein grausamer Spaß, sie an der Kreuzung stehen zu lassen und mich nicht umzuwenden und zu winken. Als ich es doch tue, bemerkt sie mich wohl absichtlich nicht. Ist stolz, zu stolz, von mir so behandelt zu werden. Irgendwas ist da in ihr, das will sich mit mir austoben.

Es dauerte nur mehr einige Tage, und Diana und ich kannten einander nackt. Es war eigentlich ziemlich einfach. Ich hatte keinen Plan und zeigte keine Initiative, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte es diese Entwicklung nicht gegeben. Nachträglich vermute ich, dass ich es gewohnt war, mir von Frauen wie Jule den Ton angeben zu lassen, und da ich Diana als einen Abkömmling vom selben Stern empfand, konnte auch sie mich herumkommandieren, und dazu hatte sie Lust. Sie hatte mich zielstrebig ausfindig gemacht. Das Mobilnetz hatte ihr hier nicht weiterhelfen können, aber das Internet wurde uns zum Kuppler. Sie war

auf meiner Webseite gelandet, die ich eigentlich nur unterhalte, um auf mein Übersetzerbüro aufmerksam zu machen und um als Autor nicht völlig vergessen zu werden. Es ist zwar ziemlich peinlich, eine Liste seiner veröffentlichten Werke auf seiner eigenen Webseite aufzunehmen, peinlicher als auf Wikipedia eine unvollständige Werkschau, die ein unbekannter Autor erstellt hat, zu ergänzen und alle die vergessenswerten Dinge, die vielleicht aus gutem Grunde weggelassen wurden, wieder aufzuführen. Dinge wie: Im Jahre soundso gab es nichts Besonderes im Leben des Matti Mayr. Oder: Als Fünfjähriger klemmte er sich einen Finger in der Autotür ein. Aua, das tat weh!

Bei Diana gab es im Schlafzimmer dunkelrote Brokatvorhänge, Seide und wirklich niedliche, schlafende Stoffbären, die sehr gut in ein Kinderzimmer gepasst hätten. Das Kinderzimmer eines steinreichen Mädchens mit völlig bescheuerten Eltern, die dafür Geld ausgeben, diese Bären zu kaufen. Auf einem Regal saßen die Bärchen, von denen jeder mindestens 500 Euro gekostet hatte, also nebeneinander wie eine Schulklasse und blickten konzentriert auf das gegenüber liegende Fenster. Nachts lag auf dem Schwanz einer Katze mit blauschwarzem Fell, und erst als sie den Schwanz nonchalant einzog, merkte ich, dass sie überhaupt lebte. Eine sehr geduldige, leidfähige Katze. Es gab insgesamt drei Katzen bei Diana, die es gewohnt waren, mit ihr im Bett zu schlafen, eine Seelenverwandtschaft offenbar.

Ich kam am Nachmittag zu der Adresse, die sie mir genannt hatte. Ich parkte den Wagen und trat dann, wie sie mir gesagt hatte, unaufgefordert in den Garten, um sie zu suchen. Wenn ich das Wort Garten verwende, ist das nicht ganz richtig. Es war eher ein Park, der sich hinter ihrem schlossartigen Anwesen erstreckte. Sie lag unten am Ende eines Hangs auf der Veranda eines Gartenhauses, die sich bis ein Schwimmbecken erstreckte. Sie war reglos und nackt wie eine Tote in einem Krimi, bei dem es um Sex geht. Und es war auch so eine entrückte Umgebung von Superreichen, die entweder schwer geerbt oder schwer gearbeitet haben. Ich merkte nun, dass Diana Millionärin war und staunte. Später habe ich erfahren, dass sie Vorstandsvorsitzende eines bekannten Firmen-konglomerats war. Ihr „Chef“ war der Aufsichtsratschef, der eigentlich nichts zu sagen hatte. Was Größeres zum ärgern hatte Diana in diesem Lebensstadium nicht mehr.

Den Hang hinab schritt man auf einem mit Kies belegten Pfad, der von Bachstrudeln ummurmelt war. Es war eine Oase der Stille da unten, da hinter dem Zaun ein großer Flecken unberührte Natur lag, ein Flecken von einer Größe, wie man sie in Deutschland eher selten sieht. Wahrscheinlich gehörte das Grundstück Diana. Überall duftete es nach Blumen, die Mehrzahl exotisch, mit scharfem, süßlichem Geruch. Die Sonne schien, und Diana lag schwitzend auf der Matte. Sie hatte fast geschlafen, und als sie sich umdrehte, zog sie nachlässig ein Handtuch über die Vorderseite ihres Körpers und blinzelte mich an.

Ich trug Badehose und T-Shirt, so heiß war es. Jetzt zog ich das T-Shirt aus, aber die Badehose ließ ich an. Ich hechtete in den Pool, und es spritzte stark. Ich legte mich auf den Rücken und starrte in den hellblauen, fast weißen Himmel. Ich merkte, dass Diana aufgestanden war, und dass sie unbekleidet war. Ich schaute zu der Hecke hin, in der man das Klappern einer Gartenschere hörte. Sie riss die Augen auf und lachte: „Was denn? Der?“

„Stört dich das nicht?“ fragte ich. Es war angenehm kühl im Wasser.

Sie hob die Schultern und verschränkte dann die Arme.

„Der steht jetzt hinter einem Baum, und wer weiß, was der macht“, sagte ich.

Sie, als hätte sie noch nie darüber nachgedacht:

„Glaube ich nicht.“ Dann, spielerisch resignierend:

„Gut, wenn es ihn interessiert ...“

Ich paddelte im Wasser. Sie beobachtete mich dabei, und dann fragte sie: „Wäre es nicht schöner, die Badehose auszuziehen?“

Später aßen wir in einem Speisesaal. Es war kein Personal zu sehen, aber freilich war alles vorgekocht. Diana musste nur ein paar Knöpfe drücken, und dann drehte sie sich um, kam in ihrer weißen Robe auf mich zu, riss die Augen auf, als schäme sie sich und küsste mich auf den Mund. Es war eintrockener Mund, aber nicht unintelligent. Ähnlich wie Jule, aber ein bisschen schmallippig und durstig. Auch die Aufregung, die sie sichtlich unterdrückte, mochte hier mitspielen. So routiniert war sie nicht, um dieses

Kennenlernen jetzt einfach abzuziehen, als wäre nichts dabei. Ich fühlte mich etwas beklommen, als mich dieser alte Mund küsste, der faulig und staubig schmeckte.

Ich ließ sie los und fragte: „Was jetzt?“

„Jetzt essen wir.“

Ich half ihr, alles zu tragen. Der Tisch war schon gedeckt. Ich habe vergessen, was es zu essen gab. Es war nicht schlecht, irgendein Fisch, der so geschnitten war wie ein Butterkringel und orange. Und dazu aßen wir Kartoffelkroketten, glaube ich. Und tranken Weißwein. Gemüse war auch da. Gut, lassen wir das.

Nach dem Mahl ließen wir alles stehen – „das macht dann Frau X.“

Die Treppe hoch gingen wir dann aber immerhin mit eigenen Füßen. Dianas persönlicher Gebäudeflügel war in Dunkelrot und Weiß gehalten. Ein Schwimmbad als Badewanne, eine Spiegelwand davor. Während ich mir mit einer automatischen Zahnbürste – die zweite meines Lebens, aber ich fand den Druckknopf für die Bedingung sofort und ohne Hilfe – die Zähne reinigte, stellte sie sich neben mich. Ich trug meine knallrote Badehose. Wir verständigten uns mit den Blicken, und dabei trat sie hinter mich und spielte mit der Haftschnur der Badehose. Ich las in ihrem Gesicht, dass sie über unseren Altersunterschied nachdachte. Es war ein Augenblick, in dem man begriff, was die Farben, mit denen das Badezimmer gestaltet war, für sie bedeuteten. Weiß war die Haut, und Rot das Blut. Es war ein Augenblick, in dem man sich vorstellen konnte, wie ein Dolchstoß in der Haut der

Badezimmerwand eine Ritze schafft und Blut hervor quillt. In dem Bad wäre es wegen seiner modernen rot verschmierten Gemälde gar nicht einmal aufgefallen, wenn die Architektur geblutet hätte. Ich drehte den Wasserhahn auf und es kam Wasser raus.

Danach stand ich in einem der Ankleidezimmer. Sie hatte ein Ankleidezimmer, einen begehbaren Schrank und ein Arbeitszimmer/Lesezimmer/Musikzimmer/Museum, das Wohnzimmercharakter hatte. Es hingen hier alle möglichen Geigen in lufttemperierten Glasschränken.

„Spielst du Geige?“ rief ich.

„Hab einige Stunden genommen“, tönte es zurück. Das Haus war sehr groß. Was machte sie dort, einige Räume weiter? Stopfte sie sich gerade irgendwas irgendwo rein?

Die einzige Unordnung in dem Raum war eine Kiste, die neben einem Sekretär auf dem Boden stand. Ihr Inhalt: Alle meine Bücher, sogar alle Veröffentlichungen, dazu ein auf gelbem Notizblockpapier handschriftlich notiertes: „Sehr geehrte Frau Y., hier sind alle Publikationen Herrn Mayrs, nach denen Sie gefragt hatten.“

Ich merkte, dass Diana plötzlich neben mir stand und drehte mich um: „Hast du das alles auch gelesen?“

„Ich informiere mich immer vorher über Menschen, mit denen ich zu tun habe“, sagte sie ausweichend.

„Ob du was davon gelesen hast?“

„Ich habe es lesen lassen“, gab sie zur Antwort, „und habe mir sagen lassen, dass es sehr gut ist.“

Stilistisch und inhaltlich. Ich habe auch gehört, dass du einige Literaturpreise bekommen hast, was wichtig ist, denke ich.“

„Ja, sehr wichtig“, meinte ich.

„Tja“, gab sie zur Antwort.

Man musste das Anwesen gesehen haben, um zu verstehen, warum sie jetzt so gelassen mit mir umging. Ein anderer hätte gesagt: Matti, du bist ein Genie. Oder: Lassen wir das, ich scheiß auf Literatur. Was auch immer. Aber sie fühlte nicht den Drang, sich irgendwie zu rechtfertigen.

„Es ist okay, sich über Menschen zu informieren“, sagte ich, „aber ich weiß nicht, irgendwie ich das alles hier zu viel für mich. Und dieser Luxus, dieses ganze ...“

Während ich das sagte, blickte ich mich im Raum um und meine Augen hefteten sich zuletzt an ihrem Kopf fest. Da ich bedeutend größer als sie war, blickte ich ihr oben auf die Haare und sah, dass die Kopfhaut durchschien. Es waren wohl immer schon sehr dünne Haare gewesen, aber in letzter Zeit mussten sie auch weniger geworden sein. Was unangenehm für jeden Menschen ist, ob Mann oder Frau, meine ich.

Zuerst ließ sie es zu, dass ihr von oben auf den Kopf geguckt wurde, dann aber wurde mein Blick zum Stachel, unter dem sie sich gewunden hätte, wenn er nicht ohnehin zu tanzen begonnen hätte, und dann abgeglitten und draußen auf den Stapel meiner Bücher zur Ruhe gekommen wäre.

„Es hat was mit Privatsphäre zu tun“, sagte ich schließlich hilflos, fast entschuldigend

Als ich ihr wieder in die Augen sah, merkte ich, dass ihr Gesicht verschlossen war, und hart

wirkte, fast brutal. „Was ist los“, sagte sie, „gefällt es dir hier nicht?“

„Nein, ich ...“ begann ich ausweichend.

„Ich weiß, was du denkst“, stieß sie hervor.

„Was denke ich?“

Sie ließ mich abrupt los und verließ den Raum. Ich hörte, dass sie in das Bärchenzimmer ging und sich dort auf das Bett warf. Ich lauschte auf irgendwas, ein Atmen oder ein Keuchen, aber es war dort völlig still. Ich konnte keinen Ton vernehmen, und stand ebenso da, mit angehaltenem Atem, in Badehose, vor dem Spiegel.

Wir hatten uns beim ersten Mal in meiner Stammkneipe getroffen, hatten im Hinterhof inmitten von Lehrern und Studenten gesessen und etwas Asiatisches gegessen, das sie sehr lobte. Sie war bei diesem ersten Date außerhalb der Tanzschule wie aus dem Ei gepellt und ich dachte mir: Gut, wenn sie unbedingt etwas mit einem jüngeren Mann anfangen will, ist es nur logisch, dass sie wenigstens besser aussehen möchte als er. Ich wusste zu dem Zeitpunkt immer noch nicht, was sie beruflich machte. Ich stellte mir vor, dass sie es gewohnt war, Menschen zu befehligen, aber wie viele es waren und in welcher Funktion sie das tat, war mir nicht klar. Wieder sah ich Jule vor mir. Was aus ihr werden würde, wenn man sie an einen ähnlichen Platz stellte. Das Unbeherrschte, diese sich in ihr aufstauende Wut, das würde sich transformieren. Man brauchte diese Veranlagung, um sich durchzusetzen. Wer es nicht gewohnt war, innerlich zu kochen, wer

nicht zur Rache für erlittene Demütigungen bereit war, brachte es zu nichts. Vielleicht würde es Jule im Leben weit bringen.

Danach gingen Diana und ich zu mir, einer etwas zu groß geratenen Studentenbude mit wenigen Möbeln. Da hängte sie sich über die Lehne eines großen Polsterstuhls und philosophierte mit mir. Als es dunkler wurde, schien ihr scharf geschnittenes, faltiges Gesicht wie ein trauriges Dreieck. Die Augen, die sie sonst zum dominierenden Blick auf riss, waren halb geschlossen. Es war ein heißer Abend, und wir waren beide verschwitzt. Als sie sagte: „Ich bin völlig nass, von oben bis unten“, schlug ich ihr vor, zu duschen.

„Ich weiß nicht, ob ich dazu schon bereit bin“, meinte sie.

„Du kannst nicht duschen? Man stellt sich in die Wanne und dreht den Knopf auf.“

Während sie duschte, setzte ich mich ans Klavier und spielte „Miss You Like Crazy“, weniger wegen des Textes als um herauszufinden, welche Musik sie mochte. Kurz vor Ende tauchte sie nur mit einem schwarzen gehäkelten Slip angetan auf und sagte: „Das war falsch, das habe ich gehört.“

„Es geht nicht darum, ob es richtig oder falsch ist“, gab ich zurück, „Hauptsache, man tut es.“

„Das ist wahr.“

„Jetzt dusche ich“, kündigte ich an, „seifst du mich ein?“

Sie riss ihre Augen auf und verzog den Mund.

Im Bad zog ich mich aus, während sie mich musterte. Da es mühselig war, mich vom Badewannenrand aus einzuseifen, stellte sie sich

im Slip ins Bad. Ich hielt den Brausekopf so, dass sie nicht allzu nass wurde, und streichelte ihre Schulter, ihren Rücken. Sie sank auf die Knie und drückte eine Wange gegen meinen Unterschenkel, während ihre glitschigen Hände über meine Haut glitten. Später standen wir eine Weile da, unsere Oberkörper berührten sich leicht und wir küssten einander. Die Zeit verging langsamer, stockte. Das war eigentlich die ganze Geschichte mit Diana.

Der Wintersturm

Wenn das Leben ein lockeres, duftiges Gericht wäre, dann ist dieser Tag perfekt, um die Liebe seines Lebens kennen zu lernen. Er fällt in die Zeit, in der ich den Tunnelblick habe. Phase 2 meines Liebeskummers: Jede Frau, die mir begegnet, erscheint mir als willkommener Ersatz für Jule.

Auch dieser Tag im Spätwinter hat alle Ingredienzien, sich zu verlieben. Zuerst ist da das Vorspiel, ein einsamer Bahnhof im Dunkel, und einige wenige Reisewillige, die vor dem sich anbahnenden Orkan im neonhellen Schacht der Bahnsteigaufgänge ducken. Es ist Nachmittag,

aber eigentlich ist es in einer Zwischenzeit im Winter. Dann sehe ich SIE – nun gut, eine jüngere Frau, zierlich, verumumt, mit diesen komischen schwarzen Pluderhosen, wie das Künstlerinnen tragen, die ihre Berufung ernst nehmen. Manche tragen Jeans, die hören bald wieder damit auf. Andere tragen Pluderhosen, die kann nichts entmutigen. So eine ist das. Sie spricht sehr nett mit einem älteren Herrn, scheint ihn zu kennen, und ich stelle mich einfach dazu, erst schweigend. Wenn ein Sturm droht, darf man so was. Dann sind alle Menschen Brüder.

Zwischendurch kommen Lautsprecheransagen, die der Wind verschluckt. Züge fallen aus, die auf der Strecke liegen geblieben sind. Ich schlage vor, ein Taxi zurück in die Stadt zu nehmen, aber es fahren keine Taxis mehr, und die Pluderhosenfrau meint, da sei ihr der Zug schon lieber, der würde wenigstens nicht von der Straße getragen. Dann, nach einer Weile, kommt doch noch ein Zug, während der Wind auf dem Bahnsteig schon so stark ist, und der Regen wie Eisnadeln ins Gesicht peitscht.

Nun sitzen wir drinnen im Zug. Hier ist es warm, und wir rollen langsam los, umgeben von Licht. Ich sitze ihr gegenüber, und sie zieht ihre Mütze vom Kopf und hat kurzes, seidiges, dunkles Haar, das zu ihren feinen Gesichtszügen gut passt. Sie spricht akzentfrei und erzählt von ihrer Arbeit, irgendwelchen Therapien, von denen ich nichts verstehe, und ich sitze da und lächle und bemühe mich, aufmerksam zu erscheinen, und gerade richtig nachzufragen, während ich denke: Was für ein perfektes Date. In Hollywoodfilmen nennen sie

das Cute Meet, die Liebesgeschichten fangen alle in solchen Ausnahmesituationen an. Normalerweise streiten sich die Protagonisten erst mal eifrig, bevor sie gemeinsam in der Kiste landen wie rüdidige Katzen, aber was wir hier haben, ist auch sehr gepflegt.

„Was schreiben Sie derzeit?“ fragt mich die Pluderhosenfrau, nachdem ich erwähnt habe, dass ich Schriftsteller bin. Sie hat ein intelligentes Gesicht und ich habe ihre ganze Aufmerksamkeit. Ich hätte etwas erfinden sollen. Irgendetwas mit Liebe oder was immer das bedeutet. Stattdessen aber brabble ich was von Expositionsprophylaxe, und das ist ein schwerer Fehler. Es ist ziemlich kraus, was ich vorbringe. Ich rede von Einsamkeit, dass sie einen tötet, und dass auch die Menschen etwas Gefährliches haben, zumindest der Kontakt mit ihnen, und dass auch Beziehungen töten können, sowohl gut wie auch schlecht verlaufende, aber man hat keine Wahl. Man muss Beziehungen eingehen, als eine Art Überlebenstraining, so ich, damit man dann der Einsamkeit besser gewachsen ist, die einen ohnehin erwartet, zumindest auf dem Sterbebett. „Wir stellen uns das ja nicht so konkret vor“, sage ich, „wenn wir bei IKEA, sagen wir mal, ein buntes Sofa bestellen, dass das quasi unser Sterbebett werden kann oder wahrscheinlich ziemlich konkret wird, wenn auch später mal.“ Ziemlich kraus und negativ, was ich da sage, und eigentlich weiß ich selbst gar nicht genau, was ich damit meine. Die Pluderhosenfrau hat einen Mann vor sich sitzen, der deutlich älter ist als sie, eher schlampig gekleidet, mit wirrem Haar und roten Backen von

der Sauna, die er gerade besucht hat. Das bin ich, Matti Mayr. Gesehen mit ihren Augen.

„Sie meinen, dass Beziehungen eher negativ sind?“ fragt sie mich, und da weiß ich, dass ich es mit ihr verschissen habe. Ich habe diesen perfekten Tag, die perfekte Situation, ermordet. Da sitzen wir in einem Zug, der dichter und dichter von Schneeflocken umwirbelt wird. Lange schon hat der ältere Herr, der in der Nähe saß, nichts mehr gesagt, und wir sitzen von Licht und Wärme umhüllt wie in einer Glaskugel, wie man sie im Souvenirladen kaufen kann. Ich hätte gar nichts über Beziehungen sagen sollen, weder Gutes noch Schlechtes. Man schneidet das Thema nicht an, wenn man jemanden noch gar nicht einmal kennen gelernt hat, und eigentlich immer noch sondiert, ob derjenige überhaupt in Frage käme. Da spüre ich es in der Art, wie sie mich ansieht, dass ich schon erledigt bin, dass hier nichts mehr laufen wird. Aber es kann auch der Blick einer Frau sein, die jemanden hat und keinen weiteren Mann will.

Wir reden noch weiter. Sie erwähnt was von einem Kurs, den sie an der Volkshochschule hält, in Aktmalerei. Dort sei sie zu finden, vielleicht im Sommersemester. Ich überlege mir, wie es wäre. Vielleicht stellt sie sich ja hin, lässt alle Hüllen fallen und sagt: Malen Sie mich. Und wir Malschüler würden uns dann mit roten Köpfen über unsere Staffeleien beugen. Die wahrscheinlichere Variante: Ein älterer Mann mit Krampfadern als Nacktmodell, und Frau Pluderhose mit so einem kleinen Taktstock in Händen, mit denen sie einem auf die

ungeschickten Zeichenhände trommelt, wenn man die Venenknöten nicht naturecht genug auf das Papier zaubert. Oder noch realistischer: Ihr peinlich berührter Blick, wenn sie einen als Zeichenschüler begrüßt: Das ist doch der Mann aus dem Zug, damals, als dieser Wintersturm war, der Mann mit dem Sterbebett unter dem Arm. Wie der wohl aussieht, wenn es ihm kommt? Das malen wir jetzt alle mal.

Also weiter. Nimm einen männlichen Single, der einigermaßen nett ist und einige Frauen in der Bekanntschaft, die gerne malen und heraus kommt eine Wohnung voller Bilder in Rottönen mit spiralförmigen Motiven, die wie Innenansichten von Körperöffnungen aussehen. Ich habe auch so eine Wohnung, und jetzt möchte ich einmal erklären, wie es dazu gekommen ist.

Ich mag schlanke Frauen mit intelligenten Gesichtern, die dann, wenn sie kreativ sind, zum Malen anfangen und einmal nach einer durchmalten Nacht solche Bilder schenken, aber wenn man mehrere davon gleichzeitig kennt, ist das ein bisschen peinlich. Da ist einmal Siri, die Industriellentochter. Ich glaube, wir sind befreundet, aber das ist ein starkes Wort, wenn es um einen Mann und eine Frau im ähnlichen Alter geht. Wir haben die Sache per SMS geregelt. Einmal hat sie mich gefragt, ob es mich nervt oder überfordert, wenn sie mir soviel schenkt, und ich habe gesagt, dass es mich freut, was wir für eine Freundschaft aufbauen, und dass ich große Angst habe, ihr weh zu tun wie ihr andere schon weh getan haben, und dass ich deshalb unsere

Freundschaft vorerst auf der Ebene betreiben möchte, die wir aufgebaut haben und sie hat „super“ gesagt und „ganz mein Ding!“ aber das hat ein bisschen was von Hitcocks „Vertigo“, wo die Malerin dem blöden pensionierten Polizeitrottel ein Bild von sich malt, damit er endlich begreift, dass sie in ihn verschossen ist.

Gerade hat mir Siri ihre Inspiration der vergangenen Nacht überreicht, da fällt mir ein, dass im Klo eine andere Spirale in Rottönen von Jule hängt, die mich sitzen gelassen hat. Noch hat Siri nicht auf Jules Bild Bezug genommen, das Klo-Bild am Klo, dort, wo solche Kunstwerke recht gut aufgehoben sind. Titel: Blick aus der Muschel, während einer darauf sitzt. Ich warte noch darauf, dass Guri (bescheuerter Name für eine Tochter, aber sie heißt so, weil Guri auf altindisch „Rose“ heißt. Wenn das so ist, warum heißt das verdammte arme kleine Mädchen nicht wirklich „Rose“?), wenn sie von der Toilette zurückkommt, sagt: „Mamma, da ist noch so ein Bild wie deins.“ Aber es ist witzig, Guri kommt zurück und schweigt und macht ihre Aufgaben, und dann geht auch Siri noch einmal und kommt ebenfalls schweigend zurück und vom Bild auf dem Klo ist den ganzen Nachmittag nicht die Rede. Taktvolles Schweigen, wie man es in gewissen Kreisen lernt, nehme ich an. In Spiralenmalkreisen. Es macht Spaß, Siris Bild im Wohnzimmer aufzuhängen, auf einem Ehrenplatz, quasi über dem Kamin. Draußen regnet es, und Guri macht immer wieder Vorschläge, wie man das Bild noch aufhängen könnte, mal schräg, mal kopfüber, und dann so, dass es gegen die Wand gedreht ist und

man hinten drauf blickt. „Das sind Eingeweide“, sagt Guri und blickt mich triumphierend an und ich denke mir, dass meine Freundschaft mit Siri etwas mit Guri zu tun hat, die einen Vater braucht, der ich aber nicht bin. Auch gut, besser einen, der kein Vater ist als keinen Vater.

Draußen regnet es. Wir sitzen auf der roten Couch, die den gleichen fleischfarbenen Ton hat wie das Bild, und auf der ich wiederholt mit Jule zugange war. Ich denke daran, wie gern sie den nackten Oberkörper in die Felldecke hüllte wie eine russische Prinzessin auf Schlittenfahrt, mit munter in die Stirn fallenden krausen Locken. Ja, sie konnte Russisch, die Kleine. Alte Familie. Siri, Guri und ich sitzen züchtig auf dem fleischfarbenen Sofa, das etwas von einem Menschen hat, der seine Schleimhäute heraus gestülpt hat und starren auf das rote Spiralbild wie der Mörder M in Fritz Langs gleichnamigem Film, wo sich eine Spirale auf einer Scheibe in einer Auslage drehte. Übrigens ging es ja auch in Hitchcocks „Vertigo“ um Hypnose und Wirbel und Spiralen.

Ich überlege mir, dass Siri eine Frau mit Herz ist, oder scheint es nur so? Sie ist meine Freundin bzw. mein Freund geworden, aber wenn ich ihr von Jule erzähle und von meiner Sehnsucht, mich wieder mit ihr auf dem Sofa zu räkeln, ist sie wahrscheinlich nicht mehr meine Freundin bzw. mein Freund. In dem Augenblick, in dem ich diese trüben Gedanken wälze, sagt sie spontan, als könne sie Gedanken lesen: „Ich küsse überhaupt nicht gern.“

„Ach ja?“

„Es kann etwas damit zu tun haben, dass ich damals mit zehn Jahren beim Schifahren das erste Mal geküsst habe. Es war da ein Raum voller Mitschüler, die übten Zungenküsse und jeder musste einmal ran und ich fand das vollkommen eklig. So eine Zunge, wo die schon überall war, so was Schleimiges, Kratziges, also furchtbar. Die anderen haben geklatscht, während mir das Schwein seine Zunge in den Mund gesteckt hat, und seitdem küsse ich überhaupt nicht gern.“

„Geht mir genau so“, sagt die zehnjährige Guri, die zwischen uns sitzt wie ein Prellbock. „Finde ich voll eklig. Wäh! Ich kann mir das gar nicht vorstellen.“

Mutter und Tochter voll d´accord. Mich fragt keiner, aber ich denke in dem Moment: Eigentlich küsse ich sehr gern.

Als sie gegangen sind, denke ich an Jule und das Zucken ihres Bauchs, als sie hier im Flur gestanden hatte, von mir umarmt und weinend, wie sie es anders nicht konnte: Voller Zorn über die Einsamkeit, die nie aufhören wollte, nicht einmal in meinen Armen. Wenn einer plötzlich drauflos heult, ohne dass man etwas gesagt oder getan hat, was ist das? Wenn man sie fragt, warum der andere heult, und der antwortet nicht, was bedeutet das?

Ich denke an Siri und unsere Freundschaft. Ich bin dankbar, sie zu kennen und ihr nahe zu sein. Ändert aber nichts daran, dass ich ihr Bild im Wohnzimmer abhänge, als sie gegangen ist. Ich kann nicht sagen, woran es liegt, aber irgendwie

gehört es dort nicht hin. Am Gang kann ich es ertragen. Ich überlege mir nur, ob ich es beim nächsten Mal, wenn sie kommt, wieder vom Gang ins Wohnzimmer bringe.

Ich liege auf dem Bett, denke an Jule und komme mir vor wie ein Stück Fleisch in der Mikrowelle. Bald sollte jemand einen Knopf drücken, oder der Schmerz wird unerträglich. Entweder man verascht, oder man explodiert wie diese Würstchen in Fernsehshows. Was ist dieser Schmerz? Sie versäumt zu haben. Ihr nicht gerecht worden zu sein. Aber es war da etwas in ihr, das mich nicht wollte.

Ich gehe ins Bad und blicke in den Spiegel. Ich sehe älter aus oder verheult oder irgendwie fett. Ein Mann in der Mitte seines Lebens. Da höre ich im Radio eine Sendung, in der es heißt, wir hätten uns zu sehr daran gewöhnt, uns zu spiegeln und uns im Spiegel gut zu finden, sodass wir die Welt nicht mehr sehen wollen, wie sie ist. Heißt das, es ist gut, wenn ich im Spiegel ein schlechtes Bild abgebe? Der Gedanke muntert mich irgendwie auf. Vielleicht sehe ich in Wirklichkeit viel besser aus als im Spiegel. Schön, wenn man umso besser aussehen würde, je schlechter das Spiegelbild wird. Wunderschönes Geheimnis, denke ich. Dann könnte ich wieder aufschreien von der Blödheit dieser Gedanken.

Das mit der Liebe, das ist doch im Prinzip nur ein Vorgang, bei dem einer dem anderen Zügel anlegt. Das kann gut gehen, wenn ungezügelteres Verhalten in der Einsamkeit ein Problem war, oder bei Menschen, die Führung brauchen - und welcher Mensch könnte von sich behaupten,

niemals der Führung bedurft zu haben? So ist die Liebe – einer will gezähmt werden, der andere zähmt ihn. Aber es kommt dabei nichts raus. Der, der gezähmt werden wollte, fällt wieder in alte Angewohnheiten zurück und wird unerträglich. Der andere aber, der zähmen wollte, fühlt sich irgendwie sinnlos und hört auf zu lieben. So war es zwischen Jule und mir. Seitdem sie fort ist, scheine ich es darauf abgesehen zu haben, anderen Zügel anzulegen. Siri gehört dazu, aber ich weigere mich.

Es beginnt mit Spiralgemälden und endet mit Telefonterror. Man nehme nur Maria. Maria habe ich in einer Kirchenspielgruppe getroffen. Sie war die Leiterin der „Band“, wie sie sie nannte. Serendipity hieß die Musikgruppe, die ich heimlich „Mad Marias“ taufte, weil auch die Organistin Maria hieß. Ich wäre dort nie gelandet, wenn ich nicht durch Jules Fortgang völlig aus der Bahn geworfen worden wäre und in den Gedanken verfallen wäre, einer Musiktruppe beitreten zu müssen. Im Musikgeschäft um die Ecke hing ein Zettel: „Musikgruppe braucht dringend Keyboardisten!“ Das Wort fand ich so gut, und außerdem bin ich Klavierspieler, dass ich dort angerufen habe. Es war eine Kirchengruppe. Serendipity, wie in dem dämlichen Liebesfilm, wo die Bar in Seattle so heißt, wo sich die für einander Bestimmten treffen und verfehlen und so weiter, und das nur, weil der Film selbst so heißt. Also spielten wir Gospels und We shall overcome! (Deutsch: Wir werden uns übergeben. Vorsicht vor

Aktivitäten in Kirchenkreisen, es ist ein
Sammelbecken der Verzweifelten!)

Bei Maria war es klar, dass ich ihr die Zügel der
Liebe mit meiner Stimme anlegte. Es war in einem
Pfarrsaal, und die andere Maria bat mich, bei
der nächsten Nummer das Akkordeon, mit dem
ich aufgetaucht war, weg zu legen und mit Maria
zu singen, die sichtlich mit den Noten kämpfte.
Schon als ich mit ihr einstimmte, spürte ich, wie
sich die unsichere, zu hohe, nur aus der Lunge
tönende Stimme dieser schwer neurotischen
Maria anschmiegte, und sogleich an meiner reifte
und sicherer wurde. Und als ich uns dann im
Terzabstand mal über mal unter ihr singend, dann
wieder als Frage-Antwortspiel im Wechsel
Melodieteile zum Duett formte, traf mich dann der
Blick aus ihren Augen, von dem ich wusste, dass
sie sich von nun an von mir führen lassen wollte,
und das selbst, wenn ich sie reiten und dabei im
Galopp bis zur Erschöpfung treiben würde. So ein
Blick war das, der Blick eines unschuldigen
Pferdchens, das sagt: Fein, gib mir die Sporen, du
Hengst. Na gut, das Bild ist schief. Aber die
Wahrheit ist zu grausam. Man hätte sonst unter
Berücksichtigung unserer Körpermaße sagen
müssen, wir hätten gewirkt wie ein Ochse war, der
verliebte Blicke auf ein Blümchen wirft ... Ein
Gentleman würde jetzt sagen: Ja, ich war der
Ochse, und sie die Blume. Oder er würde
schweigend den Duft der Blume genießen, die
sicherlich auch diese Maria war, warts and all, wie
die Amis sagen.

Sich stoßen lassen, das ist eine Sache, die schlanke Frauen mit intelligenten Gesichtern kurz nach den Spiralgemälden womöglich wollen. Ich denke an Jule, die sich einmal vor mir aufbockte. Zu dem Zeitpunkt, als wir kamen, und das beinahe zugleich, war ihr Kopf rot geworden und sie war der Ohnmacht nahe. Als wir danach duschten, musste ich sie sogar stützen, halb scherzhaft und halb aus medizinischer Notwendigkeit, damit sie sich auf den Beinen halten konnte und sie sagte: Was ist das für ein Geräusch, hörst du das auch? Es ist der Gesang der Engel, meine Liebe, meinte ich, aber sie sagte: Nee, das ist Tinnitus. Ich hoffe, das geht wieder weg.

Eine Andeutung davon war in den Augen von Maria nach dem Gesang, und ich dachte: Bitte nicht. Und es bewahrheitete sich schnell, was ich vermutet hatte. Schon am nächsten Tag klingelte es unten an der Tür, und es kam eine atemlose Maria mit einem Bündel unter dem Arm. Sie hatte ein Geschenk für mich. In der Küche machten wir es auf, und siehe da: Ein Gemälde. Ein quadratisches Bild mit einer riesigen Spirale drauf in Rottönen. „Was siehst du darin?“ fragte sie „Ist es ein Mandala?“ gab ich zurück.

„Nein, eher eine Spirale“, sagte sie, „siehst du das auch? Es ist der Schwanz eines Seepferdchens.“

„Ah gut. Dann sind das die Zügel, nicht wahr?“

„Was für Zügel?“

Es war das der Tag, als sie mir sagte, dass sie bei der Ausbildung von ihrem Lehrer vergewaltigt worden war und sie deshalb abbrechen musste, und es im Leben zu nichts gebracht hatte, und dass ich ihr Retter sei, ein Engel, wie sie geträumt

habe, und sie habe gebetet und Gott habe gesprochen: Ja, er ist es.

Von da an ging es mit unserer Beziehung bergab. Sie begann mich zu allen Zeiten anzurufen und mit bedeutungsschwangerer Stimme auf den Anrufbeantworter zu hauchen: „Hallo, hier ist die Maria“, und dann machte sie eine lange Pause, bis der zweite Pfeifton ertönte. Oder sie hatte mich am Apparat und sagte: „Du, gehst du heute mit mir weg? Mir fällt die Decke auf den Kopf.“

Und ich: „Maria. Wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich keinen Kontakt mehr mit dir will?“

„Ja, gut. Entschuldige.“ Aufgelegt. Waren diese Anrufe einer Verliebten für mich Schalmeienklang? Nein, für mich war das Tinnitus, und ich hoffte, dass es bald aufhören würde.

Tat es aber nicht. Dann kamen die Briefe. Meist waren sie recht lang und in zweifelhafter Orthographie. Einzelne Teile waren nummeriert und man bekam Instruktionen in Bezug auf die Reihenfolge, in der man sie zu lesen hatte. In manchen Briefen wurde ich gesiezt, in anderen geduzt, einmal waren es medizinische Bulletins, dann wieder Instruktionen über Noten. In der nächsten Phase spukte mein Faxgerät, das aus unerfindlichen Gründen auch eine SMS-Erkennungsfunktion aufweist, lange Bögen von Textbotschaften aus, die klar stellten, dass Maria die Umfangsgrenze der möglichen Zeichen bis zum letzten Tastendruck auskostete. Darin ging es wieder um Vergewaltigungen, Gerichtsprozesse, Gottesglauben und Wegschließen von Emotionen, und je länger diese Botschaften unbeantwortet blieben, desto stärker verselbstständigten sich die

Inhalte. Maria berichtete von Zusammentreffen, die nie stattgefunden hatten, entschuldigte sich dafür, mich zurückgestoßen zu haben und davongelaufen zu sein, obwohl ich sie seither nie wieder gesehen und überhaupt keinen Körperkontakt gehabt hatte. In der letzten Phase rief mich die zweite Maria mehrmals an und sprach auf den Anrufbeantworter, wann sie nicht Keyboard spielen konnte und wann ich zu den Proben zu erscheinen hätte. Dann wieder die erste Maria: „Ich habe mit der Maria geredet, du hast ihr gesagt, ich bombardiere dich mit SMS, das stimmt gar nicht, die waren für den Rudi gemeint, das war versehentlich, entschuldige.“

„Entschuldigung angenommen. Alles Gute.“

Das letzte Mal, dass ich Maria sah, war, als sie vor meiner Tür auftauchte, und als ich diese öffnete, hing ihr die Zunge aus dem Mund. Ich dachte zuerst, das ist Zufall, aber dann stöhnte sie: „I i eine unge i er ein.“

„Du kriegst deine Zunge nicht mehr rein?“

Sie nickte.

„Was hast du geschluckt?“

Als wir beim Arzt waren, stellte sich heraus, dass sie Epilepsiemedikamente genommen hatte, die eigentlich ihrem Bruder gehörten, und das in suizidaler Absicht. Nicht aber wegen mir, sondern wegen einem anderen Mann, nämlich dem Rudi.

So ging das eine Weile, bis es schließlich abebbte, und alles nur, weil ich einmal mit Maria im Pfarrhaus zweistimmig gesungen und von ihr ein Spiralgemälde geschenkt bekommen hatte, das seither im Durchgang zur Toilette hängt. Übrigens gar nicht schlecht gemalt. Und wichtig

auch: Das, was sie mit mir erlebte, war ungefähr so wie das, was ich mit Jule erlebte. Also glich sich alles aus und alles wird gut. Om.

Dann gibt es in meinem Schlafzimmer noch eine Spirale, wirklich kunstvoll gestaltet, ein großes Bild, das einen Gutteil der Wand einnimmt und eher in gelb-braunen Tönen gehalten ist. Eine Landschaft, und die Spirale entsteht eher im Auge des Betrachters aus Andeutungen und Bilddetails. Es könnte im 19. Jahrhundert entstanden sein und ist sehr naturalistisch. Es wurde von meiner Mutter gemalt. Sie schenkte es meinem Vater zu einem seiner ersten Geburtstage, die sie mit ihm feierte, noch vor ihrer Heirat. Als ich aus der Villa meiner Mutter auszog, vor nunmehr vierzehn Jahren, nahm ich das Bild einfach mit. Das hat sie mir nie verziehen.

Aus der Sicht meiner Mutter stellt sich die Sachlage mit den Frauen, die mir Spiralgemälde schenken, so dar: Siri ist gutes Material. Sie gehört zum Großbürgertum dieser Stadt ebenso wie ich in das Großbürgertum meiner Heimatstadt hinein geboren wurde, und deshalb kenne ich Siri gewissermaßen seit meiner Kindheit, ohne sie wirklich zu kennen. Sie hat die gleiche Art Gymnasium besucht wie ich. Sie kennt seit jeher Menschen, die so ähnlich sind wie ich, und Menschen, die so ähnlich sind wie jene, mit denen ich damals umgegangen bin. Der wirkliche Unterschied zwischen uns beiden ist eigentlich, dass ich nicht mehr in meiner österreichischen Stadt mittlerer Größe lebe, und sie doch noch in dieser deutschen Stadt mittlerer Größe, in der ich

heute zu Hause bin. Da kann es kein Zufall sein, dass sie fast jeden kennt, den ich kenne, und ich kenne die meisten Menschen, mit denen sie verkehrt. Dass wir uns nun im Laufe der Jahre näher gekommen sind, ändert nichts an diesen grundlegenden Bedingungen, und wenn es nach meiner Mutter ginge, wäre es klug von mir, dem Ansehen meiner fernen Familie, die es eigentlich gar nicht mehr gibt, durch eine eheliche Verbindung mit Siris Familie in dieser Stadt wieder aufzuhelfen.

Dann sind da die Marias. Beide, vor allem die Malerin Maria von der heiligen Zunge, existieren für meine Mutter nicht und würde für sie nie existieren. Sie haben den Aspekt von Tieren, die gerade erst dem Urschleim entkrochen sind und der Menschheit hilfreiche Dienste leisten können ohne freilich jemals dazu zu gehören.

Bei Jule ist es etwas anderes. Sie hat einen ähnlich gebrochenen Status wie meine Familie, der durch Tod und Ungeschick innerhalb einiger Generationen der Besitz, auf den sie sich einmal stützte, verloren gegangen ist, und wie ich selbst wurde auch Jule schon vorzeitig von ihrer Familie enterbt, dieser alten, verarmten russischen Familie mit den etwas zu kurz geratenen Gliedmaßen und den vollen Lippen.

Ein Lichtblick in dem Ganzen ist Abba, und das nicht nur, weil sie keine Spiralgemälde malt und auch so ein Urschleimwesen ist, das dem Kosmos meiner Mutter entgangen ist. Habe ich von Abba schon erzählt? Ein Kind der Vorstädte, die ersten Jahre in einem seelenlosen Plattenbau, dann ein verhuschtes Reihenhäuschen und nun, nach

einem halben Leben, in dem sie sich abgerackert hat, ein hübscheres Häuschen irgendwo auf dem Land. Ehrliches Geld. Und nun, nach langen Jahren der Ehe, wollte sie auch etwas Spaß haben und deshalb fuhr sie mit ihrem Mann und ohne die Kinder zu Neujahr Schifahren, wo ich sie kennen lernte. Es war am letzten Tag, wenige Stunden vor der Heimfahrt in dem elenden Bus, in dem ich auch hingekarrt worden war, weil ich gerade wegen Schnelffahrens Führerscheinentzug hatte. Es war eine klassische Situation des Kennenlernens, wie geschaffen für die Liebe: Ich mit einem Fuß auf dem Board am Schlepplift, und sie breitbeinig und gebückt auf den Schiern die Liftrasse kreuzend. Vor Schreck blieb sie stehen, und das zwei Meter vor mir. Ich gabelte sie auf, hob sie auf mein Brett, und da war sie plötzlich in meinem Arm, meine Hand auf ihrem Po, mein Bein zwischen ihren Beinen, und sie hing auf mir drauf, verblüfft und halb torkelnd mit einer kratzenden Schispitze im Schnee, und lachte. Ihr erstes Wort war: „Uwuwuwuwu!“ weil wir aus dem Lift zu kippen drohten.

Ich lachte und hielt sie noch fester. Dann kippten wir aus dem Lift.

Als wir kurz darauf auf einer Bank in der Sonne saßen, besprachen wir das Wesentliche: Das wir in der gleichen Reisegruppe waren, dass wir auf der Herfahrt hintereinander im Bus gesessen hatten und dass es doch ein wahnsinniger Zufall war, uns so getroffen zu haben wie eben im Lift. Ich erfuhr, dass sie Agnetha hieß. Ein üppiges Blondchen Ende Dreißig mit strahlenden Augen und einem hübschen Lächeln.

„Hmm“, meinte ich.

„Bescheuerter Name, oder? Und du?“

„Matti.“

„Hi, Matti.“

Ich genoss die Sonne. „Agnetha wie in ABBA?“

fragte ich endlich nach längerem Nachdenken

Sie nickte. „Meine Ma war ein großer Fan.“

„Hätte schlimmer kommen können. Zum Beispiel Björn oder Benny. Oder wie hieß die andere, Anafrid?“

Sie schaute mich an. Ein paar Sommersprossen, blondes Wuschelhaar.

„Eigentlich wollte sie mich Abba nennen. Aber es hat geheißen, geht nicht.“

„Irgendwie siehst du aus wie Agnetha.“

„Agnetha von ABBA? Ja, in kurz und dick.“ Sie lachte auf.

Ich fasse einen Entschluss: „Gut, ich werde Abba zu dir sagen. Hat einen eigenen Reiz. Abba gern, meine Herren, Abba wirklich, Abba. Abba ich finde

...

„Scheiße!“

„Was denn?“

„Da kommt meine bessere Hälfte. Wo es gerade so schön mit dir war.“

Sie blickte mich an, als wäre ich etwas Besonderes. Den Blick sah ich damals zum ersten Mal. Habe ihn aber seither öfters gesehen.

„Okay“, sagte ich schließlich. „Dann: Thank you for the music, gewissermaßen.“

Sie lacht, winkt und fährt los.

Als Anfängerin hatte sie wahrscheinlich Angst, als sie da in den Bergen herum kurvte. Angst macht Herzklopfen und weiche Knie, und

Wissenschaftler haben herausgefunden, dass jemand, der einem in dieser Situation begegnet, attraktiv wirkt und man sich in ihn verlieben kann. Abba hatte ordentlich Schiss auf der Piste, wie sie mir später gestand, und als sie überraschend und eigentlich ungewollt in meinen Armen lag, wurden ihre Knie weich und ihr Mund trocken. Ich glaube, sie hat da was verwechselt, aber das macht nichts.

Ich mochte sie eigentlich von Anfang an. Sie ist ein gerader Kopf, stur, aber herzlich. Ich habe sie seither schon mehrmals zum Essen eingeladen, da meine Wohnung auf ihrem Heimweg vom Dienst liegt. Sie ist eine verheiratete Frau und ein gestandener Familienmensch. Abba mag mich und ich mag sie, das wissen wir, seitdem wir uns das erste Mal gesehen haben. Ich lege ihr keine Zügel an und sie legt mir keine Zügel an, so unsere schweigende Abmachung. Es begann mit dem Blitzen ihrer Augen im Dunkel, als sie mich während der Busfahrt zurück aus den Bergen heimlich betrachtete. Ich saß hinter ihr und ihrem Mann und las im Schein der Deckenlampe, und da sah ich plötzlich ihr Gesicht, lächelnd, mit großen Augen, die aus dem Dunkel starrten. Ertappt zuckte sie zurück und gluckste: „Ich habe dich beobachtet. Das ist mir peinlich. Entschuldige.“

„Warum hast du mich beobachtet?“

„Ich wollte sehen, was du gerade machst.“

„Warum, was mache ich denn?“

„Du liest.“

„Stimmt.“

„Ich mag das, wenn ein Mann liest.“

Einige Tage später lade ich sie zum Mittagessen ein, und sie kommt. Ich gefalle ihr, das weiß ich. Ich kann ihr gefährlich werden, wie sie laut sagt. Dann lässt sie eine Kaskade von Beschwerden über ihren Mann los, den sie doch liebt, und deshalb fange ich nichts mit ihr an. Ich denke daran, wie es wäre, mit ihr im Bett zu liegen. Ich stelle mir, wenn sie sich am nächsten Tag angesagt hat, vor, wie es wäre. Ich kann mir vorstellen, dass sie ähnliche Gedanken hat, aber auch sie macht nichts mit mir. Wir reden, und weil sie ein schlechtes Gewissen dabei hat, ihren Mann zu hintergehen, reden wir über ihn. Sie hasst es, wenn er raucht, und versucht, es ihm abzugewöhnen. Ihr Vater ist ein starker Raucher und hat schon zweimal einen Herzinfarkt gehabt. Wenn ihr Mann also wieder raucht, schiebt sie ihm eine Zigarette in den Schuh, sodass er sie beim Hineinschlüpfen mit dem Fuß abknickt. Oder sie steckt ihm eine Kartoffel in den Auspuff seines Wagens, sodass er erst nach Einsatz eines Korkenziehers in den Dienst fahren kann. Wenn ihre Tochter ihr Zimmer aufräumen soll, stapelt Abba die herumliegenden Sachen wie Dominosteine auf, sodass sie „wie am Domino-Day“ in einer Kaskade umfallen, sobald man die Tür öffnet.

Sie hätte jeden Partnerschaftstest anstandslos bestanden. Ich habe da so einige persönliche Prüfsteine. Der erste Prüfstein, den habe ich aus dem Film „American Pie“, den ich nie gesehen habe. Aber in einer Kritik oder anderswo war zu sehen, dass ein Junge beim ersten Date dem Mädchen die Wagentür öffnet und sie einsteigen

lässt. Sofern er keine Viertürverriegelung hat, kommt es nun darauf an, ob sie hinüber rutscht und die Wagentür entriegelt, bevor er sie selbst mit dem Schlüssel aufsperrt. Tut sie das, ist sie als Partnerin geeignet. Tut sie es nicht, ist sie durchgefallen. Ganz schöner Mist, dass die meisten Autos heute Viertürverriegelung haben.

Abba hat den Test trotzdem bestanden, als wir das erste mal im Auto unterwegs waren, meiner „Knutschkugel“, wie sie sie nennt. Es ist ein Lieferwagen, den ich zum Wohnmobil umgebaut habe, mit Hochdach. Ein Uraltmodell, das ich für eine Birne und eine Wurst gekauft habe. Halt, stimmt gar nicht: Es war für einen Apfel und ein Ei. Für Viertürverriegelung ist er zu alt. Sie öffnete mir die Tür und ich fragte verdattert: „Warum machst du denn so was? Hast du American Pie gesehen?“

„Wegen der Tür? Mein Vater war Fernfahrer, und wenn er mich mitgenommen hat, hat er darauf bestanden, dass ich ihm die Tür aufmache. Ich mache das gern. Ist höflich und irgendwie nett.“

„Finde ich auch.“

Und Jule? Sie ist ja auch verheiratet, und als ihr Mann erfuhr, dass sie einen neuen Freund hat, fragte er: „Was für einen Wagen fährt er?“

Als ihm Jule von meinem Lieferwagen berichtete, war er beruhigt – keine Konkurrenz. Keine Frage, dass mir Jule nie die Tür aufgemacht hat, wenn wir miteinander im Wagen weg fuhren. Das war nicht ihr Stil. Sie bestand aber darauf, dass man ihr die Tür immer auf machte, weil man ein Gentleman war. War man dann auch, wenn man dazu gezwungen wurde, um Stress zu vermeiden.

Zweiter Prüfstein: Wenn ich jemanden bekoche und danach mit dem Abspülen beginne, stellt sich der Beziehungsfähige daneben und fummelt nach dem Geschirrtuch, um abzutrocknen. Wer diesen Test wiederholt nicht bestanden hat, was mich übrigens damals nicht gestört hat, war Jule. Die blieb immer sitzen und sagte genervt: „Du bist richtig zwanghaft mit deinem Abspülen. Lass das doch einmal stehen.“ Abba dagegen pfeift ein fröhliches Liedchen, während sie die trockenen Teller vor sich stapelt, und ich bin richtig froh darüber, sie als Freundin oder Bekannte oder was auch immer zu haben.

Dritter Test: Ich spiele auf dem Klavier vor. Wer meine Stimme mag, ist drin. Als ich Siri das erste Mal was von Coldplay vorgespielt habe, meinte sie anerkennend: „Cool. Du könntest direkt bei denen mitsingen.“ Dann musterte sie mich mit funkelnden Augen, und dann machten wir was anderes. Aber das mit dem Singen blieb zwischen uns.

Es reichen eigentlich zwei, drei Lieder. Wer mehr hören mag und aufgeregt in den Noten blättert, hat bei mir einen Stein im Brett. Zu oft wiederholen muss man es nicht, aber das erste Mal ist wichtig. Wenn ich an Jule denke: Sie saß schweigend da und lauschte. Sie äußerte sich nicht über die Qualität meiner Stimme, noch schienen sie die Lieder zu interessieren. Ich spielte nicht lange, und fragte sie dann: Was machen wir jetzt? Und das war es eigentlich.

Ganz anders Abba. Sie ist so niedlich, weil sie sich dabei nicht im Sessel halten kann. „Du hast eine Superstimme!“ kräht sie und blättert schon im

Notenheft, um weitere Lieder hervor zu kramen. Während ich singe, blickt sie mich von der Seite an. Habe ich aufgehört zu singen, applaudiert sie. Später sinkt sie genussvoll in die Kissen der Couch und flötet: „Den ganzen Tag habe ich davon geträumt, hier mit dir zu sitzen und zu quatschen.“ Und so sitzen und liegen wir noch zwei Stunden, berühren uns mit den Stimmen und erzählen einander die größten Intimitäten, sodass ich zuletzt auch weiß, dass sie ihren Mann, über den sie sich soviel beschwert, immer noch liebt, und dass es bis zuletzt zwischen ihnen im Bett sehr gut war und ist. Ich mache nichts mit ihr, und sie macht nichts mit ihr. Ich erzähle ihr sogar von Jule, und sie sagt: „Sei froh, dass du sie los bist. Das ist ein Typ Frau, der viel kaputt macht.“ Ich gebe ihr zum Abschied die Hand, und sie beugt sich vor und legt mir überraschend im Halbdunkel des Flurs die Hand auf die Brust wie jemand, der einem die Zügel zurück gibt, die er eine Stunde lang zur Probe getragen hat. Als wollte sie mich zurückstoßen. Vielleicht im Bewusstsein, zu wissen, wohin man gehört, auch wenn man allein ist und unglücklich in der Partnerschaft. So ist Abba. Sie malt keine bunten Spiralen. Die Zartheit dieses Augenblicks klingt noch einige Tage in mir nach.

Der gebrochene Flügel

Als ich auf dem Operationstisch liege und zu den OP-Scheinwerfern hoch blicke, bemerke ich: „Hat

was von Jesus am Kreuz“, und die Schwester, die untere Hälfte ihres Gesichts von einem Mundschutz verborgen, antwortet: „Sie würden staunen, wie viele das sagen.“

„Weil es so ist“, behaupte ich, „es ist genau die Körperhaltung.“

Dass ich nun probeweise die Beine überkreuze, passt ja auch zum Bild, aber das empfindet sie dann doch als ungehörliche Lässigkeit für einen, der chirurgische Hilfe erbittet, und untersagt mir diese Position.

Ansonsten werden sich Ärzte und OP-Personal über den Tonfall amüsiert haben, in dem ich während der Operation mit dem Anästhesisten plaudere oder darum bitte, die 2. Symphonie von Brahms im alten Kassettendeck neu aufzulegen, während mein willenlos durchhängender Arm orange bepinselt, mit einem scharfen Messer aufgeschlitzt, durchgeknickt, von Splintern befreit und mit dem Bohrer traktiert wird. Kaltblütig wäre es gewesen, sich die Sache neugierig anzusehen wie einen Splatterfilm oder eine Reality-Show, eine Blutorgie mit hervor spießenden Knochenenden, die zu einem gehören. Kriegt man sonst so nicht zu sehen. Aber eigentlich bin ich dankbar für den grünen Zellstoff, der mich vom Geschehen trennt an diesem Samstagabend, den ich mir ganz anders vorstellte. Die Zeit verging seit meinem Unfall unheimlich rasch. Stunden werden zu Minuten, und das schon vor dem Morphin, als man waidwund – so der geläufige Ausdruck – wie ein von der Kugel tödlich getroffenes Tier auf den Ausgang der Sache wartete. Mehr noch aber danach, als das Morphin nicht nur die Schmerzen

nimmt, sondern den Weltschmerz noch dazu, den ich vorher noch als gar nicht so drängend empfunden hatte. Jetzt weiß ich, dass er da war, und das bis zur Unerträglichkeit, bis ich mit den Inlinern den Abhang hinunter lenkte, diese steile Rampe, die auf den in einem Winkel abknickenden Asphaltsteig führt, und von der man schon aus der Höhe absehen kann, dass man diesen Winkel in der Geschwindigkeit nicht nehmen kann und unweigerlich auf das Geländer prallen wird. Und noch dazu konnte man schon aus der Höhe erkennen, dass die Frau, die dort mit ihrer Tochter und den Hunden ging, einem Inliner keine andere Wahl bieten würde, als dort auf das Geländer zu hechten, wenn er eine Verletzung vermeiden will. Und so kam es dann. Selbst der Hund, den ich mit dem Körper streifte, jaulte zwar auf, schien aber unverletzt geblieben zu sein. Bezeichnend nur, dass Frau und Tochter nach der kurzen Frage, ob ich o.k. sei, das Weite suchten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich so ausgesehen hätte, als sei ich o.k. Zweifellos war ich daran schuld, dass ich so aussah. Aber rechtfertigt das, einen Verunfallten im Schmutz liegen zu lassen in dem Moment, in dem der Weltschmerz, der ihn zerfressen hat, an die Oberfläche sickert als Blut?

Nun aber, als die Schaltkreise des Gehirns unter dem Ansturm der Droge aufbrechen, ohne ich, was den Himmel ausmacht: Zeitlosigkeit und Aufgehobensein. Es ist amüsant, danach über viele Stunden mit beinahe unerträglichen Schmerzen, die nur durch ständiges Bewegen des operierten Arms in Schach gehalten werden

können, von meinem Bettnachbarn mit einer Jagdgeschichte nach der anderen konfrontiert zu werden, denn so waidwund, wie ich dort liege – vom Leben abgeschossen wie ein unkontrollierbar gewordener Wagen – kann ich mich ebenso naturgemäß leichter mit der Rolle des Wilds identifizieren als mit der eines Jägers, und diese Situation hat einen eigenen Humor zumindest für einen, der beruflich mit Geschichtenerzählen zu tun hat. Mein Bettnachbar, ein begeisterter Jäger und Erzähler, schildert sehr genau, wo die Kugeln in die Körper von Wildtieren einschlagen müssen, um den Tod rasch herbeizuführen, ein erstaunliches Handwerk, finde ich. Als waidwunder Fasan im Bett zu liegen, als freiheitsliebender Mensch, als Wildtier, das immer dann, wenn die Erdschwere drängt, auffliegt, und vom Schmerz mit diesen Todesgeschichten abgelenkt zu werden, das ist Dada und zugleich beißender Humor. Operettenhaft sind ja auch meine Auftritte hier in der Krankenanstalt. Privat versichert, schon klar. Aber auf sehr niedrigem Niveau, weshalb ich ja gleich auf Chefarztauftritte verzichte mit den Worten: „Haben Sie eigentlich noch so richtige Krankensäle mit zehn Betten und mehr? Wissen Sie, Isolationshaft in Einzelzimmern ist nichts für mich.“ Obwohl ich geschockt bin, und hilflos, reizt mich das gierige Aufblitzen in den Augen des Krankenhauspersonals, wenn man „privatversichert“ sagt, und das so sehr, dass ich innerlich schon an einer Komödie schreibe, in der Ärzte und Krankenschwestern einen prominenten Platz einnehmen. Pikierte Antwort: „3-Betten-

Zimmer sind das Äußerste“. Ohne Fernseher und ohne Dusche, wie ich später herausfinde, und zwei schnarchende Nachbarn, obwohl andere 3-Betten-Zimmer leer stehen. Strafe für meinen Geiz als Patient muss eben sein. Keiner hier kann sich vorstellen, dass ein Privatversicherter arm sein kann, ein Aschenputtel wie ich eben, arm und fleißig, und stets in der Hoffnung, dass sich eines Tages eine Prinzessin für mich finden wird, die mich aus diesem Sumpf befreit.

Witzig ist mein Zwischenstopp in der Touristenklasse auf dem großen Dampfer Gesundheitssystem eigentlich nur, weil ich mit meiner verdreckten Sportkleidung und barfuss dort noch den blinden Passagier spielen kann, der aus seinem dunklen Loch gezerzt die Hand gegen das blendende Licht der Wirklichkeit hält. Mein erhobener Arm - nur so sind Schmerz und Schwellung zu ertragen – amüsiert die Schwestern so sehr, dass sie mich nachäffen, obwohl es der „falsche“ Arm für einen Hitlergruß gewesen wäre. Operettenhaft auch der Abschied: Nach 1 ½ Tagen, ohne Gips und in Socken, mit einem großzügigen Beitrag zur Kaffeekasse des Stationspersonals, das nur einmal Gelegenheit bekommen hat, ihre bewährten Serviceleistungen über mich auszuschütten, dazu die mütterlich gemeinten Anordnungen, meine Zähne zu putzen und mir selbst den Hintern zu waschen. Es ist nicht leicht zu beurteilen, ob mein Austritt von der anderen Seite positiv oder negativ aufgenommen wird, aber er ist zumindest so ungewöhnlich, dass ich in der allgemeinen Verwirrung nicht einmal

einen Revers unterschreiben muss, so früh und noch dazu ohne Gips zu türmen.

Die erste Nacht im Krankenhaus, frisch operiert, bei offenem Fenster, durch das die mühsamen Atemzüge und das Ächzen eines Sterbenden dringen, habe ich nur einen Gedanken: An Jule. Ich wünschte mir, dass sie spürt, dass ich da bin und sie brauche. Ich wünsche mir, dass sie meine Hilflosigkeit erahnt, dass sie meinen Schmerz spürt und zu mir kommt. Blöde Gedanken. Sie hat doch per SMS Schluss gemacht. Das sollte mir zu denken geben. Mir wird erst jetzt bewusst, was heute passiert ist, dass ich wieder in der Sackgasse des Lebens gelandet bin. Ich war schon öfter dort. Jetzt bin ich in dieser Sackgasse schon ganz schön weit nach vorne geraten. Man kann es wohl noch keinen Selbstmordversuch nennen, den ich hier veranstaltet habe, obwohl es tödlich ausgehen hätte können, wie schon damals zu Neujahr beim Schifahren. Es kann kein Zufall sein, dass ich kurz nach dem Bruch mit Jule der einzige Mensch war, der dort in den heimischen Alpen im Schneesturm des ersten Tages noch auf dem Berg blieb. Der knorrige alte Herr, der mit mir am folgenden Morgen die Gondel hoch nahm, meinte, man hätte ihn in seinem ganzen Leben noch nie vom Schifahren abhalten können, aber das Wetter des vorhergehenden Tages hätte es dann doch geschafft.

Ich erinnere mich gut an den stürmischen Morgen mit dem knietiefen Neuschnee, und dem Wirbeln der Flocken, und dem Nebel, in dem sich nur manchmal Einblicke in die Piste ergaben. Manchmal war alles weiß, und dann stürzte man

irgendwo im Weiß, das sich ringsherum auftürmte und das Gefühl für Oben und Unten aufhob. Die Orientierungslosigkeit löste Schwindel aus. Dann war es zwischendurch wieder besser, und in diesem Anfangsstadium traf man noch Menschen auf den Pisten. Dann aber – ich war hoch oben auf dem Berg – hörten die windgepeitschten Lifte zu fahren auf und man war im Halbdunkel allein. Das Snowboard floss scheinbar unterirdisch dahin unter dem kniehohen, widerstandslosen Neuschnee, während die Schibrille von Eis verklebte und sich weiße Schleier über das Weiß der Nebelbänke legten, in die ich rutschte. Damals war es ähnlich wie jetzt, als ich im weißen Krankenhausbett in einem weißen Raum liege in einem weiß gehaltenen Gebäudetrakt, der Gedanke, in einer Sackgasse gelandet zu sein, die irgendwann einmal im Selbstmord münden wird, und all das, weil ich mein Vertrauen in die Liebe verliere. Liebe, die so schön wärmen kann. Liebe, die immer dann, wenn sie da ist, so selbstverständlich erscheint und stark, dass man sich gar nicht vorstellen kann, sie könne eines Tages auch wieder verschwinden. Die Liebe eines Boyfriends, der ich zeitlebens gewesen bin. Immer nur ein Anhängsel wie eine Freundin, die nicht mehr besonders hübsch ist und die man loswerden will, bevor sie in die Wechseljahre kommt. So was bin ich, nur in Mann. Die männliche Version, die nicht besonders männlich ist. Was bin ich eigentlich: Ein Transvestit? Und während ich mich – gedanklicher Flashback zurück an den Tag, an dem ich im Schnee sterben wollte, unbewusst natürlich, in einer Sackgasse -

durch die unbekannte Gegend vorarbeitete auf der Suche nach einer Abfahrt, tauchte mit einem Mal das warme Gelb einer Kapelle auf, und die Gedanken an Jule und die Empfindung der Ausweglosigkeit ließen etwas nach. Zuerst dachte ich, das Wirbeln der Flocken habe abgenommen, aber es war der wattige Schmerz im Inneren, wie vor einigen Stunden, als das Morphin in die Adern einströmte und alles, was eklig und erstickend war, auslöschte, ein warmer Strom von Licht. Da sah ich hinter dem Wald einige größere dunkle Umrisse von Gebäuden, schnallte das Brett an und glitt den Hang hinab auf die Siedlung zu, kletterte dort über einen Zaun und sah, dass im größten der Gebäude Licht brannte. Ich umkreiste das Haus und fand einen Eingang, vor dem Schier standen, an denen noch Schnee klebte, und da wusste ich, dass die Tür unversperrt sein würde. Mit letzter Kraft- und Willensanstrengung – der Schnee und die Dunkelheit hatten die ganze Wärme aus dem Körper gesaugt, kroch ich aus dem Keller hoch in das Gebäudeinnere. Da war Licht, und es roch nach Fertigsuppe und Wurst und in einem Gang stand ich vor einem Schild, auf dem stand: Sauna.

Wenige Minuten später lag ich nackt auf einem großen, weichen Handtuch im Licht und spürte das Brennen der heißen, trockenen Luft auf der Haut. Es hatte achtzig Grad in dem kleinen, nach trockenen Dielen und ätherischen Ölen riechenden Raum, und ich spürte, wie das Gefühl, dass die Sache mit Jule mir das Kreuz gebrochen hatte, aus dem steif gewordenen Rücken wich, und die Übelkeit und das Sausen in den Ohren

nachließ. Und selbst die kalte, erdige Hand des Todes in den Eingeweiden entkrampfte etwas. Und doch spürte ich im Gedanken an Jule wieder sehr genau die Sollbruchstellen des Körpers, an denen er einmal zugrunde gehen würde.

Als ich aus der Sauna kam, war ich fast so wie damals, bevor ich Jule begegnete. Ruhig stieg ich auf das Brett und folgte den Pflöcken, die man am Rand der Pisten ein rammt, ins Tal. Je tiefer ich kam, desto stärker kratzte das Brett auf dem gefrorenen Gras und schliff über Steine, so sehr hatte der Sturm die Alm zerzaust. Der Schnee war so widerstandslos, dass man in ihn bis zu den Hüften eintauchte und ruderte, als gleite man durch Wasser.

In das Hotel zurückgekehrt schrieb ich nach dem Muster des österreichischen Philosophen Ludwig von Wittgenstein folgenden

TRACTATUS **SNOWBOARDO-** PHILOSOPHICUS

Der Snowboardfahrer ist nur, wenn er
Snowboard fährt

Seitdem es Snowboarden gibt, ist Schifahren
Scheiße

Der Snowboardfahrer ist ein Ritter

I. Der Snowboardfahrer ist nur, wenn er Snowboard fährt.

1. Wenn er Snowboard fährt, ist er auch ein typischer Snowboardfahrer.

Er hat alles, was einen Snowboardfahrer ausmacht und ist vollkommen als Snowboarder. Er ist ALLES.

2. Wenn er Snowboard fährt, ist er nichts anderes als ein Snowboardfahrer.

Er hat keine Familie, keinen Beruf, keine Sprache, nicht einmal Gedanken. Er kann in der Welt nur mehr bestehen als Snowboardfahrer. Er ist NICHTS.

3. Der Snowboarder ist alles und nichts. Sein Sein besteht aus Wille und Vorstellung.

a. Er will nichts anderes als Snowboardfahren.

b. Er kann sich nichts anderes vorstellen, als Snowboard zu fahren.

II. Seitdem es Snowboarden gibt, ist Schifahren Scheiße

1. Schifahren ist Scheiße, weil es einfacher ist als Snowboarden

- a. Es ist einfacher, weil es zweibeinig ist wie der Mensch von Natur aus.
- b. Es ist einfacher, weil man in jeder Situation einen Pflug machen und stehenbleiben und das Schifahren negieren kann.
- c. Es ist einfacher, weil man auch verkrampft Schifahren kann. Wer verkrampft Snowboarden will, stürzt oder bleibt stehen, bis die Beine zu zittern beginnen.

2. Schifahren ist Scheiße, weil Snowboarden Stärke verkörpert.

Snowboarden verkörpert Stärke, weil das Brett mächtiger ist als die Brettl.

Es ist mächtiger, weil es im Tiefschnee nicht einsinkt.

Es ist mächtiger, weil es mit geringerem Fersendruck sich den Tiefschnee unterwirft.

Es ist mächtiger, weil es beim Bremsschwung eine Lawine auslösen kann.

Es ist mächtiger, weil es im unwegsamen Gelände Wurzeln und Steine abwehren kann.

- c. Snowboarden verkörpert Stärke, weil es rücksichtslos ist.

Es ist rücksichtslos, weil es die Pisten so abschleift, dass man gar nicht mehr Schifahren kann.

Es ist rücksichtslos, weil es auf den Pisten den Schifahren durch Zickzackfahren den Weg abschneidet.

Es ist rücksichtslos, weil es am Schlepplift die ordentlichen Doppelspuren der Schiläufer verwischt, so dass diese beim Hochgeschlepptwerden ins Torkeln kommen.

Es ist rücksichtslos, weil das Brett beim Sesselliftfahren schräg am Fuß baumelt und damit beim Sitzen die Geradlinigkeit der Schier behindert.

a. Snowboarden verkörpert Stärke, weil es nur von Mutigen erlernt werden kann.

Schifahren können auch Greise.

Ein Feigling wird nie Snowboarden können.

Snowboardstürze sind schlimmer als Schifahrerstürze.

3. Der Snowboardfahrer ist der neue Mensch

a. Er ist der neue Mensch, weil er allein am Besten fährt.

b. Er ist der neue Mensch, weil ihm seine Rücksichtslosigkeit wohl tut.

- c. Er ist der neue Mensch, weil er aus sportlichen Beweggründen heraus Leib und Leben gefährdet
- d. Er ist der neue Mensch, weil er sich am Stärksten empfindet, wenn ihm alles weh tut
- e. Er ist der neue Mensch, weil Coolsein sein höchstes Gut ist.

Coole Stimmung: Es hat lange und oft geschneit. Der Schnee, der nun in der Sonne schmilzt, bildet sanfte Rundungen, auf denen körnig und glitzernd Gelb und darunter alle hellen Farben des Lichts flimmern. Langsam in fester, warmer Winterkleidung über einen Waldweg gehen und die Augen schließen, wenn die glatten, zerschnittenen Bahnen der Schispuren im Gegenlicht aufflammen. Nebenan ein Bach, der vom Schnee so sehr zusammengedrückt worden ist, dass man in der Tiefe nur mehr dünn das aufgeraute Blaugrau des Eises sieht. Darunter huschen Luftblasen wie belebte Wesen: Teilen sich, verharren, laufen aus mehreren Richtungen zusammen.

III. Der Snowboardfahrer ist ein Ritter

1. Er ist ein Ritter, weil er sich das Brett unterwirft wie ein Tier, das gehorchen lernt, und es reitet.

2. Er ist ein Ritter, weil er ein Bezwinger ist.

- a. Er will den Schnee bezwingen. Das Präparieren der Piste wird er verachten.
- b. Er will die Elemente bezwingen. Er stürzt sich von Berggipfeln, rutscht von Felswänden. Am Wohlsten fühlt er sich, wenn der Untergrund nicht mehr erkennbar ist, und ihm sein Instinkt und die Empfindung des Körpers den Weg weist.

3. Er ist ein Ritter, weil Angst und Erschöpfung auch in seinem Kampf seine wirklichen Feinde sind.

Kraft zu haben und mit Kraft haushalten zu können, das ist das Geheimnis des Snowboarders. Seine Kraft ist seine Furchtlosigkeit. Der Snowboarder, der am gelassensten fährt, fährt am längsten. Der erschöpfte Snowboarder, der Angst bekommt, erschöpft sich umso schneller.

4. Er ist ein Ritter, weil er den Kampf nicht scheut.



Er scheut den Kampf nicht, weil der Kampf seine Muskeln so sehr beansprucht, dass sie danach, wenn sie geschwollen pulsieren, ein Selbstgefühl von Wärme und Mattigkeit erzeugen, das man

sonst eigentlich nur vom
Durchgenudeltwerden kennt.



Er scheut den Kampf nicht, weil
dabei größere und kleinere Blessuren
auftreten, Wunden, die er gerne leckt,
Narben, die besondere Ehrenzeichen sind.

5. Er ist ein Ritter, weil ihn das Brett adelt

d. Das Brett adelt ihn, weil es den
Schnee in eine gewellte Oberfläche
verwandelt, über die er hinweg galoppiert,
anstatt in sie einzusinken

e. Das Brett adelt ihn, weil es ihn die
Arme ausstrecken und den Körper locker
aufrichten läßt in einem Schweben.

f. Das Brett adelt ihn, weil es ihn freier
macht

Es macht ihn freier, weil er im Gegensatz
zum Schifahren in beide Brettrichtungen
fahren kann

Es macht ihn freier, weil er die Krücken der
Stöcke abwirft und sich nicht mehr aufstützt

Es macht ihn freier, weil er den Körper frei
bewegt. *So wie nur Freie zu Rittern
geschlagen werden können, macht erst die
Stocklosigkeit den Schifahrer zum
Snowboardkandidaten.*

a. Das Brett adelt ihn, weil er nur mit
dem Brett und nicht mit den Brettl'n König der
Piste werden kann.

6. Er ist ein Ritter, weil er einen Ehrenkodex hat.

a. Sein Ehrenkodex besteht darin, sich von der verächtlichen Masse der Schifahrer abzuheben.

Er hebt sich von der Masse ab, indem er Abstand hält

Er hebt sich von der Masse ab, indem er furchtlos und brutal fährt

Er hebt sich von der Masse ab, indem er sexy die Hüften schwingend am weiblichen Fußvolk vorbei reitet.

b. Sein Ehrenkodex verlangt, seine Ehre im Wettstreit einzusetzen.

Sein Turnier ist die Halfpipe, wo er unter Gleichen sein Können und seine Furchtlosigkeit beweist. Nur so kann er unter Snowboardern zum Anführer werden. Im Gegenzug ist Schifahren Scheiße, weil Schifahrer Rennen veranstalten. Der Snowboardfahrer weiß, dass der Schnellste sehr oft auch der feigste ist, und verschmäht dergleichen.

7. Er ist ein Ritter, weil er kein feinsinniger Mensch ist.

- a. Er ist kein feinsinniger Mensch, weil ihn Gedanken stören, sogar Gedanken über das Snowboarden.
- b. Er ist kein feinsinniger Mensch, weil er nur stampfende, optimistische Musik erträgt - vorzugsweise aus riesigen, vibrierenden, auf alpenländische Holzhütten geschnallten Lautsprechern.
- c. Er ist kein feinsinniger Mensch, weil er nur Lieder erträgt, deren Inhalt um Fressen, Saufen und Ficken kreist.
- d. Er ist kein feinsinniger Mensch, weil seine Fröhlichkeit nur schallend denkbar ist.
- e. Er ist kein feinsinniger Mensch, weil ihm jede Ironie abhold ist.

Ohne sein Pferd ist der Ritter keine Ritter mehr, sondern Fußvolk. Genauso ist der Snowboarder ohne Snowboard kein Gott, sondern ein gewöhnlicher Mensch. Das ist eine ganz großartige Chance.

Ende

Was mich heute in den ersten Stunden nach der Operation beklommen macht, ist der Gedanke: Wenn dieses Verharren im Schneesturm der erste Schritt war, dann ist heute der zweite Schritt getan. Ist der dritte Schritt dann der Tod, oder zumindest eine tödliche Krankheit?

Am folgenden Morgen merke ich, dass ich doch einige Minuten geschlafen haben muss, denn der Alpdruck der Nacht ist fröhlichem Sonnenschein gewichen. Ich liege noch eine Weile mit geschlossenen Augen im Bett, doch dann werde ich aktiv. Ich bin wild entschlossen, das Krankenhaus zu verlassen. Da ich mit Inlinern eingeliefert wurde und man mir Jacke und Pullover zerschnitten hat, stehe ich vor der Wahl, barfuß und in T-Shirt ins Taxi nach Hause zu steigen oder mir von Freunden Kleider und Schuhe ins Krankenhaus bringen zu lassen. Dass ich schon am ersten Morgen mit instabilem Kreislauf und Drainageschläuchen im Kiosk auftauche, um Zahnbürste, Zahnpasta und Bücher zu kaufen, amüsiert. Kleider und Schuhe kann man hier nicht kaufen, da jeder andere, der hier eingeliefert wird, Freunde oder Familie hat. Ich frage mich, wen ich anrufen soll. Seit der Jule-Geschichte hatte ich nur mehr Kontakt zu Verlagsleuten. Ich habe gearbeitet, aber nicht gelebt. Soll ich Freunde anrufen, bei denen ich mich seit Monaten nicht mehr gemeldet habe? Soll ich meine Mutter informieren? Wie soll es mit mir weitergehen? Am ersten Morgen wechselt ein Mann im weißen Kittel meinen Verband. Da ihm eine Schwester zur Seite steht, nehme ich an, er ist Arzt.

„Darf ich Sie fragen, wie es mit mir weitergeht?“

„Was meinen Sie?“

„Ich meine, ich bin operiert, und jetzt geht es doch irgendwie weiter mit Verband, Nähte entfernen, und so.“

„Darüber reden wir dann bei der Entlassung.“

„Und wann werde ich entlassen?“

„Immer mal ruhig. Alles zu seiner Zeit.“

Ich sammle mich. Dann: „Ich gehe morgen nach Hause. Kriege ich dann Bescheid?“

„Morgen? Das geht nicht. Morgen kriegen Sie vielleicht die Schläuche heraus.“

„Morgen ziehen Sie mir die Schläuche, und dann gehe ich.“

Er schaut mich wortlos an. Dann dreht er sich um und verlässt den Raum. Die Schwester mustert mich kurz und abschätzig, bevor sie ebenfalls verschwindet.

Einige Stunden später steht plötzlich der Oberarzt vor mir, ziemlich verärgert, und etwas müde. Auch er stellt sich nicht vor, und ich nehme zuerst an, dass er auch meinen Namen nicht weiß. „Sie wollen gehen, habe ich gehört?“

„Ja, ich bin selbständig, und ich kann mir keinen großen Krankenstand leisten.“

„Was sind Sie von Beruf?“

„Ich bin von Beruf Übersetzer.“

„Schreiben Sie da mit der Hand oder mit dem Computer?“

„Mit dem PC.“

„Dann sind Sie jetzt drei Monate krank geschrieben, denn so lange wird Ihre linke Hand im Gips sein.“

„Das geht nicht ...“ beginne ich.

„Übersetzer? Sie sind doch der Dichter Mayr, oder?“

Ich, widerwillig: „Ja.“

„Ich habe einige Bücher von Ihnen gelesen. Ich fand sie recht gut.“

„Danke.“

„Irgendwie aus dem Leben gegriffen. Ich hatte beim Lesen den Eindruck, dass Sie vielleicht ein bisschen ein Schlitzohr sind, aber dass Sie mit beiden Beinen auf dem Boden der Realität stehen. Deswegen glaube ich auch, dass Sie nachvollziehen können, was ich Ihnen jetzt sage. Das mit Ihrem Arm, das wird so nichts. Sie müssen sich vorstellen, das sind nicht nur die Knochen, da sind Sehnen abgerissen, da ist die Membran zwischen Elle und Speiche zerfetzt, das kommt nicht zur Ruhe so, wenn es nicht ruhig gestellt wird. Die Hauptrisiken bei so einer Verletzung ist ein Bruch, der nicht zusammen wächst, und Sehnen, die sich nicht mehr richtig miteinander verbinden, weil keine Ruhe in den Arm kommt. Haben Sie Schmerzen?“

Ich nicke.

„Ich gebe der Schwester Bescheid, dass Sie ein ordentliches Schmerzmittel bekommen. Und das mit dem Heimgehen morgen, denken Sie darüber noch nach. Vier Wochen Oberarmgips, zwei Wochen Unterarmgips, das ist das Minimum.“

Nachdem er gegangen ist, fahre ich ins Erdgeschoss und fummle Münzen in den öffentlichen Fernsprecher hinein. Siri ist da, sie versteht sofort, worum es geht. Ich verrate ihr, wo ich den Haustorschlüssel verstecke. Sie schreibt sich auf, was ich brauche, und eine Stunde später ist sie da. Als sie zur Tür hereinkommt, gehen alle Blicke der Besucher und meiner Bettnachbarn automatisch auf sie. Sie sieht blendend aus: Gestylte Kleidung, dezent geschminkt, seidiges, üppiges Haar, lange, weiße Beine in kniehohem Schuhwerk, das man aus begreiflichen Gründen

„Fick-mich-Stiefel“ nennt. Denn diese Beine und diese Stiefel, das ist ein Reiz, der sich an Intensität nur mit dem Anblick einer Splitternackten messen lässt. Fast genauso modisch gekleidet ist Tochter Guri, wie auch Siri bewaffnet mit einer Plastiktüte. Meine Sachen, und dazu noch einige Geschenke. Obst, liebevoll zugeschnitten. Siri hängt mir ihren MP3-Player um, und dann, während wir uns in ein Eck zurückgezogen haben, packt sie ihre Globuli aus. Sie hat verschiedene Globuli mitgebracht. Ich achte nicht auf das Etikett, lasse mir bereitwillig die Rohrzuckerkügelchen in die Hand träufeln und lutschte sie brav, obwohl ich mir davon nichts erwarte. Wie tief muss man gesunken sein, wenn man sich der Irrationalität und Traumsäuselei der Homöopathie überlässt? Es dauert nur wenige Sekunden, da merke ich, dass ich meinen Arm nicht mehr in rastloser Bewegung halte, um den Schmerz auszuhalten. Ich hebe ihn nicht einmal mehr hoch, sondern kann ihn nun anstandslos auf der Tischplatte ablegen und er tut überhaupt nicht weh. „Du, Siri, ich glaub's nicht, aber ich habe keine Schmerzen mehr.“

„Die Homöopathie hilft“, sagt sie mit triumphierend blitzenden Augen.

„Ich weiß nicht, was es ist, Placebo-Effekt oder die Freude, dass ihr da seid, aber jedenfalls geht es mir richtig gut“, sage ich. Und es stimmt da was daran. Irgendwie scheint jetzt der schwarze Schatten von mir genommen, und es geht ein Bilderreigen durch meinen Kopf. Ich sehe mich als Inline-Skater auf die Mutter mit ihrer Tochter und den Hunden zu rasen und merke plötzlich, dass

das nur ein Bild sein könnte von Siri und Guri, auf die ich nun als Hilfebedürftiger zu treibe. Es ist da zum ersten Mal der Gedanke an eine Familie. Ich sehe es in den Augen der beiden, aber auch in den Augen der anderen um uns herum, die uns längst als Einheit sehen. Der Jäger fragt mich nachher gleich, ob das meine Frau war. Als ich verneine, fragt er nach ihrer Telefonnummer, und ich darauf: „Bloß keine Blattschüsse auf die Frau, mein Lieber, die brauche ich noch.“

Siri kramt in ihrer Tasche und hält mir ein in Weihnachtspapier verpacktes Geschenk hin. Es ist groß wie ein Heft oder ein kleines Buch. „Ist es das, was du wolltest?“

„Ja“, sage ich.

Eine Frage in ihrem Gesicht, aber sie sagt nichts weiter, legt es auf den Tisch zu den anderen Sachen.

Als sie gegangen sind, reiße ich die Verpackung auf. Es handelt sich tatsächlich um ein kleines, von Hand gebundenes Buch mit Pappeinband. Es hat keinen Titel und ist voller Text, dem man ansieht, dass er auf einem normalen PC mit normaler Schreibsoftware geschrieben wurde. Ich bin es selbst gewesen, der das Buch verfasst und zusammengeklebt hat. Es war als Weihnachtsgeschenk für Jule bestimmt, hat sie aber nie erreicht, weil sie mir den Laufpass gegeben hat. Aber auch, weil der Text als Weihnachtsgeschenk denkbar ungeeignet ist, wie mir jetzt bewusst wird. Er ist sozusagen das Gegenteil davon. Der Text ist so etwas wie diese Filmszene, wo einer, der es gründlich vermässelt hat, zu Hause sitzt und hofft, dass er angerufen

wird. Er sitzt beim Telefon, aber es passiert nichts. Dann hebt er ab und wählt ihre Nummer – und hängt nach einer Sekunden wieder auf. Genauso das ist dieser Text. Als Geschenk ungeeignet, weil er vom anderen abprallt wie ein Magnet, den man umdreht. Man kriegt und kriegt die Teile nicht mehr zusammen, das Eisen wehrt sich zu sehr.

Und doch möchte ich sehen, ob ich in dem Heft die Gefühle der vergangenen Nacht wieder entdecken kann, ob sie mittlerweile nicht mehr gelten oder weniger gültig geworden sind. Ich lege mich ins Bett und lese, während meine Nachbarn auf RTL eine Quizshow angedreht haben und sich lauthals über das Fischen unterhalten:

„Wir sind aus dem gleichen Holz geschnitzt, Jule. Das wurde mir nie so klar bewusst wie gestern Nacht, als ich schon mit dem Wagen unterwegs war zum Schifahren und als Dein Anruf kam und die bange Frage: Wo bist du denn jetzt? Immer sehr indirekt, zögerlich – gemeint war: Ich möchte Dich sehen. Aber das war schon etwas lächerlich geworden, da wir gerade zusammen gewesen waren und uns verabschiedet hatten. Vielleicht war es lächerlich, und doch spürtest Du, dass etwas nicht stimmte, und diese Feinfühligkeit haben wir gemeinsam, es ist eine Form von Weichholz, aus dem wir gemacht sind, fast so weich, dass man beim Anfassen die Fingerabdrücke sehen kann. Wenn ich sage, dass wir aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, dann meine ich aber vor allem, dass wir kopflos lieben, je intensiver, desto verwirrter. Warum das so ist, verstehe ich jetzt. Es ist Verliebtheit im Sinne der

Forscher, als sie auf Bildschirmen sahen, was Verliebtheit im Gehirn der Betroffenen anrichtet. Man kann es eigentlich nur mit einem Kokain-Rausch vergleichen, sagte einer, es ist eine Kaskade der Ausschüttung von Botenstoffen in Erlebniszentren. Und als Du angerufen hast, da empfandest Du den Cold Turkey des Entzugs, der immer dann eintritt, wenn man spürt, dass sich der andere entfernt, dass er von einem weg geht, dass er vielleicht nie wieder kommt. Ich habe es erkannt, weil ich es selbst mit Dir zum ersten Mal, aber nun schon wiederholt erlebt habe. Gerade liegst Du noch in meinen Armen, und ich bin völlig sorgenfrei, ich bin aufgehoben, geschützt und umsorgt von Deiner bloßen Anwesenheit. Dazu musst Du nichts sagen und nichts tun außer diese kleinen Bewegungen oder Laute, denen man anmerkt, dass sie mich erfahren wollen und gehört werden. Oder es ist die bloße Körpertemperatur. Oder Dein Lächeln ganz nahe, bevor ich Dich küsse. Oder wie sich die Haut auf Deinem Rücken anfüllt, samtig, oder so wie gestern, wo sie sehr warm war in der Freude, meine Hand wieder zu spüren, und dazu waren ganz viele kleine, wollige Härchen zu spüren, die man sonst auf Deinem Rücken gar nicht kennt. Kaum aber warst Du eingeschlafen und Dein Körper lag wenige Zentimeter von mir weg und ich dachte an unser Gespräch, dieses gottverdammte Gespräch von Deiner ewigen Liebe für einen anderen, kam es mir fast so vor, als hätte man gerade noch das wohlige und warme Kreisen von Alkohol in der Blutbahn erlebt. Nun aber wird er abgebaut zu etwas Saurem, und man spürt, wie sich dieser

zersetzende Stoff ins Gewebe ein frisst und einen von innen heraus vergiftet, bis man traurig und mutlos davon wird. Da stand ich also auf und zog mich an, vorsichtig, um Dich nicht zu wecken. Aber tatsächlich warst Du sofort wach oder immer schon wach gewesen, und standst vor mir: Wo gehst Du hin? – Ich fahre jetzt schon los. Und dazu Deine Schweigsamkeit, als hätte man Dich vor den Kopf geschlagen, willenlos bist Du dann und versuchst es zu akzeptieren, es hat doch keinen Sinn. Dann die erste Regung: Dann gehe ich auch. Es war Dir unmöglich, noch im selben Bett zu schlafen, in dem Du zuvor gerade so schön müde geworden warst, denn es war das Bett nicht mehr, sondern ein anderes Bett, das schon längst am Auskühlen war. So hast Du Dich willenlos bis zur Garage bringen lassen und das Auto hochgefahren und mir dann mit meinem Wagen den Vortritt gelassen. Doch anstatt einen flüchtigen Konvoi zu bilden – schließlich würden wir, die wir beide nach Süden unterwegs waren, noch lange den gleichen Weg haben – verschwanden Deine Scheinwerfer augenblicklich im Rückspiegel, als säßest Du mit gebeugtem Kopf da, kraftlos und willenlos wie eine Hülle. Als Du später angerufen warst, war ich überrascht, wie wenig weit Du gekommen warst und wie sehr ich mich schon entfernt hatte, obwohl mein Wagen eigentlich langsamer ist als Deiner. Und genauso überrascht war ich, als ich auf Dich wartete, dass Du nur wenige Kilometer weiter gekommen warst als beim ersten Anruf und wie ratlos, fast kindlich Deine Stimme klang, als Du mich nach Abzweigungen fragtest, und dann die

Verzweiflung in Deiner Stimme, als Du die Abzweigung versäumt hattest, fast kindisch, aber das hatte nichts zu tun mit verkehrstechnischen Dingen, sondern es war die Verzweiflung, die man empfindet, wenn der andere sich entfernt hat und man sich gar nicht mehr sicher sein kann, ob er überhaupt noch auf einen warten wird. Und vielleicht hast Du daran gedacht, dass ich Dir die Hausschlüssel abgefordert habe. Nie bist Du ohne mich in die Wohnung gegangen, um Probe zu liegen oder auf mich zu warten, dass ich nach Hause komme. Du hast die Schlüssel nie benutzt, aber sie waren das kraftvolle Symbol, dass Du mich fahren kannst wie einen Wagen. Und tatsächlich war es lange so, dass Du nur den Schlüssel einstecken musstest, und schon sind in mir die Lichter angegangen und der Motor kam ins Laufen und ich habe gelächelt, und eigentlich ist das immer noch so. Das habe ich aber auch in Dir gespürt, dass Du mir den Schlüssel zu Deinem Herzen ausgefolgt hast damals mit den Worten, dass ich Dich geöffnet habe, vielleicht nur auf einer körperlichen, handgreiflichen Ebene, aber immerhin. Das Symbol des Schlüssels passt natürlich auf das Gespräch an diesem Abend, der Schlüssel zum Verständnis dazu, dass Du mich allein lässt, dass Du mich zurück stößt und dass Du Dich verkriechst. So verletzt hat Dich der Andere, dieser Chorleiter, Dein Geliebter, und er konnte es nur, weil Du ihm Deine Seele geschenkt hast, als Du für ihn gesungen hast. Du kennst vielleicht das Bild der Seele, die als Atem dem Menschen eingehaucht wird, und diesen Atem hast Du dem anderen verkauft in einem

faustischen Pakt, der dich die Musik erkennen ließ und Dich in Schwingungen versetzt hast, die Du vorher nicht gekannt hast. Seither aber fehlt Dir dieser Atem. Er hat ihn mitgenommen, man sieht es ja in seinen Blicken auf den Photos im Internet. Und deshalb ist seither Deine Kehle nicht mehr gesund geworden, immer wieder hat sie sich entzündet, wenn es auf diese verdammte Jahreszeit hin ging, diese Weihnachtszeit, die für dich immer mehr zur Farce wurde, wenn sich alle anderen liebten, Du aber verstoßen warst. Und diese Kehle hat es Dir zugeschnürt, als ich Dich einmal einen Tag lang verstieß im Bewusstsein, dass Du mich nicht liebtest. Du konntest nicht mehr atmen, denn der winzige Rest, der Dir von damals geblieben ist, wird schnell aufgebraucht, es ist dafür gar nicht so viel notwendig. Und obwohl Du eine Nachtigall bist, singst Du schon lange nicht mehr. Manchmal, wenn Du erschöpft bist und leise schnarchst, lege ich Dir meine Hand auf den Brustkorb, ganz zart, und spüre die Beklemmung des fehlenden Atems, selbst im Schlaf. Und dann schnürt es mir selbst die Kehle zu, weil ich spüre, gegen welchen Gegner wir kämpfen, und wie wenig es manchmal helfen kann, aus dem gleichen Holz geschnitzt zu sein, und diesen Draht miteinander zu haben, diesen wunderbaren Draht, der über den Körper in die eindringt als Elektrizität, wenn ich mit Dir schlafe und mich in dir verwurzelt, Fleisch von einem Fleisch, und wir gemeinsam ein Baum werden, der sich mit männlichen und weiblichen Wurzeln ins Erdreich vorschiebt und sich dabei immer fester mit ihr verbindet. So könnten wir sein, wenn

unser Holz etwas fester wäre und nicht so schnell faulig würde vom Regen, den wir uns doch nur selbst zumuten. Ich Dir, sollte ich vielleicht sagen, denn in all der Zeit, die wir uns kennen, hast Du mir noch nichts Böses getan, während ich böse war, ungeduldig und unverständlich und gereizt, und das Schlimmste war, Dir dafür, dass ich nun den Schlüssel zu Deiner Depression, zu Deiner Wunde, gefunden hatte, meine Hausschlüssel zu entziehen und Dir zu schreiben, Du hättest auch den Zugang zu meinem Herzen verloren. Deshalb war diese Fahrt so schlimm gestern Abend, in der Dunkelheit und Kälte und der Unmenschlichkeit der Autobahn mit ihren Metallschienen und ihrem holprigen Asphalt und den vielen Blendlichtern und Bauzäunen und den lärmenden Betrunkenen auf den Parkplätzen der Raststätten. Es war wirklich mutig von Dir, Jule, mir nach zu fahren, aber Du bist mutig, alleine in dieser rechtlosen, dunklen Autobahnwildnis zwischen den Städten, und Du kamst nur für eine Umarmung. Ich habe Dich gefragt: Warum möchtest Du kommen, was willst Du? Und Deine Antwort war: Eine Umarmung. Während ich von einer tiefen Traurigkeit erfasst war, die immer weiter in mir hoch stieg, je weiter sich die Ribonukleinsäure des Wissens, dass Deine Seele einem anderen gehört, im Zytoplasma meines Gehirns ausbreitete, erlebte ich den Cold Turkey des Entzugs, und diesmal hatte es nichts damit zu tun, dass Du weggingst von mir, oder auf Anrufe nicht antwortetest, sondern mir wurde bewusst, dass Du nie ganz bei mir gewesen warst, und deshalb war ich so hirnlos und gemein, darüber zu klagen,

dass Du mich belastest mit Deiner Passivität und Deiner Depressivität, und dass ich es durchziehen wollte, nun Schi fahren zu gehen. Ich spürte, wie es Dich quälte, dass die Gemeinsamkeit, die wir eben noch erlebt hatten, weggezogen wurde wie ein Teppich, auf dem man eben noch gestanden hat. Es quälte mich auch, denn wir sind aus dem selben Holz geschnitzt, und die Verzweiflung, Dich aus den Händen zu verlieren durch falsche Worte und ungelenke Handlungen, die wieder Anlass geben zu weiteren falschen Worten und ungelenken Handlungen, da wir beide eine Erinnerung haben, die nichts auslöscht. Irgendwann einmal wird es so sein, dass wir nicht mehr wirklich reden, sondern uns nur mehr gegenseitig etwas vorwerfen werden, zum Beispiel, was der andere einmal gesagt hat, aber wir werden nichts mehr sagen. Das zu wissen, verzweifelte mich, die Verzweiflung darüber war so groß, wie ich es in Deinem Gesicht las, Jule. Wieder hast Du zu weinen begonnen, und das war schlimm, denn ich weiß, wie sehr es Dich schwächt, zu weinen. Ich glaube schon, dass es gut ist, dass Deine Empfindungen wach werden, aber ich glaube Dir auch, dass eine allzu große Wachheit gefährlich werden kann. Ich spüre es selbst, wie es ist, wach zu sein. Auch ich habe lange geschlafen, und habe es bedauert, nicht lieben zu können. Jetzt aber, wo ich liebe, weiß ich, dass es mit Entzug abwechselt, das schleichende Gift, das einen erfasst, wenn der andere nicht da ist, den man liebt. Man kann darüber lächeln und sich sagen: Nun gut, es ist eben so, lass es eben zu, Du kannst doch das

Handy weg legen und in einer Stunde wieder nachsehen, ob eine SMS gekommen ist. Wenige Sekunden später aber nimmt man das Handy und sieht nach, und es ist da ein Stich im Herzen, weil keine SMS gekommen ist, und dann sieht man wieder nach und wieder und wieder, und man wundert sich, wie wenige Minuten eigentlich vergangen sind, als man gerade noch nachgesehen hat und wundert sich, wie oft man nachsehen kann, ohne dass überhaupt Zeit vergeht, bis man endlich das Handy weglegt mit dem Gefühl, dass da etwas ist, das einen auffrisst und stärker ist als man selbst. Es ist das Gefühl, entweder Du rufst an oder Du schreibst selbst eine SMS. Aber das hast Du doch gerade, es muss doch den anderen quälen, wenn er merkt, dass man ihm dauernd schreibt und damit den Druck erhöht, zurück zu schreiben. Da merkt man plötzlich, wie eine heiße Woge in einem aufsteigt. Ist es Wut oder Scham oder Trauer? Aber es gibt nichts, das dieses Gefühl zur Klarheit führt oder wie man es überhaupt entladen könnte. Man kann eigentlich nur hilflos grinsen und sagen: Wahrscheinlich bist du verrückt. Oder Du bist eben liebeskrank. Du bist neurotisch. Und dann, wenn man weiß, dass man nicht normal tickt, ist das fast tröstlich, denn dann kann man sagen: Es ist gut, dass man den anderen nicht mit seiner Krankheit quält. Und es hilft auch, wenn man sich sagt: Es ist eben stärker als ich, also ist es sinnlos, sich dagegen aufzubauen. Am Besten, man lässt es an einem ziehen und zerren, und wartet, bis es irgendwann einmal aufhört, so wie man das eben bei einem Sturm macht. Das ist das

Gift, das ich meine, wenn ich von Entzug spreche, und dieser Entzug hatte Dich zu mir geführt, obwohl wir uns gerade getrennt hatten, und das in aller Zärtlichkeit. Obwohl Du nach Hause hättest fahren können, um dort ein bisschen zu schlafen. Schließlich war es spät genug. Als wir einander noch eineinhalb Stunden geherzt und getröstet und gequält und ratlos gemacht hatten, war es schon halb drei Uhr morgens, und Du konntest nur mehr über alles heulen und verstandest nichts mehr und ich konnte nur mehr ratlos mit dem Bein zucken, als wäre ich ungeduldig, aber eigentlich hatte ich nur eine Sehnsucht: Bei Dir zu sein und Dich festzuhalten und Dich nie mehr los zu lassen. Das wird der Moment gewesen sein, indem Dir einfiel, mich weg zu schicken. Und tatsächlich war ich ja gerade zu einer Reise aufgebrochen. Ich wollte ja anscheinend weg, und hatte ich nicht eben darüber geklagt, Schi fahren zu wollen, anstatt mit Dir den ganzen Tag nur im Bett zu bringen und darüber zu reden oder eben nicht zu reden, warum man alle Pläne, die man gemacht hatte, stillschweigend unausgeführt ließ? Wie großzügig war es da von Dir, zu sagen: Fahr doch weg und lass es Dir gut gehen, ich wünsche es mir doch, dass wenigstens Du Dich amüsierst! Tatsächlich aber war das Pendel dadurch, dass ich wieder an Dir zu zerren begann und Dich vereinnahmte und wie ein Kind an Deinem Schürzenzipfel hing, umgeschlagen und Du hattest eigentlich nur mehr den Gedanken, mich abzuschütteln, wie man das offenbar früher mit Kletten gemacht hat. Und so kann es öfters mit uns kommen, dass einer den anderen stehen

lässt, und dieser sich nach ihm sehnt, kaum aber erfüllt sich die Sehnsucht, lässt er seinerseits den anderen stehen. Das muss so sein, denn tatsächlich sind wir aus demselben Holz geschnitzt, und es wächst auf einem Baum, der kein Gewicht trägt, vielleicht ist er ein Busch oder ein Bäumchen, dessen Holz nicht nur weich ist, sondern auch brüchig. Ich kenne Deine Scheu, als wäre es die meine. Es hätte von mir sein können, dass Du mehrmals vor meinem Haus gestanden hast im Regen, aber nicht zu klingeln wagtest, obwohl Du die Hausschlüssel sogar in Deiner Tasche hattest. Stattdessen schien es Dir sinnvoller, meinem Wagen ein Zettelchen mit einer Liebesbotschaft unter den Scheibenwischer zu klemmen, als würde er es mir schon weitersagen, als könnte er mich noch rechtzeitig anrufen und sagen: Hurtig, Deine Geliebte war gerade da und hat mit ihren kleinen Händen an mir genestelt. Rasch herunter aus Deinem Bau, sie huscht schon um die nächste Ecke und wird bald verschwunden sein! Als ich Dich fragte: Und, hast Du gedacht, der kann was damit anfangen? hast Du sofort verstanden und gelacht, und das war einer dieser Augenblicke, an dem ich spüre, dass wir aus demselben Holz geschnitzt sind, wir finden solche Bemerkungen lustig, genauso wie manche andere grobe oder sarkastische Anmerkungen, bei denen Du weißt, dass ich sie nur äußere, um Dich zum Lachen zu bringen. Dass ich sie gar nicht so meine, dass ich eher das Sanfte mag. Auch ich habe auch schon selber früher vor dem Haus einer Geliebten gestanden, ich kenne diese Scheu, diese Sprachlosigkeit, und ich bin keinen

Deut besser, obwohl ich in der Zwischenzeit das Reden gelernt habe. Ich kenne diese Sprachlosigkeit, als Du endlich im Wagen warst und in meinen Armen lagst und die Umarmung, wegen der Du gekommen warst, schon mehrmals und noch einmal erfolgt war und als Du nicht gehen konntest, weil Du wusstest: Wenn Du jetzt gehst, dann beginnt wieder das Spiel, dass Du mich verlassen hast, und dann musst Du Dir wieder Vorwürfe anhören, dass Du Dich nicht rührst, und dann trittst Du mir schon vorsichtig entgegen wie der Dompteur der Wildkatze, mit dem Blick auf das gestäubte Fell und die Barthaare. Und dann war es ja schon mehrmals so, dass mit mir nicht gut Kirschen essen war, und dass ich Dir Vorhaltungen machte und Dich bedrohte und erpresste und schließlich begannst Du zu heulen wie eine, die sagen will: Aber ich habe Dich doch lieb, warum quälst Du mich so? Heultest aber stumm und brachtest kein Wort heraus und sahst mich nur an, bittend, flehend, bis ich schließlich wehrlos wurde, und dann war es gut wie in Beethovens Pastorale, wo es nach dem Sturm heißt: Friedliches Ficken auf dem Lande. Ich kann Dir nicht sagen, warum ich Dich mehrmals weg gestoßen habe. Wahrscheinlich, weil Du mir gesagt hast, dass Du keine größere Angst hast als die. Oder ich spürte es instinktiv, dass dort Deine empfindlichen Teile waren. Es war schäbig von mir, wie ich jetzt weiß, denn gestern Abend, als ich Dir beim Heulen zusah und dir dabei über den Rücken strich, war mir klar, dass es ein großer Nachteil sein kann, aus dem gleichen Holz geschnitzt zu sein. Man weiß nicht

nur, wie man den anderen am Besten quält, sondern man kann auch nur schwer davon lassen. Wo ein anderer als ruhender Pol Ordnung und Struktur in die Sache bringt, haben wir uns schon mehrmals gegenseitig hysterisch gemacht, weil wir uns in dieser Hinsicht zu ähnlich sind. Aber es hat auch was Schönes, dass es so ist: Wir lieben einander, und das ist es, was es uns so schwer macht, ruhig zu bleiben. Ich habe es gemerkt, als ich Dich vor einigen Tagen im Zorn zur Garage zu Deinem Wagen führte, äußerlich ruhig und kooperativ, und doch feindselig schweigend. Da hast Du meine Hand genommen und mir unsere Hände in meine Rocktasche geschoben. Weniger, weil es so besonders kühl gewesen wäre, sondern, weil es schön war, die Hände warm werden zu spüren. Es sind das Gesten, die Du vollbringst, die mich beschämen, denn gerade so wie Dein Anruf von gestern und die Bitte, mich noch einmal umarmen zu können, waren diese Hände in meiner Rocktasche beredtes Zeugnis dafür, was wir füreinander sein können, und ein gutes Bild für Deinen Wunsch, bei mir zu sein. So oft ich Dich angeklagt habe wegen Deiner Schweigetage, dieser Zustände des Incommunicado, Telefon ausgeschaltet, Wohnung versperrt, wo Du Dich in einen erstickenden Kokon einspinntest wie eine Fliege im Netz der Spinne, die mit jeder Bewegung, mit der sie sich befreien will, die Schlingen enger zieht, war ich doch wortlos im Vergleich zur Kraft Deiner Geste, diese Hände, die sich vereinen zu einem gemeinsamen Wesen, das dann ruht in der warmen Gebärmutter meines Mantels. Du hast

einmal gesagt, Du bist ein Bewegungsästhet, und das stimmt. Es hatte etwas von einem Tanz an jenem Abend, als ich Dir Vorhaltungen machte und beim Spülen war. Irgendetwas hatte Dein Interesse geweckt, und Du kamst in meine Nähe und ich stieß an Dich, und die Berührung war für Dich ein Zurückstoßen. Als ich Dich umarmte, kam Dein Weinen als Zucken im ganzen Körper, vor allem aber in Deinem Bauch, der gegen meinen prellte, und dann löstest Du Dich und gingst in den Nebenraum, um dort eine Weile im Dunkeln zu stehen. Gestern, bevor wir gingen, bist Du mit einem Fuß probeweise in meinen Schuh geschlüpft und hast gelacht. Ja, es hatte etwas von den Jahren, die man in den Schuhen des anderen gewandert sein muss, um ihn verstehen zu können, und dass man uns nicht vergleichen kann. Das mit der Bewegung kam schon ganz am Anfang, als ich Dich fragte, ob Du Dir vorstellen könntest, mich in den Kreis Deiner Bewunderer aufzunehmen. Da hast Du den Kopf nach links gedreht im Zweifel und dabei gelächelt. Vielleicht wusstest Du damals schon, dass wir aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, und Du hast vielleicht auch gesehen, dass ich aus einem dickeren Stamm gefertigt bin als Du, Jule, und Du hast Recht. Es ist an mir, den Stamm abzugeben für den Baum eines gemeinsamen Lebens. Dafür muss ich Dich schwingen lassen, und von der Luft umfächeln, und die Basis sein, auf die Du Dich mit dem Fuß abstützen und dich hoch empor heben kannst in die Strahlen der wärmenden Sonne. Helle Momente, Aufklarungen in einer tief sitzenden Verzweiflung sind wie diese. Der

langsame Weg durch die Stadt an die alte, hohe Mauer, die einen den Berg hoch führenden Steig von der Straße abgrenzt. Dann der verwinkelte Gang durch das muffige Wächterhaus, bevor man im Garten steht und mit einem Mal von der Stille umfungen wird, in der einzelne Vogelstimmen rufen, während man langsam und stetig die Anhöhe hoch klettert, der Kirche zu. Der Zauber dieser Stunde wurde noch gesteigert, als ich im riesigen, leeren Kirchenraum bis an das hintere Ende kam, wo die Orgel aufklang, und sich dann in der kleinen Kapelle einige wenige alte Menschen um einen alten Pfarrer scharten, der dann erklärte, dass dieser Samstag, an dem ich den Weg in die Messe gefunden hatte, der Mutter Gottes geweiht war. Der dicht mit Stuck verzierte Raum hatte vor langen Jahren Mönchen als Betkammer gedient, das merkte man auch an einer Deckenmalerei, die auf Lateinisch: „Meine Zuflucht bist Du, o Herr“ bekannt gab. Da war ein wahres Wort gesprochen, und ich dachte an meine Mutter, die mich zu Gott hingeführt hat, und an Deine Mutter, die der Teufel ist. Was ja wohl das gleiche ist. Meine Stimme erhob sich innerhalb der alt gewordenen anderen Stimmen, die nicht mehr das hohe C oder D erreichten, und merkte daran, dass mir dann zwischendurch doch die Kehle von ungeweinten Tränen stockte, und die tief gehende Verzweiflung darüber, Dich verloren zu haben, mich zu Boden zwingen wollte. Aber es war ein lichter Moment, in dem mir der Gedanke kam: Ähnlich wie die Mutter Gottes hast Du mich beschenkt, wenn wir miteinander schliefen. Und ähnlich wie schon Josef musste ich

begreifen, dass Du mein Kind nie empfangen wirst. Und ich hätte mir ein Kind von dir gewünscht, Jule. Ja, sehr.

Später dann kam beim Abstieg in die Stadt eine milde, versöhnliche Stimmung auf, die wieder an den Zauber anknüpfte, doch es dauerte nur wenige Stunden, bis die Trauer zurückkehrte, messerscharf noch, aber mit der Vorstellung, dass jede Klinge abstumpft, wenn sie nur lange genug im Fleisch gestochert hat.

Ähnlich sanft war unser letztes Gespräch, obwohl ich es dann, als Du – wie so oft – nicht zu Ende kommen wolltest, abbrach im Bewusstsein, dass es gut war, die Beziehung zu lösen. Tatsächlich ist es nur konsequent, was Du tust, Jule. In der Wegwerfgesellschaft ist es gut und richtig, etwas Zerbrochenes zu entsorgen, Hauptsache, man wählt den richtigen Abfallbeutel und wahrt die Form, und ich denke, wir haben beide eine gute Figur dabei gemacht, indem kein hartes Wort fiel. Wahrscheinlich wäre es deutlicher gewesen, Dich eine fiese, herzlose Schlampe zu nennen. Oder ein kaltes, berechnendes Miststück. Deutlich ja, aber unangebracht, und nicht gerecht. Denn Du hast bei allem eine gute Figur gemacht, una bella figura, und Deine Agenda mit vollkommener Eleganz durchgezogen bis hin zur letzten Email, in der Du den Elefanten im Porzellanladen spieltest. Einen Elefanten, ja. Einen Elefanten, der alles zertrümmerte, aber auf so schöne Art und Weise. Ein Elefant, der auf dem Rüssel stehen und dabei mit dem Schwanz die Buchstaben VERZEIH MIR in die Luft malen kann. Ja, ich liebe Dich dafür, dass Du all die Monate kein böses Wort

gesprochen, und jedes böse Wort verschwiegen hast, und alle bösen Lügen, diese schweigsam brüllenden Lügen, mit denen du mich abgefertigt hast.

Es muss ein ganz altes Ritual sein, dass ich vor unserem letzten Gespräch vor Deinem Haus stand, das Begräbnis unserer Liebe. Die Lichter waren gelöscht, wahrscheinlich warst Du nicht zu Hause. Oder Du lagst im Dunkel und dachtest darüber nach, wie man auch mir beibringen könnte, wie man Beziehungen beendet, und das schlagartig und vollständig und endgültig. Wenn ich bloß so wichtig für Dich gewesen wäre, dir solche Gedanken zu machen! Ich glaube, nach dem Ende warst du froh, wieder ganz mit Dir selbst beschäftigt zu sein. Oder es waren banale Stimmungen, denen du im Dunkel nachgegangen bist. Wahrscheinlicher ist ja, dass Du an alles andere gedacht hast als an uns, und in einem Nebengedanken dann oder spontan deine SMS getippt und mich angerufen und das auch noch mit Bravour erledigt hast. Warte nicht auf mich. Carpe diem! hast Du dann geschrieben, wir müssen beide weiter suchen, damit sich unser Traum einer Familie erfüllt. Dass Du weiter suchen wirst, meine Liebe, kann ich mir denken. Aber ob man das Suchen nennen kann, was ich vor habe ...

Ich habe mich im Dunkel vor dem Haus nicht lange aufgehalten. Als dann während der Heimfahrt der Anruf eines Freundes kam, und er mich nach Dir fragte, sagte ich: Es ist zwar noch nichts gesagt, aber ich weiß, dass es zu Ende ist und sie spürt es auch.

Ich wusste es schon, als Du vor Tagen mit Deiner liebsten, musikalisch zwitschernden Stimme und bester Fröhlichkeit mit mir telefoniertest wie in alten Zeiten. Ich war gefangen genommen vom Genuss darüber, wie Du ein empörtes Boah! während einer Deiner vielen ausführlichen Erzählungen hervor bringst. Als ich zum Abschluss „Lieb Dich!“ sagte, spürte ich Deinen Gedanken: Ich dich eigentlich nicht. Und so war es, Jule. Du hast Deine Gefühle so lange verschwiegen, bis ich sie hören konnte.

Ich wusste es, als Du tagelang schwiegst, dass wir all washed up sind, wie die Amerikaner sagen. Ich wusste es schon vorher, bevor Du es in Gedanken gefasst hast, dass wir kalter Kaffee sind, dass wir es verschissen haben, schon damals, als ich traurig wurde, in jenen Tagen, als Du noch gar nicht wusstest, dass es mit uns zu Ende geht. Damals hast Du mich geherzt und geküsst und zur Aufmunterung geschüttelt, weil Du diese Traurigkeit nicht verstanden hast, aber ich wurde reglos und mutlos davon, dass es mit uns zu Ende gehen würde, weil Deine Liebe fehlte. Ein anderes Mal lag ich einsam im Bett und weinte, was mir ziemlich schwer fällt. Ich weinte aus Hilflosigkeit, mit Lauten, die mich an Erbrechen erinnern. Seither wusste ich, dass es mit uns zu Ende ging, und ich sagte es Dir nicht ruhig, sondern bestimmt und in einem drängenden Tonfall, als ich davon sprach, wie unsere Liebe erwürgt wird und bereits bewusstlos am Boden liegt. Da hast Du mich noch fragend angeschaut und zweifelnd, und ich konnte Dir alles begründen,

warum und wie, und Du hast dazu nur geschwiegen.

Einiges davon sagte ich meinem Freund Rado, während ich von Funkloch zu Funkloch über die Hügel aus Deiner Heimat nach Hause fuhr, und immer wieder seine Nummer wählte, um das Gespräch fortzusetzen. Obwohl er wenig erfahren hatte, wusste er doch alles. Auch er wusste, warum die Sache endete und sagte es mir, und ich wusste es auch und konnte es formulieren, lange, bevor Du Dich bemüht hast, es in Worte zu fassen. Es war ihm offensichtlich, doch er spürte auch, wie nahe mir die Sache ging und er trat im Wald meiner Befindlichkeiten ganz leise auf, um dabei keine größeren Äste zu knicken. Er wusste, meine Einstellung ist die: Alle ausgesprochenen oder unausgesprochenen Hindernisse und Erschwernisse dieser Liebe sind nichts vor der Unbedingtheit meines Gefühls. Von Liebe zu sprechen, hatte nach Deiner Email seinen Sinn verloren vor der Unbedingtheit Deines Entschlusses, mit mir nichts mehr zu tun haben zu wollen. Warte nicht auf mich, hast Du geschrieben. Gut, ich werde nicht auf Dich warten, Jule. Die Bakterien zersetzen bereits den Körper, der unsere Liebe war. Dir davon etwas zu sagen in unserem letzten Telefongespräch, wäre einfach nur unsinnig gewesen, also nahm ich davon Abstand und versuchte wenigstens, es Dir leicht zu machen, Dich von mir zu verabschieden. Und das ist mir glänzend gelungen bis auf den Tonfall in meiner Stimme, dem wahrscheinlich die gewünschte Festigkeit fehlte.

Von der rituellen Fahrt habe ich Dir nur andeutungsweise erzählt, denn es hat Dich wie alles andere, was mein Leben betrifft, nicht interessiert. Ich habe schon einige dieser Fahrten unternommen. Einmal fuhr ich aus Liebeskummer drei Tage lang ununterbrochen durch den Westen Nordamerikas und photographierte alle Stunden den immer gleichen Highway, der vor mir lag. Ein anderes Mal marschierte ich aus Liebeskummer eine Nacht hindurch über einen Berg, und als ich am späten Vormittag zu Hause ankam, schlief ich traumlos in einen neuen Morgen hinein. Schön war es diesmal, als Abschiedsfahrt aus unserer Liebe das Dampfbad, die Sauna, die Schwimmbecken aufzusuchen, in denen wir in der kalten Jahreszeit so oft schwitzten, uns erwärmten, abkühlten. Schweigend, bis Deine Haut wie Samt glänzte und Dein Gesicht rosig und offen wurde. Ich denke daran, wie wir anfangs die wohlige Entspanntheit danach überwandten und miteinander so gelöst und unschuldig schliefen wie frisch geschlüpfte Küken. Diesmal brannte die Haut, wenn ich sie abgekühlt hatte, und wenn ich in der trockenen Hitze auf dem Holz saß, würde ich träge, und der Schmerz verlor sich in einer stumpfen Gleichgültigkeit, einem angenehmen Aufgehobensein im Gedanken, dass Du vielleicht doch kommen könntest, da Du wusstest, dass ich zu dieser Stunde im Bad sein würde. Ich fuhr bereits hin in der Ahnung, dass Du nicht kommen würdest, doch solange die vereinbarte Zeit nicht abgelaufen war, war die Ahnung keine Gewissheit, und der Unterschied zwischen den beiden war ein angenehmer Tranquilizer, der mir bis in die

Fingerspitzen floss. Ich lag da im Bewusstsein, mich in ein Ritual einzuspinnen. Es war eine Form der Reinigung, fast einer Taufe, wenn ich in das kühle Becken zurückkehrte und draußen, wo mir einzelne Schneeflocken aus dem Dunkel in das Gesicht taumelten, Leib und Glieder im Wasser auskühlen ließ. Es war eine Stunde der Erinnerung an Deinen Körper, der mir alles bedeutet hatte, bis ich merkte, dass ihm die Seele fehlte. Dass die Seele verloren gegangen war, oder bei einem anderen war, und dass Du nur mit mir schließt, weil Dir davon warm wurde, oder weil Du geil warst oder irgendwelche Stellungen auch einmal ausprobieren wolltest. Einmal hast du mich gelobt und gesagt, dass ich ein guter Liebhaber bin. Du hast mich gefragt, wo ich das gelernt habe. Ich habe es nicht gelernt, ich liebte dich eben. Wenn ich Dich streichelte, fragtest Du mich wiederholt: Warum bist Du so gut zu mir? Weil Dein Körper mich so geschickt und natürlich aufnahm, wie ich es noch nicht kannte, und wie es wahrscheinlich wenige Menschen von anderen erleben.

Nachdem wir unser letztes Telefongespräch geführt hatten, erlebte ich etwas, das oft in Büchern beschrieben ist. Die Empfindung einer körperlosen Hand im Inneren, in der Nähe des Herzens, die etwas löst, wodurch man ein gestricktes Gewebe mit Laufmasche wird, und zerfällt. So ähnlich muss es sein, wenn sich im Kampfgetümmel eine tödliche Kugel in das Innere bohrt. Man weiß, dass man nicht mehr lange zu leben hat, und doch geht man nach Hause und setzt sich an den Tisch oder in einen Sessel und

merkt, dass man keine Kraft mehr hat für nichts. Seither ist ein Tag vergangen, und schon spüre ich, dass das so nicht stimmt. Es mag mir so scheinen, als hätte ich keine Kraft mehr für nichts, und das tut es auch, aber ich spüre doch: Es ist nicht mehr das Gleiche. Die Qual ist bereits weniger geworden, und sie wird weiter abnehmen, Tag für Tag, bis der Schmerz, der sich jetzt ins Gehirn frisst, zu einer ekligen, harten Narbe geworden ist, die man nicht mehr fühlen kann. Es war mir wichtig, vor Deinem Haus zu stehen. Es war auch wichtig, ein letztes Mal dort in der Hitze des Kurbereichs zu sitzen, wo wir glücklich waren, oder auf dem Vorplatz im Dunkel des Wagens zu hocken, wo ich Dich so oft und stundenlang gestreichelt habe, während Du eingeschlafen und aufgewacht bist und wo wir anfangs so wild und natürlich und weich miteinander schliefen, als hätten wir ein Leben lang auf den anderen gewartet und müssten nur miteinander verschmelzen, um vollständig zu werden. Ich denke an die Nacht, als wir in einer Stellung miteinander verkehrten, nach der Du Dich heimlich gesehnt hattest, und die Du noch nicht kanntest. Es war, als wäre ich ein Schiff, das mit großem Geschick aus wilder See durch die Enge der Kaimauer in Deinen Hafen einläuft. Darüber wurde Deine Erregung so groß und Dein Körper so weich, als würdest Du Dich ganz auflösen wollen. Damals war ich Dir nah in atemberaubender Weise, ich hatte das Gefühl, eine neue Welt mit Dir zu entdecken. Ich ahnte nicht, dass es das einzige Mal bleiben würde, dass ich Dich so erlebte. So wie auch der Zauber

der Wanderung, die wir gemeinsam unternahmen, damals, in der Hoffnung auf viele Wanderungen in vielen Jahren, die einen immer mehr zusammenschweißen würden. Es ist die einzige Wanderung geblieben. Oder diese Fahrt mit den Inline-Skatern damals, die ebenfalls unsere einzige blieb, obwohl ich glaubte, wir hätten noch so viele Fahrten vor uns und würden uns an die Schwerelosigkeit der Rollschuhe miteinander gewöhnen. So war es auch damals, als ich in Dich eindrang und alles Licht war und Rausch um uns und in uns. Es war die Empfindung, als befände ich mich zur Gänze in Dir, und Deine Haut wäre meine Haut geworden und ich könnte mich in Dir umsehen. Wie groß war meine Hoffnung damals, bis zum Ende meines Lebens bei Dir zu sein, obwohl ich manchmal schon, wenn ich Dir über dem Frühstückstisch ins Gesicht schaute, ahnte, dass Du kalt bist. Damals ahnte ich, dass es so kommen würde, heute weiß ich es aus eigener Erfahrung.“

Hier endet der Brief, den ich für Jule schrieb. Kein starkes Ende. Eigentlich hätte noch etwas kommen sollen. Ist aber nicht mehr gekommen. Ich lege das Heft auf den Nachttisch und schließe die Augen, während der Fernseher in der Krankenstube plärrt und mir mein Arm wieder zu schmerzen beginnt. Ich merke, dass ich nicht schlafen kann und ziehe Siris iPod heraus. Er ist voller Coldplay-Liedern, darunter auch „Warning Sign“, das ich mir wiederholt anhöre. Ich merke, dass meine Schmerzen nachlassen. Beim Gedanken an Siri kommen ganz warme Gedanken.

Die Sache mit dem Küssen

Das Lied der Beatles „The Long and Winding Road“ gehört zu den schönsten, die Paul McCartney komponiert hat, aber er hat es lausig gesungen. Viele geben George Martin die Schuld, er hätte da mit seiner Studioarbeit die Seele des Liedes getötet, aber ich meine, es war Paul selbst. Jedenfalls ist das Lied sehr schön, aber auch ein bisschen kitschig. Man muss schon ein bisschen abgefickt sein - nämlich älter - um „The Long and Winding Road“ zu mögen. Will man es aber singen, darf man nicht zu alt sein. Es ist ein schwieriges Lied, es braucht Zeit, bis man es sich zu eigen gemacht hat, und es leider gibt es dann gar nicht mehr so viele Jahre, die einem bleiben, um es in seinem Repertoire zu halten. Die lange, gewundene Straße zu diesem Lied führt über das hohe Es, das bei den meisten Männern, die keine wirklichen Tenöre sind, schon im oberen Grenzbereich angesiedelt ist. Kurze Zeit geht die Reise dann sogar zum hohen F, aber das kann man hinkriegen. Paul gehörte zu den Popsängern, die beim hohen Es schon zu quetschen beginnen oder gar auf Kopfstimme wechseln, und das ist bei „The Long and Winding Road“ gar nicht gut. Ein weiterer Kunstgriff ist der, durch kleine Melodiepausen, die sich bei Wortbetonungen ergeben, Anlauf zu holen für die Sprünge in die

verschiedenen Tonhöhen, die hier in atemberaubender Folge wechseln. Der Trick scheint Paul noch völlig unbekannt gewesen zu sein, während man das heute im Pop sehr häufig hört. Frauen mögen hohe Töne gern, und deshalb gibt es einen Wettstreit zwischen Rocksängern um diese Fiselbereiche. Die Kunst liegt darin, dabei nicht piepsig zu werden. Heute gibt es im Tonstudio jede Menge Möglichkeiten, in höheren Stimmlagen den Computer an zu werfen und schrille Töne gerade zu rechnen. Paul hatte die Möglichkeit noch nicht. So kam es 1970 zu dieser schlimmen Aufnahme von „The Long and Winding Road“, eines der eindringlichsten Popsongs zum Thema wahre Liebe.

Es hat eine Weile gedauert, bis ich mir dieses Lied erarbeitet habe, und das, obwohl ich mit den Tönen keine großen Probleme habe. Tatsächlich kann ich davon ausgehen, hier gut bestückt zu sein. Neulich kam im Kirchenchor, in dem ich einmal in der Woche zu Proben gehe, der Peter auf mich zu, jener Kollege unter den Tenören, der sich für einen Zuchtmeister hält, und der jeden anspricht, wenn er sich nicht streng an die Partitur hält, und sagte: „Du bist der einzige von uns, der das G glockenklar herausbringt. Es tut einem fast weh, das zu hören. Es gab einmal Tage, da kam das G auch bei mir so, wie es kommen muss: Hell, rein und immer noch voller Testosteron. Ich meine, es ist klar, man kann sich da mit Stimmtechnik was vorgaukeln, presst es mit Kopfstimme raus, singt ein bisschen weicher und zurückhaltender, und redet sich dabei ein, man hat es noch. Aber selbst da gelingt es immer seltener,

und manchmal giekst man nur mehr, das wird dann zum Pfeifen im Walde, sprichwörtlich. Ein Mann sein und ein Tenor, das ist was Filigranes. Jahrelang arbeitest du darauf hin, dass sich das Stimmvolumen ausweitet, hast ein paar gute Jahre, und entweder, du hörst überhaupt auf, wenn es bergab geht, oder du spielst den Kastraten.“ Ich tröstete Peter damit, dass er unser aller Stimmführer sei, aber das stimmt nicht einmal. Gerade bei den schwierigen Passagen bin ich es im Chor schon eine Weile, der den Schmelz über die Passagen legt, natürlich ohne mich dabei allzu sehr vorzudrängen. Das ist ein schönes Gefühl, man könnte fast sagen, von Macht. Jeder hört es, die Tenöre wissen es, und fluchen innerlich, die Soprane und die Altstimmen, sie merken, dass hier von den Tenören etwas kommt, das sie unterstützt und ihnen zugleich Konkurrenz macht. Manche hören es gern, andere werden eifersüchtig und schauen sich um. Jeder, der mit seiner Tonlage Schwierigkeiten hat, weiß es, dass er hier bezwungen wird, doch man kann sich nicht gegen diesen Herrschaftsanspruch der reineren Stimme wehren, denn man müsste stimmlich dagegen ankommen. Und wer das nicht kann, freut sich ja zugleich, dass die Passage gelingt, denn musikalisch begabt und sensibel ist jeder im Chor. Es gibt keine elegantere Form der Unterdrückung eines anderen als diese. Da können jene, die bezwungen werden, noch so oft davon erzählen, sie seien heute erkältet oder schlecht ausgeschlafen oder eben nicht „gut drauf“: Gegen ein sauberes G kommt keiner an.

Manchmal, wenn ich „The Long and Winding Road“ singe, merke ich, dass der Flaum von Testosteron auf den Stimmbändern nachlässt, auch bei mir. Ich werde zum Paul McCartney im Zeitraffer. Man muss mal sehen, wie dieser ehemals hübsche Mann, der Schwarm der Milliarden, im mittleren Alter ausgesehen hat. Und wie er heute im höheren Alter aussieht und „Blackbird“ auf der Klampfe gibt als Karikatur des Musikgenies und heißen Boy, der er einmal war. Das Altern ist grausam, und der Punkt, den ich hier machen möchte: Auch zu mir. Schon bin ich ein bisschen wie der Paul McCartney der 1980er, noch passabel, aber schon .. na ja. Und das Schlimme dabei: Ich habe nie so gut wie Paul McCartney ausgesehen! Aber immerhin, wenn ich hoch singe, klingt es noch nach was, wenn auch mit einem schrumpfenden Genitale. Das passt zum Text dieser Arie der wahren Liebe, „The Long and Winding Road“, die dem Liebenden einen langen, qualvollen Weg abverlangt, und ihn über die Begrenztheit des Lebens belehrt – oder zumindest jenen Abschnitt, der der Liebe gehört, dem Saft und der Kraft eines funktionierenden Hormonsystems. Und das, obwohl der höchste Ton dieses Liedes einen Ganzton unter dem liegt, den ich bei klassischen Choralwerken noch mit unerschütterlicher Ruhe hervorbringe, metallisch klar an manchen Tagen und fordernd und einschmiegsam, als Sehnsuchtslaut an anderen, vor allem jenen, an denen ich mich nach Jule verzehre.

Ja, Jule. Sie geht mir immer noch nicht aus dem Kopf. Es hat etwas mit dem Singen zu tun, das ihr

selbst so wichtig war. In all der Zeit, die wir zusammen verbracht haben, hat sie nicht ein einziges Mal gesungen. Sie hat sich meine Stimme angehört, und sie weder gelobt noch sonst irgendwie hervorgehoben. Für sie war das eine durchschnittliche Stimme. Ich habe für sie mehrmals am Klavier gesessen und mir die Stimme aus dem Leib gesungen, und sie hat dazu geschwiegen. Sie hat sich auch geweigert, mit mir zu singen. Damals schon hätte ich es wissen müssen: Sie schläft mit dir, aber sie singt nicht mit dir, da du ihr Inneres nur mit dem Schwanz erreichen kannst, und nicht mit dem Klang deiner Seele. Was für eine elende Geschichte.

Und dieses miese Ende mit Julie erklärt leider auch, warum ich heute vor Siri Tor stehe. Es war ein langer, gewundener Weg, und nun soll er darin münden, dass Siri und ich Lovers werden. Ja, Sie haben richtig gelesen. Meine gute Freundin mit den Globuli, die Zauberin, die mich nach meinem schweren Unfall von den Toten auferstehen ließ, feiert heute mit mir die Auferstehung der Sinnlichkeit. Mein Arm ist heil, nach sensationellen drei Wochen, und das ohne Gips! Ich bin wieder funktionsfähig, und das voll. Wir haben telefonisch alles besprochen. Sex ist für Siri wichtig, ohne Sex kann man nicht leben. Deshalb bin ich heute hier. Als Boyfriend.

Wenn man Siri besucht, kommt man zuerst vor ein Tor, das sich erst nach einer Weile zitternd öffnet und den Blick auf eine lange Auffahrt freigibt, über die mehrere Hunde herabstürzen, um den, er da hoch steigt, kläffend zu umkreisen. Der Besucher würde in jedem Fall von dieser

Landschaftsgestaltung gedemütigt werden, selbst, wenn er in einer Staatskarosse vorgefahren wäre und seinen Fahrer an die Gegensprechanlage geschickt hätte, damit er mit seinem Mund die Bitte ausspricht, das Tor zu öffnen, eine Bitte, die einem die Architektur aufzwingt. Man besucht nicht nur die Frau, die da wohnt, sondern ein herrschaftliches Anwesen. Es reicht eben nicht, einen Knopf zu drücken und schon springt eine Tür auf wie bei einem Kleid mit Druckknöpfen, sondern man drückt den Knopf und wartet, bis nach einer Weile eine verzerrte Stimme aufklingt, die aus großer Ferne zu kommen scheint, und fremd und körperlos ist, als würde es Wochen und Monate dauern, bis man dorthin gereist ist, wo diese Stimme lebt, in einem Körper, der so anonym und kraftlos sein muss wie das Krächzen aus dem Lautsprecher der Gegensprechanlage. Und dann wartet man, bis sich langsam und wie in Zeitlupe die Torflügel öffnen, mit dem Zittern eines Greises, der an Schüttellähmung leidet und entweder wie schockgefroren bewegungslos verharret oder bis im verzweiferten Versuch der Bewegung ein Flattern der Gliedmaßen entsteht, von dem man nicht sagen kann, hat es ein Ziel oder ist es etwas Launisches wie das Auffliegen eines Blattes Papier im Wind.

Und dann kommen die Hunde. Es gibt keinen besseren Weg, Ankömmlinge zu demütigen, als ihnen Hunde entgegen zu schicken, selbst wenn sie einen nicht in Stücke reißen sollten, oder zumindest umknurren. Auch die fröhlich bellenden und spielerisch grollenden Hunde, die einem Siri entgegenlaufen lässt, erfüllen den

organisationstechnischen Zweck, jeden Ankömmling oder Besucher auf das rechte Maß zurecht zu stützen, selbst wenn die Hausherrin dann selbst in ihrer legeren, bunten Kleidung und von kleiner zarter Gestalt und ungezwungen fröhlich hinter ihnen die Auffahrt herab springt, als wäre sie selbst einer von ihnen, ein junges, niedliches Hündchen, ohne Falsch und Arg, ein zutrauliches Menschlein, fröhlich und anschniegig, ein modebewusstes Frauchen mit ebenmäßigen Gesichtszügen, dass man stolz im Freundeskreis herumführen kann wie ein Hündchen, dass bei einem Wettkampf mit einer Schleife prämiert worden ist.

Seit meinem Krankenhausaufenthalt ist Siri so etwas wie meine Freundin geworden. Die ersten Tage nach meiner Heimkehr war sie sogar meine Ärztin. Sie kennt sich gut mit den Globuli aus, und es ist erstaunlich, dass ich schon innerhalb weniger Tage ohne Gips und ohne Schmerzmittel am PC sitzen und arbeiten kann. Stand ich eben noch vor der Katastrophe und drohte die Deadline zu Monatsende zu reißen – zwei Wirtschaftsratgeber, die im Schnelldurchlauf aus dem Amerikanischen zu übersetzen waren – konnte ich jeden Tag länger dran bleiben. Dazwischen liege ich fast bewusstlos vor Erschöpfung auf dem Bett. Jeder Tag bringt neue Beschwerden. Einmal scheint es, die Schädelknochen wären vom Aufprall verschoben worden, jedenfalls verspüre ich immer wieder einen Spannungskopfschmerz. Dann pule ich mir ein von Eiter umgebenes Steinchen aus dem rechten Knie. Dann ist es wieder die linke

Schulter, die mir zu schaffen macht. Und dann die Schwäche, die mich kurzatmig werden lässt. Und immer wieder ein wundes Ziehen im linken Handgelenk, und eine Schwellung und Überwärmung. All das kann Siri mit ihren Globuli lösen, oder zumindest lebt es sich einfacher dabei. Sie bringt mir was zum Essen, putzt die Wohnung durch, all das Dinge, die ich von ihr weder erwarte, noch will, aber sie fertigt mich mit der Bemerkung ab: „Das sind Dinge, die ich für jeden Freund tun würde. Ich bin so gestrickt. Wenn ich einmal einen Arm brechen sollte, erwarte ich von dir das Gleiche. Haben wir uns verstanden?“

„Gern. Aber ist dein Haus nicht größer als meins?“

„Freunde sind für einander da, Matti. Egal, ob einer ein größeres oder kleineres Haus hat.“

„Ich meine nur, wegen dem Putzen.“

„Ich weiß, was du meinst. Lass mich das jetzt für dich machen. Von Freund zu Freund. Du schuldest mir nichts.“

Heute ist ein besonderer Tag. Nicht nur besuche ich Siri wieder ein weiteres Mal in ihrem Haus, um mir dort den Bauch voll zu schlagen, sondern ich komme auch quasi als Geheilte. Es gibt etwas zu feiern. Ich habe es geschafft, meine Texte zeitgerecht abzuliefern. Ich bleibe im Geschäft, es wird auch in den nächsten Monaten für die Miete reichen. Dieser Tag ist aber auch noch aus einem anderen Grunde was besonders, denn heute sollen Siri und ich – wie drückt man das am Besten aus? Keine Freunde mehr sein. Oje. Demnächst in diesem Theater, wie man diesen kommenden Film ankündigen sollte. Ein Film der

Liebe, gekennzeichnet von langen Strandspaziergängen (gibt es in der Gegend nicht), viel Lachen (nun ja, wir haben schon miteinander gegrinst), kleine Streiche spielen, die der andere urkomisch finden (bislang ist uns da noch keiner eingefallen) und romantische Augenblicke erleben (Sonnenuntergänge hat es in diesem Winter aufgrund der Wolkendecke gar nicht gegeben). Dieser Film der Liebe beginnt heute Abend, so unsere Übereinkunft.

Wir haben uns seit Monaten schleichend aufeinander zu bewegt. Dabei ist körperlich nichts gelaufen. Wir haben miteinander geredet, gelacht, mit Guri Spiele gespielt, mit Guri Inline-Skates gefahren, Eis gegessen und im Planetarium gehockt wie auch im IMAX-Kino und immer wieder einmal DVDs geguckt – sie auf einer Couch mit Guri, ich allein auf der anderen Couch. Siris letzter Freund war ein Model von ähnlicher Größe wie ich. Guri hat mir gezeigt, wie man auf der Couch bequem liegt, wenn man so groß ist. Ich glaube, sie ist damit einverstanden, dass ich jetzt quasi in die Fußstapfen dieses Mannes trete. Weil ich ebenfalls Schuhgröße 45 habe. Und das auch gedanklich und emotional, nehme ich an. Guri hat mir schon im Vorfeld telefonisch angekündigt, dass sie heute viel zu tun hat, Hausaufgaben zu machen und so, und dass ich sie nicht stören darf. Was sie damit meint: Treibt es ruhig miteinander! Ich mag erst elf Jahre alt sein, aber ich verstehe, dass ihr das machen müsst, damit wir eine richtige Familie werden. Eine Frau, die im Alter von 11 Jahren nichts anderes kennt als indische Mythologie und wie ihre Mutter einen selbst

erfundenen Namen trägt, ist wohl innerlich so frei für diese großzügigen Gedanken.

Eigentlich beginnt der Abend wie immer. Siri begrüßt mich mit einem Lachen und arglosem Smalltalk, wie jedes Mal, wenn ich die Auffahrt überwunden, die an mir hoch springenden Hunde abgewehrt und ihr mein Mitbringsel in die Hände gedrückt habe. Als ich bloß ein Freund war, dachte ich mir nichts mit meinen Besuchen, nun aber wird mir der Kontrast bewusst zwischen Siris Verhalten und der Auffahrt zu ihrem Haus, die etwas mit dem Reichtum ihrer Familie zu tun hat, die dergleichen Residenzen unterhält. Warum eigentlich? Was ist es, das mich so intensiv über Siris Reichtum nachdenken lässt? Noch ahne ich nicht, dass diese Auffahrt zu ihrem Anwesen heute entscheidend für unsere Beziehung werden soll. Ich ahne nichts davon, dass sie die Bühne abgeben wird für einen Gezeitenwechsel, und dass wir heute, an dem Tag, an dem ich vom Freund zum Boyfriend werden soll, auf dieser Bühne knapp und eindrucksvoll unser Scheitern spielen werden. So ist es. Unser Scheitern. Sie haben richtig gelesen. Ist's eine Komödie? Ist's eine Tragödie? Urteilen Sie selbst.

Den ersten Schritt dazu hab ich schon vor einigen Wochen getan, indem ich nicht mehr auf das Anwesen gefahren bin, sondern davor parkte. Wahrscheinlich ahnte ich, was auf mich zukommt, und es sperrte mich etwas dagegen. Es war ein instinktiver Entschluss, den Wagen fluchtbereit unten auf der Dorfstraße zu lassen. Diese nonverbale Kommunikation soll offenbar bedeuten, dass ich bei ihr nicht landen will, ihren

Besitz nicht in Beschlag nehmen will auf Invasorenart, ganz anders als die hübschen Jungs, die sonst hierher kommen, und die breiten Reifen ihrer Geländefahrzeuge, dieser SUVs, darauf parken, als stellten sie dabei einen Fuß auf den Hals der eroberten Rasse. Wenn ich nun diesen Weg beschreiten soll eines Boyfriends, dann wäre es ein erster Schritt, hier zu parken, und ein zweiter, zu wissen, aus welchem Versteck der Hausschlüssel zu fischen ist, und ein dritter, den Zugangscode der Alarmanlage zu kennen, bis man eines Tages einem zufälligen Besucher als eine Art Hausherr entgegen tritt, und der begreift: Da hat sich einer breit gemacht, ist hier eingedrungen, nicht als Zufallseinbrecher oder flüchtiger Gast, sondern als Dompteur, den nur mehr eine konzertierte Aktion vertreiben kann, damit er sich nicht als Erbschleicher entpuppt. Die Gefahr besteht, noch jeder Boyfriend kam in den Ruch, an die Siri-Millionen zu wollen, und hatte in der Regel auch den auftrainierten Körper dazu, dergleichen fordern zu dürfen.

Diese Rolle will ich nicht, das ist das erste Problem. Ich habe nicht die Absicht, in Siris Leben als Hypnotiseur aufzutreten, indem ich ihr – der ich sie nicht liebe – von Liebe spreche, um ihr damit die Vorstellung einzugeben, mich zu lieben, diesen Vorgang des Zügelanlegens, mit der man eine Frau wie sie zwingt, mir eines Tages das Anwesen zu überschreiben oder mich zumindest testamentarisch zu beschenken, wenn sie einmal als mich liebende Hülle verschieden ist, blutleer und lebensleer gesaugt von dem Vampir, der ich nicht sein will. Ich kann nicht sagen, wie aus

dieser schönen Freundschaft mit einem Mal die Situation entstehen konnte, in der ich mich jetzt befinde. Verspürte ich den Wunsch, ein Anwesen zu besitzen, mit dem man Ankömmlinge demütigen kann, würde mir auch die Rolle des Vampirs behagen müssen, das fordert der zweite Akt des Stücks, den ich mit Siri spiele. Von ihr nicht nur als Freund gemocht, sondern als Frau geliebt zu werden, das erfordert Gier, und im Grunde genommen ist es nicht verwerflich, Anwesen wie dieses zu begehren, denn schließlich gibt es sie, und einer muss sie besitzen. Warum also nicht ein Erbschleicher? Und es wäre jetzt zu einfach, wenn ich behaupten wollte, ich könne leben, ohne vampirhaft mein Lebensrecht einzufordern. Vor dem Eingangstor des Lebens zu parken gelingt mir nicht. Aber man kann einen Ehrbegriff bewahren.

Genau besehen bin ich im Übrigen für Siri als Liebhaber zweite Wahl. Der Gedanke ist kränkend, aber nahe liegend. Es ist schwer, als Mittvierziger mit Mittzwanzigern zu konkurrieren, selbst wenn man regelmäßig joggt und vernünftig isst, denn das tun die Mittzwanziger, mit denen Siri verkehrt, auch. Aber: Sie ist bereit, für mich Abstriche zu machen, wie sie sagt. „Wenn beim Sex 80% stimmen, ist das o.k.“

Wofür sie mir im Vorfeld schon Punkteabzüge macht, wage ich nicht zu fragen, aber was für mich an Positivem in die Waagschale gelegt wird, das hat etwas mit meinem Alter zu tun: „Ich bin einfach bereit für einen reiferen Mann.“ Um Himmels Willen, reifen Mann? Gibt es das? Reif

ist er höchstens wie ein Apfel, der nicht mehr so gut schmeckt, oder?

Ich lerne also Siri als Frau völlig neu kennen. Schon bei ihrem letzten Krankenbesuch vor zwei Tagen hat sie mir gesagt, dass es „irgendwie schon kribbelt“, wenn sie an mich denkt. Wir haben schon mehrmals über Sex gesprochen, vor meinem Unfall. Zum Beispiel ist es Siri gewohnt, dass es im Bett am Anfang nicht immer ganz rund läuft, wie sie sagt, um tröstend hinzuzufügen: „Bald hat sich die Sache eingespielt, man ist dann mit den Vorlieben und Abneigungen des Partners vertraut, und es ist etwas sehr Schönes. Sex ist wichtig, körperliche Liebe. Ich brauche das wie die Luft zum Atmen.“ Dabei hat sie mich angesehen in einer Art, die ich vorher noch nicht von ihr kannte.

Einige Tage nach diesem Gespräch kamen wir wieder einmal auf Sex. Mit ihrem letzten Partner, einem Kroaten, der hier in der Stadt als Basketballer Promi-Status hat, wird Siri, so ihre Aussage damals, „bis zum Ende ihres Lebens“ verbunden bleiben, da eine „Seelenverschwandschaft“ besteht. Sie hätten jeden Tag Sex miteinander gehabt, und Siri „schwebte in der Beziehung über Jahre auf Wolke 7.“ Über das Ende der Beziehung weiß ich nichts. Ich habe damals nicht danach gefragt. Jeden Tag? Und das nur einmal? Wie soll das mit mir klappen? Ich glaube, einmal die Woche ist mit Siri viel, denke ich. Warum? Kann ich auch nicht sagen. Jeden Tag? Der Himmel helfe mir!

Nun, da ich weiß, dass es bei ihr „irgendwie schon kribbelt“, und wir am Telefon ausgemacht haben, dass wir uns beide der Möglichkeit öffnen wollen,

einander auch auf körperlicher Ebene zu begegnen, fallen mir diese Details wieder ein. Als Freund zieht man sich dergleichen Infos wie Wolke 7 durchaus bereitwillig rein, das ist klar, und fühlt sich nicht bedroht. Warum auch? Es ist so, als würde man einen Film anschauen, in dem zwei Leute miteinander glücklich sind. Als potentieller Lover aber, der nun in der Fortsetzung des Streifens Bezaubernde Worte - Sonnenuntergang – steck ihn rein – mach mir den Himmel heiß mitspielen soll, hat die Sache aber dann plötzlich etwas was von einer im Halse würgenden Herausforderung, von der man schon ahnt, dass sie einen ersticken kann. Dass eine Fortsetzung ihrer goldenen Zeiten mit dem 25jährigen Juri nicht mehr möglich ist, ist wahrscheinlich auch Siri klar. Was aber meint sie mit der Aussage: „Wenn beim Sex 80% stimmen, ist das o.k.“?

Sollte sie sich dabei auf die Beischlaffrequenz beziehen, die mit einem reiferen (älteren) Partner erzielt werden kann? Hat was von Yield oder Gain, wie man am Aktienmarkt sagt. Dort gibt es den Neuen Markt, das sind die Mittzwanziger. Und dann gibt es den DAX, und seine Nebenwerte. Ertragsarm, etwas dröge, aber nachhaltig. Und selbst das stimmt schon längst nicht mehr! Der Neue Markt ist tot!!

Meiner Ansicht nach ist das mit 80% dann schon ziemlich optimistisch gerechnet. Angenommen, sie hat in der dreijährigen Beziehung mit ihrem seelenverwandten Juri 1000 x Sex gehabt, und wir würden ebenfalls 3 Jahre lang zärtlichen Umgang miteinander pflegen, dann wäre, da wir uns bislang höchstens 1 x in der Woche gesehen

haben (eine Frequenz, die nun, da es ein Upgrade im Beziehungs-Status gab, womöglich erhöht werden muss), im günstigsten Fall folgender Rückgang zu erwarten:

1000 x Beischlaf = 100%

150 x Beischlaf = 15%

Rechnerisch käme man also auf eine 85%ige (!) Reduktion des Schönen im Zeitraum von 3 Jahren, etwas, das man unbedingt mit den Erfahrungen von Börsenspekulanten vergleichen muss, die sich zu Beginn des neuen Milleniums am Aktienmarkt mit Hoffnung erweckenden Papieren eindeckten. Anders kann man das Gefühl gar nicht beschreiben, in der Liebe betrogen und vernichtet zu werden und sich mit einem bösen Virus infiziert zu haben, der die Erträgnisse eines ganzen Lebens zerfrisst und somit die Wertigkeit dieses Lebens selbst. Von wegen also 80%ige Übereinstimmung beim Sex. Ich drohe unter Betrachtung dieser Verhältnisse schon im Vorfeld vom etwas angegrauten DAX-James Bond zum Junk-Bond zu werden, der in der Baisse wackelt, bevor er in Erektionsstörungen, Depression und völliger Impotenz verendet und aus dem Handel genommen werden muss.

Davon abgesehen ist unsere körperliche Begegnung an diesem Abend relativ harmlos. Das Haus schläft – das Bild ihrer Tochter Guri fern in einem Zimmer, eingeschlafen mit überkreuzten Daumen, die sie der Mamma hält, dass es mit dem älteren Lulatsch klappt – der Fernseher flimmert, während wir auf dem Sofa zugange sind.

Wiederholt haben wir uns hier in dem riesigen, hellen Raum gegenüber gesessen und haben geplaudert oder gemeinsam einen Film angeschaut, nachdem Guri ins Bett musste. Wir waren Freunde, die ihre erotischen Beziehungen (soweit existent) anderweitig pflegen. Dieser Abend aber ist anders, seitdem mich Siri heute am Telefon gefragt hat, ob es o.k. wäre, wenn es zu Körperkontakt käme. „Ich küsse meine Freunde normalerweise zur Begrüßung und zum Abschied auf beide Wangen, das ist völlig normal“, sagt sie dazu. „Bei dir habe ich mich das nicht getraut, weil ich das Gefühl habe, du hast damit ein Problem. Auch als wir beim Klavierspielen nebeneinander gesessen haben, hast du das Bein weggezogen. Ich traue mich einfach nicht mehr, dich anzufassen.“ Versteht einer, was Sie damit meint? Habe ich beim Klavierspielen das Bein weggezogen? Wahrscheinlich genauso, wie ich neuerdings vor dem Anwesen parke. Wahrscheinlich habe ich es für einfacher gehalten, Körperkontakt mit Siri zu vermeiden. Aber wenn das wirklich so ist: Was mache ich dann eigentlich hier? Es ist doch klar, dass die alte Rolle nun beendet ist und ein neues Kapitel aufgeschlagen werden soll. Bin ich bedürftiger nach Liebe, als ich es mir eingestehen will? Und warum spiele ich den Prüden? Bin ich prüde? Ja, ich kenne Schamhaftigkeit, und zwar in einem kleinen, abgegrenzten Bereich, der hier zur Geltung kommt: Wenn ich ertappt werde in meiner Bedürftigkeit, der Sehnsucht, aufgenommen, umarmt, angenommen zu werden. Ich zucke zurück im Bewusstsein, dass der Ort, an dem ich

mich befinde, nicht wirklich Heimat ist, dass mir die Körperwärme, die ich empfangen, nicht gehört, dass ich als Lügner entlarvt bin. Denn hier am Klavier bei Siri, das weiß ich eigentlich längst, ist nicht der Ort, auf den meine Bedürftigkeit abzielt. Es kann doch nicht bloß Dankbarkeit für ihre Krankenbesuche sein, die mich dazu bewegt, mit ihr ins Bett zu steigen. Oder die Globuli, die sie mir gegeben hat. Hoffe ich denn, mein Herz könne heilen mit den richtigen homöopathischen Arzneien? Eigentlich nicht. Ich finde, die Sache hat mit alledem nichts zu tun. Aber was ist es dann? Kann ich Jule einfach nicht vergessen? Das wäre furchtbar peinlich nach all der Zeit, die nun schon vergangen ist. Das hat etwas von dem Song, den ich Siri vorspielte und sang, bevor ich mein Bein dann wegzog:

Miss you like crazy
Though it's been so long
My love for you keeps going strong...

Altmodisches Lied. Coldplay sagen es besser:

A warning sign –
I missed the good part and then I realized
I started looking and the bubble burst
When the truth is
I miss you -
I should not have let you go
So I crawl back into your open arms ...

Nein, die Sache ist weit individueller. Ich schäme mich meiner Anwesenheit, weil sie Betrug an Siri ist, Verrat an unserer Freundschaft. Denn in mir ist

nichts, was man Liebe nennen kann. Es ist Freundschaft. Und diese Freundschaft besteht nicht darin, mit dem anderen schlafen zu wollen. Es ändert nichts daran, dass sie mich ebenfalls nur als Lückenbüßer eingeladen hat. Ja, anders kann man es nicht nennen. Hat es etwa mit meiner Körpergröße zu tun, die etwas von einem Basketballer hat? Ein Leopard kann seine Flecken nicht verleugnen, und wenn der gute Juri wirklich so seelenverwandt wäre, wie sie es empfindet, anstatt sich mit seinen Groupies abzugeben, wäre ich gar nicht erst da. Siris weiches, warmes Bein bedeutet nur, dass Sex etwas Schönes ist. Aber Schönheit kann für sich allein nicht leben, muss das bedeuten. Also schnellte mein Bein zurück. Zumindest nehme ich das an. Ich habe keine Erinnerung daran.

Als wir dann auf dem Sofa zusammen liegen, fällt Siri die körperliche Nähe, die sie ja gesucht hat, sichtlich schwer. Woran kann es liegen? Bin ich zu aggressiv? Nein, ich tue ja gar nichts. Habe ich Mundgeruch? Sieht meine Gesichtshaut aus nächster Nähe schleimig aus mit unschönen Poren? Keine Ahnung. Zuerst verschränkt sie meine Hand mit der ihren, diese hilflose Geste für ratlose Teenager, die Intimität verspricht, Verbundenheit signalisiert und zugleich jede weitere Bewegung ersticken will, weil das Gegenüber als bedrohlich empfunden wird, als jemand, der etwas mit einem anstellen will. Sie schwitzt. Kaum aber hat sie ihr Sweatshirt abgestreift, friert sie schon an den Stellen, an denen die Haut frei liegt.

Während ich es eigentlich angenehm finde, sie in den Armen zu halten, und ihr das auch sage, reicht es, dass ich sie gedankenlos in einem Nebensatz als „weich“ bezeichne, eine Kaskade an Selbstbezüglichungen auszulösen, die körperliche Makel zum Thema nehmen. Ihr Körper hat sich in letzter Zeit verändert, sagt sie, das spürt sie. Dieses Problem hat sie vorher nie gehabt. Sie zählt auf, was dieses Gefühl ausgelöst hat. Am Anfang stand der Blick in den Spiegel. Ich überlege mir, ob ich von meinem Blick in den Spiegel erzählen soll, und dass es im Radio geheißen hat, Selbstspiegelung habe etwas damit zu tun, die Welt nicht so sehen zu wollen, wie sie ist, aber ich lasse es dann.

Was für ein unangenehmes Gespräch, bei dem sie mir ihren Bauch zeigt, kleine Speckfalten mit faltiger Haut! Es bleibt bei all dem für mich keine Zeit, nervös zu werden oder unsicher. Ich werde erregt, und auch Siri, die mein Steifwerden spürt, erregt sich, drückt sich an mich und keucht leise, als ich sie an den Hüften fasse. Ich denke daran, dass meine Freundin eine Frau ist und dabei eine ganz andere Seite erkennen lässt. Da meint sie, wir müssten aufpassen, weil es jetzt sehr schnell gehen könne, was man später oft bereut. Ich bin von dieser Bemerkung wie vor den Kopf geschlagen. Ist das noch die Siri, die ich kenne? Es ist das ein Moment, den man vielleicht besser im neuen Jargon ausdrückt.

Sie: Aufpassen! Und ich so: Häh?

Ich habe nicht die Absicht, mit ihr zu schlafen. Sie ist meine Freundin, nichts weiter.

Als ich im Dunkel in den Mantel schlüpfte, kommt sie mir selbst im Mantel und mit Puschen entgegen und sagt: „Ich gehe mit dir runter.“ So wird die mondbeschienene Schräge der Auffahrt zur Bühne, dem Scheitelpunkt unserer Begegnung als Mann und Frau, eine schiefe Ebene wie im Physikunterricht. Am Anfang ruft sie lachend, weil ich Hast zeige: „Was denn so schnell!“ und hakt sich bei mir unter, während wir im künstlichen Schlenkergang den Weg zum Tor nehmen, das bereit zitternd die Kiemen öffnet wie ein schlafender Fisch. Ich löse mich und drehe mich dann noch einmal um, während die Krakenscheren um mich aufgehen. „Also dann, tschüss, Siri. Und beim nächsten Mal kannst du küssen“, sagte ich plötzlich aus einer völlig bescheuerten Aufwallung heraus. Ich bin selbst verblüfft, mich das sagen zu hören.

„Was soll das denn jetzt?“ geht sie auf den scherzhaften Ton ein, während ich meine Lippen ihrem Gesicht nähere. Ich küsse sie auf die geschlossenen Lippen, und sie öffnet den Mund nicht, stumm abweisend wie schon in der vergangenen Stunde.

Ich habe das nicht erwähnt, deshalb jetzt Näheres zum Thema Küssen. Dafür müssen wir eine Stunde zurück spulen. Wir sind wieder auf der Couch in ihrem Wohnzimmer. Der Fernseher flimmert. Während sie sich an mir reibt mit kleinen, feinen Lauten, wie man sie macht, wenn man nicht mehr allzu weit gehen muss, um zu

kommen, hält sie den Kopf abgewandt und die Lippen geschlossen. Was für ein merkwürdiger Kontrast, als ich dann ihren Kopf, den ich absichtslos streichele, fester nehme, um sie in den Mund zu küssen, und damit einen Schreck auslöse und eine Kieferklemme. Der Mund bleibt zu. Sie hat mir ja im Vorfeld gesagt, dass sie nicht gern küsst. Jetzt merke ich, dass ihr ein Zungenkuss wirklich Ekel bereitet. Fast stolz ruft sie nach einem schnellen Lippenkuss: „Hast du es gespürt?“

„Was?“

„Dass ich dir Zunge gegeben habe?“

„Nö.“

Es ist das ein Phantom wie die Fluchttendenz meines Beins beim Klavierspielen. Siri faselt wieder etwas von Bakterien und Zungenbelag und immer schon abstoßend, und: „Ist das für dich wichtig?“

Ob Küssen in einer Liebesbeziehung wichtig ist? Die Frage bringt mich ins Grübeln. „Keine Ahnung“, sagte ich. „Muss ich sacken lassen.“

„Oje!“ ruft sie, „ist es wirklich so wichtig?“

Die Frage löst was aus, man merkt es ganz sachte. Es ist Zeit, zu gehen, und ich spüre es schon, als ich aufstehe. Erst ziehe ich mich im Dunkel an, langsam, fast bedächtig, mit der wohligen Empfindung, das erste Mal seit Monaten zu mir zu kommen. Es ist wie in jenem Augenblick beim Joggen, in dem alle Glieder des Körpers in eins kommen, die Empfindung einer geölten Maschine mit lauter Neuteilen und einem fern in der Zukunft liegenden Ablaufdatum, nur dass es jetzt mein Selbstgefühl ist, das in mir aufsteigt wie

eine Farbwolke in klarem Wasser. Dann gehe ich zu schnell wie einer, der mit etwas abgeschlossen hat, bin aber gutmütig genug, Siri auf ihren Wunsch hin unterzufassen und Komödie zu spielen, die Parodie eines Liebespaares in Mänteln, sie mit Puschen als Zeichen ihrer Verhaftung im Hier, und ich in Laufschuhen. Dann meine für mich selbst unerwartete, etwas teenagerhafte Bemerkung: „Also dann, tschüss, Siri. Und beim nächsten Mal kannst du küssen.“ Ein junger Erwachsener wie Juri hätte mit weicher Stimme gesagt: „Schön war's. Also, pass auf dich auf. Gute Nacht.“ Klingt mit serbokroatischem Akzent noch schöner.

Und ein Mann meines Alters hätte sich normalerweise mit irgendwas Formvollendeten verabschiedet, Rosenstrauß, Handkuss und Kratzfuss, Brillantine im Haar und intakte Bugfalte am Anzug und Hose, mit einem leichten Schmatzen oder Klappern dritter Zähne, knirschenden Knien, und einem mondhellen Glänzen seines von einer schimmernden Glatze gekrönten Hauptes, mit dem Vokabular versunkener Generationen. Mach's gut, denke ich stattdessen, du No-Kiss-Zicke.

Ich blicke nicht zurück, als ich auf meinen Wagen zu schreite, aber ich lausche dem Surren des Torflügelmotors und da fällt mir die Parallele zwischen Siri und dem Anwesen auf, dessen Lippen sich nur dann öffnen, wenn jemand im Inneren entriegelt. So einen Hebel wird es für Siri geben, aber den Hebel will ich nicht umlegen, das weiß ich jetzt definitiv. Mir fällt auf, wie sehr die mühselige, keuchende Bewegung der über Laub

kratzenden Türen an Siris maskenhaftes, scharf geschnittenes Gesicht erinnert, als sie sich schwitzend vor Verunsicherung und Ekel in meinen Armen wand und zugleich halb widerwillig erregt Geräusche machte, als gäbe es auch in ihr einen Motor, der die rostigen Torflügel auf stösst in einer künstlichen Bewegung. (Wenn beim Sex 80% stimmen, ist das o.k.)

Nachspiel am nächsten Abend am Telefon. Sie: „Ich finde das nicht erregend, wenn man meinen Nabel massiert. Ganz im Gegenteil, ich hasse das.“

„Den Nabel massieren?“ frage ich verblüfft, „ich meine, was lassen sich die Leute alles einfallen?“

„Manche macht das ganz scharf“, behauptet sie. Ich versuche, meinen Nabel zu massieren. Irgendwie unangenehm.

„Und Analverkehr“, sagt Siri. „Eines kannst du wissen: ICH – MACHE – DAS – NICHT. Habe es probiert, aber definitiv nicht.“

„Analverkehr?“ frage ich verblüfft, „machen das die Leute?“

„Jeder!“ ruft sie aus. „Ich habe es mit zwei Männern gemacht, es tut weh, ich bin da nicht so gepolt, tut mir Leid, dafür habe ich keinen Geist.“

„O.k., kann ich verstehen.“

„Nur, weil du einmal über das Küssen gesagt hast, Bakterien gibt es nicht nur im Mund, sondern auch woanders“, sagt sie jetzt so, als führe sie eine Klinge.

„Womit ich nicht gemeint habe, dass ich Analverkehr will, sondern eher was Naheliegenderes, Siri. Es ist gut, um Ecken zu

denken, aber diese Ecke habe ich wirklich nicht gemeint. Analverkehr kenne ich nicht, und kann dazu nichts sagen.“

Ein Tag vergeht, ein bedeutungsvoller Tag, und wir sind wieder am Telefon. Ich habe Siri angerufen, um mit ihr Schluss zu machen. Das Thema ist – Analverkehr.

„Was mir gezeigt hat, dass wir irgendwie anders ticken, war das mit dem Analverkehr“, sage ich.

Sie ängstlich, sehr rasch: „Inwiefern?“ Da ist er wieder, dieser Augenblick, als würde man die Augen scharf stellen. Oder, wie man früher sagte: Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich bin hier unter Druck, schließlich habe ich Siri angerufen, um ihr zu sagen, dass es mit uns nichts wird. Schlimmer geht es zwischen Freunden nicht, die Hoffnung auf mehr hatten. Sie weiß auch, was ich will, und warum ich mit belegter Stimme spreche. Sie weiß es, weil ich einen halben Tag lang ihre liebevolle SMS nicht beantwortet habe. Immer wieder ruft sie, während ich nach Worten suche, zwischendurch aus: „Ich habe es gewusst!“ oder: „Ich habe ein Gespür für so was!“

Es geht jetzt um Worte, die zu wählen und zu vermeiden sind, da sie stärker erinnert werden als andere, da sie tiefer verletzen können als Worte in anderen Situationen. Entweder man schreibt eine SMS oder man ruft an, elektronische Distanz ist wichtig in diesen Stunden. Wenn ich sie geliebt hätte, hätte ich es bei einer SMS belassen, für alles Weitere hätte der Mumm gefehlt. Aber der, der Schluss macht, liebt nicht, das spüre ich jetzt

deutlich. Er würde es locker verkraften, den Anderen sterben zu sehen. Und das sogar, während er vor ihm steht und den Einschlag der Worte betrachtet. Also kann er auch anrufen. Es ist das eine Gelegenheit, Charakterstärke zu beweisen, und dafür sind sorgsame Worte zu wählen.

„Wie soll ich es dir erklären? Mehrere Schichten. Ich habe dich noch gar nicht nackt gesehen, Siri, und du sprichst von Analverkehr, das hat was von Präventivschlag, mit dem man das Terrain absteckt. 1. kein Küssen, 2. kein Nabelmassieren, 3. kein Analverkehr. Das ist eine Liebe, die ich nicht verstehe.“

Ich mache eine kleine Pause, als ich merke, dass mir wohl wird. Leben durchpulst mich, weil ich da bin. Weil ich es fühle. Weil ich davon spreche, was ich empfinde. Weil ich wieder etwas empfinde. Weil ich mich abgrenzen kann. Weil ich wieder existiere. Es ist das ein Gefühl wie an einem kleinen ruhigen Vormittag, an dem man durch eine Großstadt streifte und viele Jacken anprobierte und dann hat man eine Jacke gefunden, die sitzt und gut aussieht und gar nicht teuer war, und in dieser Jacke geht man jetzt in der Sonne spazieren und schmiege sich in diese Jacke ... Ein Gefühl, als hätte man was gegessen, das nicht dick macht, und ist trotzdem satt geworden. „Ich würde über Sexpraktiken in einer Beziehung erst gar nicht reden, Siri“, fahre ich fort, mit einer Stimme, der ich anmerke, dass sie mehr und mehr zu meiner alten Stimme wird, der Stimme, die ich von mir einmal kannte. „So bin ich“, behaupte ich, „und du bist nicht so. Schon weil ich das Wort Sex

nicht mag und Praktik auch nicht und weil ich das Wort Analverkehr einfach nur eklig finde wie Bakterien und Zungenbelag. Aber ich würde sagen, was mir gefällt, und ich würde darum bitten, mir zu machen, was mir gefällt. So bin ich gestrickt. Und ich würde hoffen, dass meine Partnerin herausfindet, was ich mag, dass sie es sucht, und dass sie es findet. Und wenn ich etwas nicht mag, was sie mit mir macht, dann würde ich es mitmachen, bis ich weiß, ob ich es genießen kann. Und wenn jetzt meine Partnerin mir einen Dildo in den Hintern schiebt, weil sie darauf abfährt aus irgendeinem Grund, den ich nicht verstehe, würde ich es zuerst einmal einfach mitmachen, verstehst du? Und das so lange, wie es dauert. Das kann lange sein. Aber das ist nicht der Punkt. Wenn ich sie liebe, dann würde ich es mitmachen im Gefühl, das zu wollen, selbst wenn es schmerzt oder mir unangenehm ist oder mich ekelt, weil ich sie liebe, und wenn es ihr wichtig ist, dann würde ich es lieben lernen. Und ich bin mir sicher, absolut sicher, dass diese Partnerin, wenn sie mich liebt, irgendwann einmal auch damit aufhören wird, wenn sie weiß, dass ich es nicht mag. Früher oder später. Aber was sie jetzt antreibt, diese Wut, die kommt von irgendwo her. Und man muss sich auch quälen lassen, so lange es schwingt. Und mit Schwingen meine ich, dass der andere einen spürt und von einem geheilt wird und dann kommt diese Zeit der wirklichen Liebe, wo man dem anderen das gibt, was er braucht. Und dass man es gerne gibt. Und sich freut, seine Nähe zu spüren und ihm zu geben, was ihm gut

tut. Weil das, was ihm gut tut, genau das ist, was einem selbst gut tut.

So bin ich, Siri. Jetzt weißt du, wie ich bin, und wie ich darüber denke.“

Eine kurze Pause, dann: „Du hast da etwas völlig falsch verstanden ...“

„Glaube ich nicht“, unterbreche ich sie, „ich habe das nicht falsch verstanden, sondern alles so verstanden, wie du es gesagt hast und gemeint hast. Sei ehrlich: Findest du es normal, mit jemanden, den du nicht einmal geküsst hast, Sexualpraktiken zu diskutieren?“

„Gott, man quatscht manchmal drauflos ...“

„Warum redest du denn davon? Weil du Analverkehr willst?“

„Du bist verrückt.“

„Du willst mich darauf vorbereiten, dass du ihn willst, oder du fährst dabei ab, zu sagen, dass Du ihn nicht willst in der Hoffnung, dass es doch so ist.“

„Das ist jetzt völlig aus der Norm, Matti, das mache ich jetzt nicht mit. Genauso gut könnte ich sagen, dass du Analverkehr willst.“

„Wenn ich ihn wollte, hätte ich vielleicht davon gesprochen. Nicht so früh, aber vielleicht später.“

„Also doch.“

„Du hast davon gesprochen, Siri, nicht ich. Erklärung?“

„Ich habe damit nichts anderes gemeint als dass ich das nicht will. Weil es mir nichts gibt. Genauso wie ich wünsche, dass man meinen Nabel in Ruhe lässt. Es reicht mir, ich habe mich abgenabelt. Die Region ist tabu.“

„Und warum redest du davon, was du nicht willst? Es wäre doch besser, davon zu reden, was du willst.“

„Das würde sich ergeben. Hauptsache, man hat Spaß dabei.“

„Du meinst, Sexualität ist etwas, das man hat, um es zu besitzen, Siri. Im Sinne von: Eigentum verpflichtet. Ich aber glaube, Sexualität ist Intimität, und dafür braucht es nichts außer die Freude darüber, dass der andere da ist, und nahe. Und man möchte doch, dass er etwas mit einem anfangen kann.“

„Es stimmt nicht, dass ... das ist irgendwie alles falsch.“

„Sex ist nicht etwas, das man nur im Bett hat, Siri.“

„Um Himmels Willen, das jetzt, weil ich einmal gesagt habe, es reizt mich nicht am Küchentisch oder unter der Dusche, ich meine, es ist doch unbequem für einen, oder es besteht Rutschgefahr ...“

„Nein, Siri“, unterbreche ich sie, „es hat was mit den 80% zu tun, und für mich ist Sex zu 80% Küssen, und was für Dich 80% sind, miteinander Schlafen im Bett mit irgendwelchen Stellungen, das ist für mich 10%.“

„Du weißt doch gar nicht, was ich meine mit 80%!“

„Ein Achtel, Siri, das ist 0,16.“

„O.k., o.k., verstehe. Gut. Du gibst mir keine Chance. Muss ich akzeptieren, dass du das so siehst. Ich habe verstanden.“

„Beziehungsweise, weil bei dir das Küssen gar nicht vorkommt, 0 durch 90, das ist eine irrationale Zahl. Geht nicht.“

„Ich habe nicht gesagt – wenn wir miteinander schlafen, in der Hitze des Gefechts, da kommt es bei mir vor, dass ich küsse, auch mit der Zunge und so. Ich meine, das kannst du noch gar nicht beurteilen, weil es nicht so weit gekommen ist.“

„Siri...“

„O.k., und jetzt wird es so weit gar nicht mehr kommen. Schade, eigentlich. Aber du gibst mir keine Chance.“

Ich schwieg.

„Ja, ich verstehe“, fuhr sie fort. „Das mit dem Küssen war noch nie ein Problem. Nie! Ich meine, ich bin von dem einen oder anderen aufgezogen worden deshalb, aber es hat sich noch keiner beschwert. Komisch, dass das so wichtig für dich ist.“

Was hatte mich aus der Reserve gelockt? Warum hatte ich diese langsam anlaufende Annäherung mit Siri in dem Augenblick beendet, als unsere Lippen aufeinander getroffen waren? Es hatte das nicht wirklich etwas mit der Auffahrt zu ihrem Anwesen zu tun, sondern mit der Empfindung, dass Freundschaft und Liebe, die aus Freundschaft erwächst, keinen Wert an sich bilden. Es sind schwammige Begriffe, die sich von einem Tag zum anderen wie Spuk verflüchtigen können, und tun sie das, dann ist die Hoffnung weg. Die Hoffnung stirbt in Beziehungen immer zuerst.

Es hat was damit zu tun, dass ich alt geworden bin. Die Mitte des Lebens ist eine Nahtoderfahrung, denn letzten Endes betritt man dabei einen Raum, in dem das Leben in einer

Stunde, in der nächsten Minute zu Ende sein kann, und das ungleich häufiger als in der Jugend und im jungen Erwachsenenalter. Wer gerade noch kalkuliert hat: 45, das ist die Hälfte von 90 Jahren, wird sich wundern, wenn er im Jahr darauf am Bauchspeicheldrüsenkrebs dahin siecht und innerhalb weniger Wochen stirbt, ein Menetekel für alle Altersgenossen, die ihn gekannt haben. Oder unter der plötzlichen Blutleere des Herzinfarktes umkippt binnen Sekunden. Ungläubiges Staunen über dieses unglaubliche Verarschtwerden durch den Begriff Mitte des Lebens, dessen eigentliche Bedeutung die ist, nicht nur das Ablaufdatum des Körpers bewusster zu machen, sondern das Ablaufdatum der sorglosen Lebenshälfte an sich.

Jetzt hatte ich erkannt: Ich war in dieser letzten Phase der Jugend innerlich mehr und mehr vor die Hunde gegangen, und dass es so war, merkte ich erst, als Jule unsere Beziehung beendete. Seitdem ich meine Tagebuchepisoden, diesen „Brief“ an Jule wieder gelesen hatte, erinnerte ich mich genau an die Erfahrung ihres Rückzugs. Es war das Gefühl, zu sterben, und das ging über Wochen, als ich spürte, dass ihre Liebe für mich zu Ende gegangen war. Dass sie dann einmal eine sorgsam formulierte SMS tippte, in der sie schonend davon sprach, war so bedeutungslos, dass ich ihr nur eine freundliche Zustimmung zurückschicken konnte. Darauf rief sie an, wirr und wusselig, wie es einem Menschen geht, der eine richtige Entscheidung getroffen hat, seiner Urteilskraft aber nur dann zu trauen wagt, wenn sie auf entschiedenem Widerstand stößt. Es war

ihr gegangen wie einem Herrscher, der dem Nachbarstaat den Krieg erklärt, und dessen Top Dog antwortet dann: „Ich sprengte schon mal vorsorglich unsere Hauptstadt, Exzellenz, auf dass sie Eurer Kapitale weiter keine Konkurrenz mehr machen kann.“ Oder wie ein Schaf, dass sein Fell würzt, um dem Wolf besser zu munden.

Meine Stimme aber in diesem letzten Gespräch, das wir als Paar führten, war nicht mehr meine Stimme, sondern die Stimme eines Menschen, der sehr rasch Blut verliert. Es war da eine Sanftheit, von der ich ahnte, dass ich sie einmal empfinden werde in den letzten Augenblicken vor dem Tod, ein Annehmen der Sterblichkeit, und ein Verenden.

Warum aber zum Teufel, frage ich mich heute, kann es ein Liebender überhaupt soweit kommen lassen, einem anderen Menschen diese radikale Verfügungsgewalt über das eigene Leben einzuräumen? Es ist mir schleierhaft. Ich vermute, es hatte das bei mir weniger mit dem Anderen zu tun als vielmehr mit der Empfindung, mit dem Eintreten der Mitte des Lebens zum Todgeweihten verkommen zu sein, zum angststarren, bleichen, runzligen Schatten seiner selbst, und das ist eigentlich eher peinlich. Midlife Crisis nennt man das, wo ein Mann sich ein Motorrad kauft, einen Unfall baut, sich dabei sämtliche Knochen bricht und dann darauf wartet, dass die entfremdete Ehefrau, die er gerade noch mit einer Zwanzigjährigen betrogen hat, die Trümmer zusammen sammelt. Die Mitte des Lebens. Ich spürte sie, als ich mich im Dunkel des Eingangsbereichs der Waldvilla ankleidete und Siri

sah, ein Blitzen ihrer Augen, der helle Schatten ihres Gesichts, der dunkle Mantel. Sie war eine Frau im ähnlichen Alter. Sie glaubte zu lieben, aber es war nur eine Schimäre. Sie hatte Angst, zum Schatten ihrer selbst zu werden und war es in dieser Angst bereits.

War unsere Freundschaft am Ende? Es war etwas in Bewegung geraten. Zuerst das Bild des im Rückspiegel zurückweichenden Tores, das ab jetzt für mich geschlossen bleiben würde wie Siris Mund, und das schon deshalb, weil ich nun in ein Lebensstadium eingetaucht war, in dem man dergleichen nicht mehr zurecht biegt und formt, sondern verschweigt.

Am folgenden Morgen schicke ich Abba, meiner Schifahrerfreundin, eine SMS, um sie zum Essen einzuladen. Ich habe ihr schon länger nicht mehr geschrieben, und spüre, dass sie darauf wartet. Dass sie sich Gedanken gemacht hat. Und tatsächlich ist ihre Antwort in Sekundenschnelle da, und noch am gleichen Nachmittag nehme ich sie in die Arme und küsse sie innig und tief und gehe dabei selbst auf wie eine Konservendose. Oder wie ein geplatzter Reißverschluss. Es ist das alles sehr überraschend, überraschend wie die Wohllaute, die ihre Nähe in mir auslöst. Wenn ich sie anblicke, überrascht es mich, dass sie es ist, mit der ich da auf Tuchfühlung gegangen bin, und je öfter ich sie anschau, desto vertrauter wird sie mir wie jemand, den man ein Leben lang kennt. Als sie mir die Hände auf die Schulterblätter legt, ihren Kopf an mich drückt und mir in die

Brustwarzen beißt, habe ich das Gefühl, einen Augenblick weg zu treten, so schön ist das. Auch sonst ist der Sex – nichts anderes wird es, und das in Windeseile, nach all den Monaten des Verharrens und Zauderns - ziemlich gut: Ihr Gesicht aus nächster Nähe, katzenhaft, mit dem aufgeworfenen Mund, der sich zu einem Lächeln öffnet, das großzügig ist und wissend und zärtlich. Ihre Haut, seidenweich, und die unter meiner Berührung keimende Wärme. Die schnellen Bewegungen, die man damit auslöst, oder die kräftigen Umarmungen und ihr erstauntes Lachen. Am Besten aber sind Abbas Küsse, wohlschmeckend und tief, und der Duft ihrer Gesichtshaut. Küssen, als gelte es das Leben. Küssen, als hätte man ein Leben lang nichts anderes gemacht. Dann muss sie weg, sie ist schließlich verheiratet, und die Stunde dieser Nähe miteinander, diese kurze Umarmung, erscheint wie ein Traum, eine Vision von Liebe.

Während einer gestohlenen Stunde, nur zwei Tage später, ist es, als wäre sie nie gegangen. Wir küssen uns wieder, wir streicheln einander, wir drücken unsere nackten Oberkörper aneinander. Ich löse mich von ihr, schaue ihr aus nächster Nähe ins Auge und frage: „Gehen wir ins Bett?“ Und sie: „Gern.“

Wir ziehen uns aus, als würden wir uns bereits länger kennen. Wir übergehen den Augenblick der Scham oder der Betretenheit. Sie ist binnen Sekunden nackt, völlig nackt, und ich nehme ihre Beine, öffne sie, und Abba bricht in Sekundenschnelle auf mit Lauten, die ich einmal

von einer Frau kannte, die ihr ähnlich gewesen ist, von einer ähnlichen Großzügigkeit, Geradheit, Leidenschaftlichkeit, und duftend. Ich kenne das also, ich kenne es doch nicht, habe das Gefühl, meine Heimat gefunden zu haben. Sie zu küssen, weil sie gut schmeckt, und um mich darin zu verlieren. Es ist etwas in ihr Gelegenes, und wenn man an ihrer Haut lauscht, kann man es hören. Wir zittern beide am ganzen Leib von der Empfindung, von den Ereignissen überrollt zu werden, streicheln einander die Gesichter und küssen einander wie etwas, das zusammen passt und zusammen gehört: Freundschaft und Liebe sind schwammige Begriffe, und Vertrautheit kennt keinen Zeitfaktor. Letztlich wird keiner klären können, warum man einen anderen gut riechen kann.

Was kann man noch über diesen ersten Tag sagen? Wir haben nicht das Gefühl, als wäre Nachhaltigkeit gefordert. Wir spüren es beide: In dem, was in uns vorgeht, liegt kein tieferer Sinn. Wir haben zueinander gefunden aus einer Nachgiebigkeit dem Leben gegenüber, und es bedeutet nichts als seinen Gefühlen nachzugeben. Bei ihr ist die Sache klar: Sie fühlt sich erdrückt in ihrer Ehe und sucht einen Boyfriend. Ich kenne die Rolle des Boyfriend und fühle mich in kurzer Zeit pudelwohl. Es ist das alles weder gut noch schlecht, sondern ein klarer Tauschhandel mit dem Vorteil, dass es in keiner Weise um Güterverteilung geht. Die Besitzverhältnisse des anderen werden in keiner Weise angetastet. Es ist weder Stärke noch

Schwäche, was diese Beziehung gibt, sondern Lust. Und von der Lust weiß man doch, dass sie so lange dauert wie sie eben dauert. Wenn man ihre Anwesenheit in meinem Bett abzieht, führt Abba eigentlich eine intakte Beziehung mit ihrem Mann, von dem wir auch an diesem ersten überstürzten Nachmittag sprechen, und von seiner Lieblosigkeit und seinen Streichen, aber auch von den Momenten, wo er ihr geholfen, sie gestützt und durch das Leben geführt hat. Es ist das alles ein bisschen absurd und komisch und schlecht einzuordnen, was wir hier tun, aber was uns geschieht, ist zugleich einfach und normal wie Zähneputzen oder Haarwaschen. Der Widerspruch macht Abba zu schaffen, weil sie in ihrer Ehe noch keinen Boyfriend gehabt hat. Sie weiß nicht, wie das ist, aus der Fülle zu leben. Aber sie spürt es. Sie küsst mich, während wir reden, wieder und wieder. Für mich hingegen ist es angenehm, zu spüren, wie das ist, wenn man von einer Frau nichts Substantielles fordert und nichts Substantielles will außer Sex. Und ein Mann, der keinen Sex hat, ist auch kein wirklicher Mann, das spüre ich auch. Wird diese Geschichte in der Katastrophe enden? Oder in der Kälte? Oder als wirkliche Liebesgeschichte mit bells and whistles, wie der Amerikaner sagt, mit Glocken und Pfeifen? Eigentlich ein ziemlich schiefes Bild, wenn man eigentlich meint: Aufgedonnert. So eine Liebe endet ja bekanntlich mit zerstochnen Reifen oder Körpern, zerkratzttem Lack oder zerkratztter Haut, eine Abtreibung meiner und von Abbas Leibesfrucht, eine völlig haltlose Abba im Liebeswahn, die mir Vorwürfe macht, mich

erpresst, mich schlägt, den Verstand verliert. Dergleichen Dinge. All das flackert am inneren Bildschirm der Zukunftsvorstellung auf, während ich in Abba eingedrungen bin und spüre, wie sie meine Gesäßpacken presst, ertrinkt in prickelnder Champagnerlaune hormonaktivierter Gehirnregionen, die ich vorher so noch nie gespürt habe. Als mir Abba davon erzählt, wie sie sich vor einer vorübergehenden Trennung von ihrem Mann regelmäßig betrunken, dann als Alleinstehende keinen Tropfen angerührt, in letzter Zeit aber wieder zugenommen hat, weil sie neuerlich an der Flasche hängt, ist eigentlich auch alles Wesentliche über unsere Bettgeschichte gesagt, die Geschichte eines Menschenschlags, dem die Erdschwere nur im besoffenen Zustand erträglich ist. Und irgendwie, das muss ich an dieser Stelle schon sagen, ist das eine ziemlich coole Sache.

Einen Tag später liegt sie auf der Alm in meinen Armen, im weichen, trockenen Moos des Vorjahres, umschmeichelt von Sonne, Insektensurren und lauem Wind, und lässt sich von mir Töne entlocken. Es sind schöne Töne, gurrend, vollkehlig, und Ausrufe wie „Oh Gott!“ oder: „Wahnsinn!“ gehören dazu. Ihre Brüste sind Kegel, die sich beschwörend der Sonne entgegen recken. Abba lacht viel und gern, und als wir barfußig wandernd beschuhten Wanderern begegnen, reicht es, dass ich erklärend und im bedauernden Tonfall anmerke: „Bedauerlicher Schuhausfall, Motorschaden“, dass sie sich richtig „abkekst“ darüber, nicht nur über den Wortwitz,

sondern aus einer Ausgelassenheit heraus, die einem nur Freizügigkeit einbringen kann. Wir essen gut in diesen Tagen, ruhen an Seeufern in warmer, von Wind durchstrichener Luft und lassen unsere Haut trocken und warm werden.

Einmal stelle ich den Wagen in der Wildnis an einem Gebirgsfluss ab, wo man zwischen großen, samtweichen Steinen in Pfützen klaren Quellwassers hinabsteigen kann. Hier stehen wir nackt und waschen uns, bis dieser Augenblick kommt, an dem die Körperreinigung aufhört und man sich gegenseitig anstarrt.

Am ersten und zweiten Tag trinkt sie noch reichlich Alkohol, während ich ihr das Schafskopfspielen beibringe. Es ist ein an der Oberfläche einfaches Spiel, und zugleich von unglaublicher Komplexität. Zu Beginn erschrickt Abba davon, hält sich für zu dumm, überhaupt Schafskopf zu spielen. Da ich aber Geduld zeige, und ihr immer wieder die Regeln erkläre, lässt sie sich von Spiel zu Spiel mehr darauf ein, und als wir Stunden später nach unzähligem Durchmischen und Aufblättern und Karten einsammeln und Punkte zählen aufhören, ist sie völlig in die Dramatik des Gewinnens und Verlierens und Riskierens eingetaucht und hat sich in einen leidenschaftlichen „Schafskopf“ verwandelt, mit starr auf die Karten gerichteten Augen. Sie leckt sich die Lippen, die voll sind und glänzen, und die Locken hängen ihr wirr ins Gesicht von der Erregung, gewinnen zu wollen, und das bei jedem Spiel. Schon am dritten Tag aber hat sie kein anderes Laster mehr als Sex und Kaffee, und es tritt dabei eine mir noch nicht

bekannte Frau in Erscheinung, die etwas aufgeregt Kindliches hat und sich davon zum Beispiel spielerisch in einer zu Tal fahrenden Gondel unvermutet mit gespreizten Beinen über einen her macht mit den Worten: „Wo wir hier schon allein sind, wäre doch ein Quickie nicht schlecht, oder?“

„Könntest du das denn in den zehn, fünfzehn Minuten?“

„Das Vibrieren ist wirklich schön. Mir fehlt hier nur noch die Stange über dem Kopf zum Auf und Ab Ziehen.“

Es ist Dankbarkeit in allem, was Abba erfährt. Wenn ich morgens Orangensaft für sie presse und ihr hinstelle, ist sie gerührt. Wenn ich mehrere Supermärkte hintereinander ansteuere, damit sie ein geliebtes Shampoo mit Moschusduft suchen kann, umarmt sie mich nach Erreichen ihres Zieles unerwartet und fest. Sie ist es schlicht und einfach nicht gewohnt, morgens aufzuwachen, sich an den Bettnachbarn zu schmiegen und ihn unbekümmert um zerstörte Frisuren und etwaigen Mundgeruch so richtig zu drücken. Die Tage werden für sie zur gelebten Neudefinition des Umgangs zwischen Mann und Frau an sich. Wenn man einen ganzen Tag mit einem anderen verbracht hat, es gab keinen Streit, keine Missverständnisse, keine Vorwürfe, und man hat dabei stattdessen ein angenehmes, gelassenes Miteinander erlebt, können ihr schon beim Abendessen Tränen der Verwirrung, Dankbarkeit und Verliebtheit in die Augen steigen. Einmal, als es im Kinofoyer keinen Kaffee gibt, gehen wir nebenan in eine Espresso-Bar, und es reicht,

wenn ich frage, ob es diesen auch zum Mitnehmen gebe, dass sie mich lobt: „Du denkst immer an mich. Das ist so ungewohnt – und wunderbar.“ Am ersten Abend schüttelt sie noch den Kopf, wenn ich sie frage: „Was denkst du?“, aber am zweiten Tag sagt sie, etwas außer Atem, zur Antwort: „Ich habe dich sehr sehr lieb. Ich weiß, du hörst das nicht gern ...“ Und dabei blickt sie verstohlen zu mir her und beißt sich auf die Lippen, bevor sie ihre Hand in meine schiebt. Wir hören gerade „ihr“ Lied, das einmal „mein“ Lied war – „The Hardest Part“ von Coldplay, ein Song, den ich ihr einmal auf dem Klavier vorspielte. „Ihr“ Lied.

„Wenn sie es einmal beim Autofahren im Radio spielen und ich höre es, dann werde ich immer an dich denken und daran, was wir erlebt haben.“

Es ist eine jener Situationen, in denen einer sagt, er habe den anderen lieb, weil er weiß, dass das Wort „Ich liebe dich“, das Gegenüber völlig erschlagen würde. Weil schon das Wort „lieb haben“ etwas von Besitzanspruch hat. Welchen Gesichtsausdruck setze ich eigentlich auf, wenn mir Abba von ihren Gefühlen erzählt? Was will ich denn hören? Sie haben nichts mit dem Gefühl zu tun, das ich für Jule hegte, obwohl auch diese ganze Fahrt im Prinzip eine Jule-Gedächtnisfahrt ist, die Gegend, die Tätigkeiten, all das habe ich mit ihr schon erfahren - und sicherlich ist auch dieser Ausflug wieder einer dieser unwillkürlichen Exorzismen, mit denen ich mir Jule aus dem Herz reißen möchte. Wir kommen dabei an beinahe alle jene Orte, an denen ich mit Jule war, und wir machen ähnliche Erfahrungen an diesen Orten.

Und doch rückt der Tod von mir weg. Ich fahre bedächtig mit dem Wagen und sicher. Ich kann Sch ifahren, ohne dabei ein einziges Mal zu stürzen. Meine Körperbeherrschung ist zu mir zurückgekehrt. Zwar erinnere ich mich der Intensität meiner Empfindung an diesen Wegmarken meiner Liebe zu Jule, erlebe sie neu als Wunde, aber ich werde dabei nicht mehr tiefer verwundet. Jeder Kontakt mit Jule, jedes Gespräch, jede Berührung, führten mich damals tiefer in die Empfindung, sie zu lieben, sie auf immer lieben zu wollen. Nun spüre ich, dass diese Empfindung bleiben wird, aber dass sie sich nicht mehr vertieft und eines Tages übergehen wird auf einen anderen Menschen. Das die Sache, die ich Liebe nenne, ein körperliches Phänomen ist wie Müdigkeit oder Hunger, und mit denen Menschen, die es betrifft, nur wenig zu tun hat. Eines Tages wird Jule jemand sein, der nicht mehr geliebt wird, ein lebloses Stück Schlangenhaut, übrig geblieben nach einer Häutung.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, meine heutige Empfindung ihres ungerührten, kühlen Charakters mit meiner damaligen Vernarrtheit zu vergleichen. Kein anderes Wort trifft die Sache besser. Und obwohl ich weiß, dass es damals gar keine Überschneidungspunkte unserer Seelen gab, verfolgen mich doch die Details. Die Erfahrung, Jule im Schlaf atmen zu hören, und dabei ihr schlafendes Gesicht zu sehen. Die hitzige Schnelligkeit, mit der unsere Körper eines Morgens zusammen fanden, als wären sie Teil eines besonderen Mechanismus, und das Weiche und Pralle ihres Körperstammes und ihrer Glieder,

und das lustige Funkeln in ihren Augen. Das Lächeln ihres herben, vollen Mundes, und die dichten Wimpern, wenn man mit den Augen ganz nahe an ihren Augen war. Das hohe, ironische Lachen, hörbar gewordenes Ausatmen. Das Seidige ihrer Haut, das erst durch die Berührung entstand, als Antwort auf die Berührung. Es reicht, an diese optischen, akustischen, taktilen Reize zu denken, und schon ist da Empfindung, dass sich Vergangenheit und Gegenwart auflösen, dass wir zwei Versionen eines einzigen Menschen waren, deren Bestimmung es war, sich einander anzugleichen, miteinander zu verschmelzen, sich gegenseitig zu befruchten.

Sobald diese Erinnerungen aktiviert werden, ist da wieder das Gefühl, ohne diese Zweisamkeit nicht existieren zu können, aber es äußert sich nun anders. Nicht mehr als Todessehnsucht, nicht mehr als Sehnsucht, sich im Bewusstsein des unwiderruflichen Endes zu verletzen, zu töten, sondern als Wissen: Eines Tages wird etwas Vergleichbares kommen, im Inneren des Gehirns entstehen und Botenstoffe ausschütten, und kein Mensch wird wissen, warum. Was es denn am anderen ist, das diese Kaskade auslöst. Man wird mental darauf vorbereitet sein. Man wird die Fehler, die man in der Verbindung mit Jule begangen hat, aus der Befangenheit eines Menschen heraus, der diese Gefühle nicht kannte, dann nicht mehr begehen, weil man dieses Wissen hat. Also mag die Kaskade eine andere Richtung nehmen, und in ein anderes Unglück führen, bis sie abflaut in der Nichtempfindung. So vergehen die Jahre, und zuletzt ist man

ausgehöhlt und kraftlos und schlaff. Oder wird man mit seiner neuen Liebe etwas Schönes erschaffen können? Wird eine Familie entstehen? Vielleicht kann dieses rein körperliche Phänomen mit Abba, diese hormonelle Manifestation von Hoffnung und Hingabe, einmal ausreichen, um diese Ideale zu erhalten, sie weiter zu bauen, sie zu befestigen. Vielleicht wird es dann gelingen, eine Liebe zu leben, die bis zum Tod hält. Oder zumindest wird man neue Menschen kennen lernen und darauf warten, mit ihnen von dieser Liebe zu träumen zu können, in ihnen Liebe zu wecken und sie zu verstärken, bis man eines Tages aus anderen Gründen, und nicht mehr aus Liebe, stirbt.

Abba spürt, dass ich erwache. Es macht ihr Spaß, mir drollige Geschichten zu erzählen. Wir sitzen zum Beispiel in einer verräucherten Cafestube und frühstücken, als sie mir Folgendes weitergibt: „Die Tanja, die Lolo und ich waren ein paar mal in der Abtreibungsklinik. Die Tanja, weil das ihre Art war, zu verhüten, und die Lolo, weil es mit dem Partner nicht geklappt hat, von dem sie das Kind erwartete, und ich war die Chauffeurin. Einmal war die Lolo nicht schwanger, und als wir auf die Tanja warten mussten, haben wir uns spaßeshalber vor die Klinik gestellt und uns die Bäuche gehalten, als ob sie uns weh tun würden nach der Abtreibung, damit sich die Frauen, die da vorüber gegangen sind, denken: Oje, das lasse ich mal lieber. Es war nur fies, dass die Tanja überhaupt keine Beschwerden gehabt hat nach der Abtreibung. Die war immer topp drauf. Die Lolo

aber hat gelitten wie ein Hund. Sie hat es gemacht, weil sie keinen Ausweg gesehen hat, aber sie ist daran fast zugrunde gegangen. Vielleicht hätte ich es so machen müssen wie die. Sie haben sich einen Kerl nach dem anderen angelacht. Wer ihnen in die Quere kam, den haben sie vernascht, die Tanja reuelos und ohne wirkliches Interesse, und die Lolo immer mit der Sehnsucht im Herzen, das ist die Liebe meines Lebens. Ich dagegen war meinem Mann treu, all die Jahre, während er mich beschissen hat, mehr als einmal.“

Man könnte uns hier in den Alpen für ein Ehepaar halten, das gerade Urlaub macht. Der Umgang zwischen uns ist vertraut und wie selbstverständlich. Als wir in der Gondel sitzen, die uns hoch und höher bis zum Gletscher hinauf trägt, sehe ich in ihren Augen eine Vorfriede, die ich kenne, und die man Bergfieber nennt. Wir haben uns damals in einem trüben Moment beim Schifahren getroffen, in einem Augenblick, in dem sich beide nach einer neuen Bekanntschaft sehnten, die sie aus dem Alltag hinaus hebt wie diese Seilbahn. Sie verlässt die irdischen Gefilde und sucht unter stechend blauem Himmel die Höhe, das ist das eine. Dann ist da die Lust am Schifahren an sich, die der Lust ähnelt, die wir für den anderen verspüren. Oben, auf dem glatten, blauen Eis der Abfahrt, entwickelt Abba höllische Wadenkrämpfe, die sich immer weiter zuspitzen, sodass sie immer wieder zwischen Liftfahrten auf ihren Schiern ruht, mit geöffneten Schuhschnallen, während sie mich bittet, doch weiter zu fahren. Ich

singe, als mich der Lift hochschleppt: „Ice ice, baby“, einen Schlager der Achtziger Jahre, und ziehe achtlos meines noch kaum verheilten Armknochens gemächliche Schleifen auf der glatten Weite des Berges. Ist es Lust, ist es Bergfieber? Es ist eine gelöste Empfindung, die mich bei meiner Rückkehr sagen lässt, während sich Abba entschuldigt: „Ich bin die Super-Pfeife, am Besten, du vergisst, dass es mich überhaupt gibt!“ – „Komm hinunter zur Bergstation, wir besorgen dir neue Stiefel, dann hast du auch was davon.“

Gesagt, getan, und in Abbas Augen tritt ein neuer Ausdruck, ungläubiges Staunen gemischt mit Anerkennung darüber, dass ich mich um sie kümmere. Es ist ein sanftes Ringen um Gemeinsamkeit, die jetzt beginnt, denn Abba kennt beim Schifahren keine Gemeinsamkeiten mit dem Partner, sondern nur Streit. Sie ist es gewohnt, getrennt Schlepplift zu fahren, da man zu zweit immer wieder stürze – also beginnen wir als Kontrastprogramm, miteinander und nebeneinander den Berg hoch zu fahren. Ich lege dabei den Arm um ihre Hüften und sie sagt nach einer Weile, als sie merkt, dass man dabei weder die Schier überkreuzt, noch sich einseitig hinauslehnen muss: „Das ist schön, da fühle ich mich geschützt.“ Auch beim Hinabfahren hocke ich ihr weder auf der Pelle, noch hechte ich auf Schiern vor ihr ins Tal wie das offenbar viele Ehemänner tun. Die Art und Weise, wie wir einander beim Fahren umkreisen, wird zu einem lautlosen Gespräch, das bei der fünften oder sechsten Abfahrt bei einem Zwischenstopp ihr

Gesicht strahlen und sie rufen lässt: „Das ist so was von schön, mit dir zu fahren!“

Dann, als Abba müde geworden ist, liegen wir auf einer Decke auf sonnenwarmen Felsen, und die Sorgsamkeit, mit der sie darauf achtet, dass ich nirgendwo hart aufliege, wird gespiegelt von der Achtsamkeit, mit der ich ihr meine Jacke als Kopfkissen unterlege.

„Warum bist du so zärtlich zu mir?“ fragt sie mich ein in der blauen Stunde morgens, vor dem Sonnenaufgang, während ich ihr mit der Hand lange über den Rücken und den Po streiche, und ich habe keine Antwort. Ich könnte sagen: „Weil es richtig ist“, oder: „Weil dir diese Art von Zärtlichkeit zusteht.“ Die beste Antwort aber: „Weil du mir Leben zurück gibst, Abba.“ Und da ist etwas dran.

Es ist eine einfache Sache, und ich spüre es an einem Nachmittag, an dem ich auf Schiern von der Bergspitze bis ins Tal abfahre, vom Eis und kühlen Wind bis zu den sommerlichen Temperaturen und dem schmelzenden, sich wie Wellen aufwerfenden Schnee der tiefen Regionen. Mit geschlossenen Beinen und in Hocke, das Körpergewicht ganz auf den hinteren Enden der Schier lastend, gleitet und schwebt man über die Hügel abwärts. Der sanfte Fersendruck erinnert an die Art, sich einem Pferd mitzuteilen. Die Luft steht heiß und flirrend zwischen den Felsen, und es ist, als könnte man durch den Schnee einsinken, wenn man anhalten würde, so weich und schwer und wässrig ist er. Es ist, als hätte man unter Wasser die Luft angehalten, und nun hätte einen ein Motorboot an einem Seil aus dem Wasser gezogen und man gleite nun auf

Wasserskiern über die Wogen. Ich bin völlig allein, und es ist still auf dem Berg. Ja, es ist mehr als die Tatsache, dass ich seit meiner Kindheit mit dieser Sportart vertraut bin, es ist nicht nur die Rückkehr zur Selbstverständlichkeit, mit der Körper, Seele und Geist damals zusammen hielten, als ich noch Kind war. Diese Abfahrt heute geschieht auch aus dem Wintersturm und der Einsamkeit des schneeumtosten Zwielfichtes der Verzweiflung damals, als ich mit dem Snowboard an dieser Kapelle stand, in dieser Ausweglosigkeit des Gefühls für Jule damals. Es war ein Tiefpunkt, aber es gibt auch Höhepunkte. Und dann gibt es etwas dazwischen, und das ist es, was ich hier erlebe. Ich bin wieder allein, das spüre ich. Jule hat mich verlassen. Und es wird ein Tag kommen, an dem ich wieder etwas empfinden werde wie damals für Jule. Während ich dem Tal entgegen sinke, wo Abba barbusig in der Frühlingsluft auf einem Sonnenstuhl meine Ankunft erwartet, kehre ich zurück ins Leben. Ist es das Leben, oder nur ein Zwischenhoch? Als ich aus den Schiern steige und mit schweren Schuhen zwischen den sich räkelnden Sonnenhungrigen auf Abba zustapfe und ihr spielerisch auf eine große, braune Brustwarze küsse, zwinkert sie und schaut zu mir hoch mit diesem sehnsüchtigen Gesichtsausdruck, gemischt mit Freude: „Und was ist mit der anderen? Wir wollen doch nicht ungerecht werden.“

Vorerst kann ich nur sagen: Ich weiß wieder, wie sich die Dinge anfühlen, wenn man mit jemandem zusammen ist. Aber sorry, Abba, du bist die Falsche. Man könnte verächtlich sagen, es ist

nichts, das uns verbindet, höchstens Untreue. Verschämt, und mit Schuldgefühlen. Eine untreue Ehefrau, ein Seitensprung, ein Verhältnis, vielleicht eine kleine Rache an der Untreue eines Ehemanns. Und dann ist da Abbas Innigkeit und Achtsamkeit und Scheu wie vor etwas Heiligem. Das wäre schon The Real Thing, wie die Amis sagen. Sie steht auf mich, auch wenn es für uns nicht reicht. Es reicht, um mich im Saunahof neben ihr auf der Liege zu räkeln und ihren Blick zu spüren, der über meinen Körper gleitet. Ich merke, dass ich mich jung fühle und ansehnlich. Der Tag wird kommen, an dem ich wieder begehren werde, mit jeder Faser meines Herzens. Ich war gestorben, und werde wieder auferstehen. Jener Teil meines Gehirns, der an Neurotransmittern verarmt war, wird wieder pulsieren. Es ist da ein Sickern, ein Schrei danach, emotional durchflutet zu werden. Die Tore sind geöffnet. Ich bin wieder daran interessiert, wieder ergriffen zu werden. Die Schleusen atmen Empfindung, eine Ahnung zukünftiger Sehnsüchte. Und wenn ich jetzt und heute noch nicht fühle, so kann ich doch sagen: Ich bin Zeuge der Gefühle einer anderen. Ich kann es fühlen, was es bedeutet, dass sie mich begehrt. Ich kann es sehen im Weiß ihres Auges. Es ist etwas, das einen wieder zum Gläubigen machen kann.

KÖNIGIN DER NACHT

Ich war mit dem Flugzeug gekommen und das Anwesen des Dirigenten war nicht weit vom Flughafen entfernt. So kam es, dass ich mit meiner Reisetasche bewehrt dort aus dem Taxi stieg, bevor ich überhaupt die Stadt gesehen hatte. Das Grundstück, auf dem er seinen Alterssitz errichtet hatte, lag hinter einer hohen

Mauer verborgen, doch die Tür stand offen, und ich kam auf den Sandsteinboden, der als lang gezogenes Plateau von der Straße bis zur Villa reichte. Es war ein Gehweg neben einer Abfolge von Fischteichen. Diese waren einmal rund, dann oval, aber auch eckig und begleiteten in verschiedensten Formen diesen Gehweg, alle eingelassen in Stein und früher einmal, nehme ich an, besetzt mit Kois und anderen wertvollen Fischen, die der Dirigent sammelte. Zumindest entnahm ich das der veröffentlichten Literatur über ihn. Porträts, die meist auf Gesprächen basierten, die man mit dem Dirigenten geführt hatte. In denen er sich nach dem immer gleichen Schema darstellte. So las sich jedes Porträt über den Dirigenten gleich. Er war ein Genie, ein rastloses Genie. Er war ein Kosmopolit aus Österreich, der eher zufällig, wie er sagte, in seiner Heimat lebte und sich dadurch allerlei kritische Anmerkungen zur Heimat erlauben konnte, die auch von den Zeitungen sehr ernst genommen wurden. Ich hatte seit über einem Jahr auf das Gespräch gewartet, das eines jener Porträts werden sollte, für die man mich bezahlte. Kein Porträt des Dirigenten als rastloses Genie. Keines als Kosmopolit. Keines mit einer kritischen Anmerkung zu seiner Heimat. Eines jener offenen Porträts, ein Mensch begegnet einem Menschen. Für dieses Gespräch hatte mich der Dirigent ein Jahr lang warten lassen. Und als er dann zusagte, nannte er entweder den heiligen Abend oder Silvester als mögliche Termine. Mit der Begründung, dies seien für ihn die einzigen freien Tage im Jahr. Tage, an denen er in Graz weilte, auf seinem Alterssitz. An

diesen Tagen würde er am 24. Dezember gegen 18 Uhr zur Verfügung stehen. Und am 31. Dezember gegen 21 Uhr. Als ich zu beiden Terminen zusagte, und am 24. Dezember anreisen wollte, erreichte mich eine E-mail mit seiner Absage am Vortag. Ebenso hatte mich gestern eine E-mail erreicht, sehr kurz, von seinem Agenten, in dem er sein Bedauern darüber ausdrückte, nun doch leider den Termin vom 31. Dezember nicht einhalten zu können. Ich hatte die E-mail einige Minuten nach Erhalt kurz so beantwortet, dass ich den Termin durchaus wahrnehmen könnte und mich deshalb wie vereinbart morgen gegen 21 Uhr am Alterssitz des Dirigenten einfinden würde. Was ich nicht schrieb: Dass ich sehr lange den Finger auf der Klingel halten würde. Entweder bis zum Muskelkrampf. Oder bis zum Kaputtgehen der Klingel.

Ich erwähne das alles, um zu erklären, warum ich nach meinem Eintreffen überhaupt nicht am Gartentor geläutet hatte. Ich war sicher, dass mir nicht geantwortet worden wäre. Während ich dort im grellen Licht unter den Kameras gestanden hätte, hätte ich keinen Ton vernommen und keine Bewegung registriert, trotz mehrmaligen Drückens auf den Klingelknopf. Ich erwähne dies auch, damit man versteht, was es bedeutet, dass das Gartentor dann aber überhaupt nicht geschlossen, oder nicht nur unversperrt, sondern sogar halb geöffnet, nur angelehnt war. Diese Tatsache sagt eigentlich schon alles und ich müsste nicht mehr weiter erzählen. Es war alles anders als erwartet. Auf dem Sandsteinplateau, das in einer Breite von vier Metern gut hundert Meter lang zum Haus

fürhte, reichte die Beleuchtung aus, um zu erkennen, dass die Bassins oder Aquarien, die in anderen Porträts erwähnt worden waren, weil in ihnen kostbare Kois schwammen, zu leblosen Tümpeln geworden waren, die von einer dünnen Eisschicht bedeckt wurden. Auch sonst bot der Garten, der wenig breiter war, kein Anzeichen von Leben. Es gab hier keine Hecken, kein Buschwerk, keine Bäume, nur den Nachbarzaun und das Steindenkmal dieses Wegs zum Haus hin, das unbeleuchtet war.

Ich kam an die Eingangstür des Hauses, ein mit Messing beschlagenes Tor, und probierte die Türklinke. Auch sie war unversperrt, wenn auch immerhin geschlossen. Ich öffnete sie und ging in das Haus, trat in einen Vorraum und kam dann in einen Saal mit Treppe und Sitzecke, in der jemand im Dunkel saß. Eine hohe, hagere Gestalt mit langen, grauen Haaren, wie man schemenhaft erkannte, und einer brüchigen Stimme, die sagte: „Ich habe Ihnen eine E-mail geschrieben, um Ihnen abzusagen, aber Sie haben Sie vielleicht nicht richtig verstanden.“

„Es freut mich, dass Sie die Zeit gefunden haben, mich zu empfangen, Herr Tiefenahn“, antwortete ich. „Darf ich das Licht einschalten?“

„Ach ja“, sagte er, „natürlich, ich habe gar nicht bemerkt, dass es schon so dunkel geworden ist.“

Ich fand einen Lichtschalter. Es war eine grelle Energiesparlampe, die in einem Deckenlüster steckte. Eine einzige Lampe, gewunden wie ein Heizkörperteil, mit kaltem Licht.

Ich trat zu einer der Leselampen, die zwischen den Sesseln standen und machte sie an, um dann

wieder die Deckenlampe auszulöschen. Auch in der Leselampe steckte eine Energiesparleuchte, aber das Licht war orange.

Das Gesicht des Dirigenten wirkte fahl. Er war, wie ich aus dem Archiv wusste, 82 Jahre alt. Egon von Tiefenahn hieß er eigentlich, aber die Adelstitel waren 1918 abgeschafft worden. Er hatte auch nie Wert auf das Von gelegt, wenn man den veröffentlichten Quellen trauen konnte. Er hatte immer die Arbeit vor alles gestellt, vor den Standesdünkel, vermutlich auch vor das Privatleben. Und nun konnte man sich gar nicht vorstellen, dass dieser alte Mann, der hier vor einem saß, überhaupt noch arbeitete. Er hatte etwas von einem Rentner, der die Planung seines Tagesablaufs schon seit langen Jahren seiner Frau überlässt und die meiste Zeit einfach im Sessel sitzt, unbeweglich und ohne erkennbare Tätigkeit, wie in der Zeit gefroren. Kein aktiver Mann. Noch weniger konnte man sich vorstellen, dass es sich hier um eine Ausnahmenatur handelte, einen Künstler von Weltrang, der drei Weltklasseorchester gleichzeitig leitete und morgen schon wieder in die Vereinigten Staaten fliegen würde, um dort irgendwo Mozartfestspiele zu eröffnen. Mozart, auf den er ja abonniert war. Sein ganzes Leben hatte sich um Mozart gedreht. Und dieses künstlerische Leben hatte sich darauf konzentriert, Mozart das Leben auszutreiben. Was ironisch ist, wenn man bedenkt, wie schwer Mozart gelebt hat und wie kurz. Die Wiener Klassik, ohne das Süßliche. Das war Von Tiefenahns Devise.

Das Merkwürdige an ihm jetzt: Er hielt ein Blatt Papier in der Hand, fest umkrampft. Es war dicht beschrieben und sah aus wie der Ausdruck einer E-mail.

„Sind Sie allein?“ fragte ich, leicht besorgt. „Soll ich jemanden anrufen, einen Assistenten, vielleicht?“

„Nein, nein“, sagte er.

Ich setzte mich in einen der Sessel, der dem seinen schräg gegenüber stand.

„Wenn Sie müde sind“, fuhr ich fort, „verschieben wir unseren Termin und wir setzen ein anderes Mal fort.“

„Das ist also Ihre Methode“, sagte er.

„Welche?“

„Man hat mich vor Ihnen gewarnt“, meinte er.

„Wer hat Sie gewarnt?“

Als er nicht antwortete, sagte ich: „Ich schalte jetzt das Tonbandgerät ein, um Missverständnissen vorzubeugen. Es ist mir wichtig, Sie noch einmal zu fragen, ob Sie sich überhaupt in der Lage sehen, heute einen Pressetermin wahr zu nehmen und ob ich jemanden anrufen soll. Ich habe den Eindruck, dass Sie Hilfe brauchen.“

In diesem Augenblick stand der Dirigent auf, trat auf mich zu und ich hatte den Eindruck, er wolle sich auf mich stürzen. Er tat das allerdings mit den schweren, mechanischen Schritten eines Roboters. Kurz bevor er ganz an mich herangekommen war, ging er an mir vorbei, warf sich auf den Teppich, vergrub den Kopf auf der Sitzfläche des Sessels, der neben mir stand und verkrampfte den ganzen Körper wie unter einem Schluchzen. Ich lauschte auf einen Ton, doch es

geschah nichts, außer dass der Dirigent wieder aufstand, im Raum auf und ab ging, dabei etwas Gehetztes vermittelte und sich dann in einen anderen Sessel setzte, der ganz am anderen Ende des Raums neben einer Tür stand, die in die Küche zu gehen schien. Er betrachtete mich dabei, starrte mich an, ohne ein Wort zu sagen. Ich brach das Schweigen mit den Worten: „Kann ich Ihnen helfen?“

„Mir ist nicht zu helfen.“

„Was haben Sie denn?“

„Kann ich Ihnen vertrauen?“

Ich wusste nicht, wie ich darauf antworten sollte, und sagte nichts.

„Sie müssen mir ein Alibi verschaffen“, meinte er endlich. Das Wort „Alibi“ sprach er aus, als würde er „Adelheid“ sagen.

„Wie bitte?“

„Ich bin nicht hier. Ich müsste eigentlich woanders sein, verstehen Sie?“

„Nein.“

„Ich kann es beweisen“, sagte er. „Das Alibi besteht darin, dass Sie bestätigen, dass ich nicht hier war. Dass dieses Gespräch nicht stattgefunden hat. Nicht stattfinden konnte. Weil ich nicht anwesend war.“

„Aber wir sprechen doch. Ich habe es auf Band“, entgegnete ich.

„Ja, jetzt wird alles schwieriger“, meinte er.

„Wenn Sie mir etwas sagen, über das ich schreiben kann, könnten wir vereinbaren, dass das Gespräch zu einem anderen Zeitpunkt stattgefunden hat.“

„Aber Sie haben es doch auf Band.“

„Das stimmt. Aber das Band kann ich löschen.“

„Wer weiß so etwas?“ fragte er in einem Tonfall zwischen Verzweiflung und Hohn.

„Da müssen Sie mir schon vertrauen“, entgegnete ich. „Nun, um mit unserem Gespräch zu beginnen, Sie stehen vor der Eröffnung der Mozartfestspiele in Cincinnati. Morgen Abend, nicht wahr? Durch die Zeitverschiebung wird es etwas später. Es heißt, Sie strebten eine neue Interpretation an, Mozart als Schachspieler. Kühl, berechnend. Ich habe gehört, Sie wollten Mozart von aller Süßlichkeit befreien, ihn nackt zeigen. Naked Mozart heißt das Festival.“

„Ja, nackt“, sagte er. „Nackt heißt auch: Ohne Schutz.“

Ein Schweigen entstand. „Die Idee des nackten Mozart war nicht die meine“, sagte er schließlich mit einer Stimme, die mechanisch klang, wie bei jemandem, der schon mehrmals über ein Thema gesprochen hat, um dann in einem fast kindlichen Unterton hinzufügen: „Ich kann das nicht.“

„Was?“

„Sie machen alles viel komplizierter.“

Dazu wusste ich nichts zu sagen. „Wofür brauchen Sie ein Alibi?“ fragte ich schließlich.

„Das Alibi, das Alibi das, das ...“ stammelte er.

Seine Stimme verlöschte. Ich betrachtete den alten Herrn. Er sah aus wie viele alte Menschen. Er ähnelte dem Mann nicht mehr, der er einmal gewesen war. Dessen Bild man in den Zeitungen sah. Oder dessen Bild wieder entstand, wenn er am Dirigentenpult stand abends, wenn etwas aus ihm heraus leuchtete, das er früher verkörpert hatte.

„Das Alibi eines Mannes, der einen der größten Komponisten der Geschichte, der ...“ begann er.

„Einen ... aber das dürfen Sie nicht schreiben.“

„Was darf ich nicht schreiben?“

Er stand auf und ging wieder auf und ab, rastlos.

„Ich habe meine Familie zerstört“, sagte er, „Sie müssen verstehen, mein Sohn, mein Sohn!“

„Ja?“

„Sie kennen doch die Geschichte.“

„Ihr Sohn ist Anwalt, ja.“

„Eben.“

„Eben was?“

„Tun Sie doch nicht so. Ich weiß doch, was Sie denken. So denken das doch alle.“

„Was denken wir?“

„Dass Mozart ... dass Mozart“ Er schien sich zu verheddern.

„Darf ich jemanden anrufen?“ fragte ich, „mir scheint, es geht Ihnen nicht gut.“

„Nein, es geht mir nicht gut. Man kann mit so was nicht leben.“

Ich holte mein Handy heraus und wollte eine Nummer wählen, als mir der Dirigent mit einer Schnelligkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, das Telefon entwunden hatte. Ein kurzer Ringkampf entspann sich, den ich gewann. Währenddessen herrschte ich ihn an: „Was ist denn mit Ihnen? Lassen Sie mein Handy in Ruhe, ich rufe die Rettung an.“

„Die Rettung?“ fragte er.

„Ja.“

„Das ist gut. Rettung ist gut. Rettung ist gut. Rettung ist gut.“

„Ich glaube, Sie brauchen einen Arzt“, rief ich leicht überfordert zwischen dieses Gebrabbel. Er nahm mich ins Auge, hob den Zeigefinger: „Sie glauben, dass ich mich umbringen möchte, ich habe schon einen Suizid hinter mir. Einen Suizidversuch. Ich bin vor einen fahrenden Wagen gelaufen, und die Versicherung hat das anerkannt, weil ich sehr kurzsichtig bin, und auf der Straße ausgerutscht, aber nicht als Suizidversuch, obwohl er das war. Mein Sohn hat schon damals ... aber das geht Sie nichts an, das ist privat.“

„Ich rufe jetzt einen Arzt“, sagte ich mit einer entschlossenen Stimme.

„Ja, rauben Sie mir die Möglichkeit, das ist völlig logisch“, sagte er, „ich habe das schon hinter mir. Wir haben Spiele gespielt in der Geschlossenen, man darf sich ja nicht umbringen, und die Ärzte sagen dann: Wenn Sie es nicht tun, dürfen Sie wieder raus und so lange macht man Gesprächstherapie. Aber ich sollte Sie mit diesen ganzen Dingen nicht belasten. Sie wollen ein Interview. Gut, machen wir ein Interview. Was wollen Sie wissen?“

Ich war von dem Themenwechsel so überrascht, als hätte er mich am falschen Bein erwischt. Ich konzentrierte mich, überflog meine Notizen, die ich rechts neben mir auf dem Tischchen ausgebreitet hatte und sagte: „Ich habe Sie gefragt, wie Naked Mozart zustande kam.“

Er setzte sich gebückt in dem Sessel zurück, legte die Fingerspitzen aufeinander und blickte geradeaus, als wolle auch er sich konzentrieren. Dann sagte er, mit einer Stimme, wie man sie kannte, wie ich sie schon auf alten

Tonbandaufnahmen, aber auch von der Konserve im Radio gehört hatte, diese raunende, etwas altmodische, aber doch verzaubernde Stimme: „Ich habe Luc de Bond gefragt, was ihn an Mozart stört und er sagte: Was ich an dem Mann nicht ausstehen kann, sind seine Kleider. Er legt seine Kleider nie ab, und das ist auch in seiner Musik so, er dekoriert, und Sie wissen ja, im Grunde genommen ist das ja auch so, dass wir die Schöpfung bewundern, aber auch das ist nur Theaterkulisse, so Luc de Bond. Und ich antwortete: Wir werden dem guten Mann zu Leibe rücken. Wir werden ihm die Möglichkeit rauben, uns zu betrügen. Wir werden Mozart so aufführen, wie er wirklich ist. Und dass sich das in Cincinnati ergeben hat, das war Zufall, das hätte überall sonst auch geschehen können. Aber es passt in die neue Welt, in die unverbrauchte Kunstwahrnehmung des neuen Menschen, der der Amerikaner immer noch ist nach all den Jahren. Diese Menschen kennen nicht einmal die Zauberflöte, und wenn wir ihnen die Zauberflöte nackt geben, entkleidet von allem Krimskrams, werden sie das augenblicklich verstehen, und es wird sie ergreifen, wo man in Europa wahrscheinlich eher Widerstand oder Ablehnung oder was auch immer erfährt, sobald man an der heilen Zauberflöte auch nur einen Ton anders akzentuiert als man das hier kennt.“

„Das ist ein gutes Zitat, alles verständlich, ein ganzer Absatz“, sagte ich, „danke.“

Der Dirigent sah mich an, und dann verzog er das Gesicht, als wollte er greinen, und tatsächlich

stieß er ein Heulen aus, fasste sich an die Stirn und stand da, weinend. Nun lautlos.

„Es ist schön, was Sie da gesagt haben“, fuhr ich ungerührt fort, „wie ist das bei Ihren Weggefährten angekommen? Ich habe gehört, dass Maria Simpson-Schendler die bekannte Arie der Königin der Nacht so singen wird, wie man es noch nicht gehört hat. Was ist darunter zu verstehen? Ist das der Ausdruck, sind es die Noten, die man dabei ändern will, wie haben Sie all das geplant? Was ist vorgesehen?“

„Die Noten zu ändern, das wird nicht gehen“, sagte er in einer Mischung zwischen Verwirrtheit und Nachdenklichkeit. „Nein, es ist eine schlanke Version, eine Maschinenversion, wie ich es nenne, ein Hauch von Metropolis. Das steht alles auf ihrer Webseite. Die Dame schreibt gern, die schreibt mit, was ich ihr sage, die hat ein Blog. Ich denke, dort finden Sie alles Weitere.“

„Das ist ein guter Tipp. Danke.“

Ich merkte, dass mich eine lähmende Müdigkeit erfasste durch das ständige Hin und Her der Stimmungen. Ich war lange geflogen, von den Kanaren hoch, wo ich mehrere Wochen einfach bei mir gewesen war, lange Spaziergänge gemacht hatte, versucht hatte, unter den allein dort herumstehenden deutschen Frauen eine Gesprächspartnerin zu finden. Ich hatte viele Krimis gelesen, gute Krimis, bevor mich die E-mail des Büros Tiefenahn erreichte. „Woher kommt Ihre Neigung, bekannte Komponisten in einem schlanken, kühlen Gewand, wie man das genannt hat, ertönen zu lassen?“ fragte ich. „In einem Interview haben Sie einmal darauf geantwortet, es

sei Ihre Erziehung gewesen. Der strenge Vater, der Sie sechs Stunden am Tag Geige üben ließ. Ein anderes Mal haben Sie es auf den Zusammenbruch zurückgeführt nach der öffentlich zelebrierten Trennung von Ihrer Ehefrau. Ihr Leben sei in einem neuen Licht erschienen und auch die Musik hätten Sie seit damals anders gehört.“

„Sieben Stunden“, sagte er.

„Wie bitte?“

„Er hat mich sieben Stunden üben lassen. Es ist eine heilige Zahl. Erst dann, wenn sie voll ist, ist Perfektion möglich.“

„Beim Musizieren?“

„Ja.“

„Und das zweite?“

„Ich habe meine Frau nicht geliebt“, sagte er. „Nie. Sie hat meinen Sohn verdorben. Da war alles, was sie konnte. Sie war eine geborene Rosa von Luxemburg, müssen Sie wissen, sie wollte immer nur politisieren, vor anderen Menschen glänzen. Sie hat mit Männern kokettiert und um unseren Sohn hat sie sich nicht weiter gekümmert. Herausgeputzt hat sie ihn wie eine Puppe zu offiziellen Anlässen. Das war alles.“

„Darf ich Sie zitieren?“

„Gern“, sagte er und lächelte. Er hatte mit mir eben in einem vertraulichen, großväterlichen Tonfall gesprochen. Er war wie ein Chamäleon. Wenn man genauer hinschaute, veränderte er sich ständig. „Ich hasse meine Frau, ganz ehrlich“, vertraute er mir jetzt an. „Sie hat meine Erotik nie geschätzt. Ich bin ein gut aussehender Mann, das müssen Sie zugeben. Ein Mann mit einem

schönen Körper. Viele Frauen sind mir verfallen. Aber ich habe nur sie geliebt. Ich hätte mit ihr Liebe machen können den ganzen Tag. Mehrmals am Tag. Sie war schön wie der Tag.“

Er starrte mich an. Erwartete er von mir einen Kommentar? Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte.

„Sie sprechen von Ihrer Frau oder von den Frauen, die Sie verehrten?“ fragte ich stattdessen.

„Ich spreche von allen Frauen.“

„Sie wissen, dass ich darüber nicht schreiben kann.“

„Sie vergessen, Sie sind mein Alibi“, sagte er.

„Welches Alibi?“

„Finden Sie mich schön? Ich finde mich schön.“

„Ich glaube, Sie brauchen Hilfe“, sagte ich jetzt, weil ich das Gefühl hatte, dass er nicht mehr bei sich war.

„Ich finde meinen Körper schön.“

Der Dirigent stand, als er das sagte, und fuhr mit einer Hand seinen Körper herunter wie ein Modell, das seine Kleidung präsentiert.

„Ich finde Ihren Körper auch sehr schön“, sagte ich ausdruckslos, während ich mein Handy zückte und die Nummer der Rettung eintippte. Ich hatte zuerst die Vorwahl vergessen, aber das machte nichts. Er ließ mich telefonieren, und als ich aufgehängt und ihm gesagt hatte: „Zehn Minuten. Sie sind in zehn Minuten da. Man wird Sie in die Klinik bringen und dann sehen wir weiter.“

„Ich habe sie alle gefickt“, sagte er jetzt, „mein Gott, Sie haben ja gar keine Ahnung.“

Es dauerte einige Minuten, die wir in angespannter Ruhe und ohne weiteres Gespräch verbrachten, bis dann draußen das blaue Blitzen des Notarzwagens auftauchte. Dann aber passierte alles ganz schnell. Der Dirigent fuhr aus dem Sessel hoch, lief zur Fensterfront und hechtete kopfüber durch die Scheibe hinaus in das knietiefe Wasser des ersten Teichs, der bis an das Haus heran ragte. Ich stand bereits, war aber wie schockgefroren. Einer der Helfer draußen reagierte schneller, lief trappelnd herbei und zog bereits den Kopf des blutüberströmten alten Mannes aus dem Wasser, als auch ich dort angekommen war. Er hatte eine größere Schnittwunde am Kopf, eine Prellung auf der Stirn und am Hals, war aber offenbar nicht schwer verletzt, denn er krabbelte bereits wieder hoch und sagte mit einem Lächeln zu den Helfern: „Sie müssen nicht so tun als seien Sie jemand anders.“ Ich fotografierte ihn ohne Blitz in dieser Situation, zweimal, dreimal, und steckte dann die Kamera wieder weg. Der Notarzt war behäbigen Schrittes nachgekommen und schaute mich neugierig an. „Was ist denn mit Ihrem Vater?“ fragte er, „ist er immer so?“ „Ein Schwächeanfall“, entgegnete ich. „Aber hallo“, sagte er.

Als sie abgefahren waren – der Dirigent hatte mich keines weiteren Blicks gewürdigt – setzte ich mich im Wohnzimmer hin und schaute mir die Photos an. Sie waren recht gut geworden. Die Kamera hat ein Preset-Programm namens

Candlelight, das bei Dunkelheit helle Reflexe auf die Konturen malte, und das von Blut überströmte Gesicht des Dirigenten kam dabei gut zur Geltung. Vor allem: Auf einem Bild, obwohl er völlig verwirrt gewesen war, schien in seinem Blick etwas zu leuchten, das man auch vom Podium kannte. Er war jedenfalls als er selbst erkennbar, als Ikone, und das machte das Bild umso erschreckender. Ich steckte den Photoapparat weg und schaltete die Lichter ganz aus. Es roch hier nach alten Menschen. Mittlerweile war auch ich in einem Alter angekommen, in dem ich diesen Altmenschengeruch an manchen Tagen schon an mir selbst wahr nahm. Das konnte jetzt auch der Fall sein. Vielleicht roch es hier so oder meine Nase nahm es so wahr, weil ich erschöpft vom Flug war und auch nicht mehr ganz gesund. Hinzu kam aber auch der Geruch eines anderen alten Menschen, vielleicht sogar zwei dieser Menschen. Alte Frauen versuchen diesen Geruch zu verschleiern und riechen angenehm, aber irgendwo doch nicht ganz lebendig. Wirklich alt und an den Tod erinnernd ist aber der Geruch eines alten Mannes. Schweiß, als ob hier etwas Giftiges abgesondert würde, untermischt mit Kot und Urin. So verabschiedet sich der Mensch, dachte ich. Oder war es vor allem der Geruch der Verzweiflung, der so sehr nach Tod schmeckte? So würde man selbst riechen, und das Tag für Tag mehr, bis man endlich selbst den Löffel ab gab. Schönes Gleichnis, dieser Löffel, mit dem man die Köstlichkeiten des Lebens löffelte. Was die Erde an Früchten zur Verfügung stellte, galt dann den Toten nichts mehr. Die Toten waren auf Nulldiät,

bis der Wind die Mineralkristalle der Knochen wegblies mitsamt der Erinnerung, das sie einmal einem Menschen gehört und ihn getragen hatten.

Ich überlegte mir meine Möglichkeiten. Eine davon war, das Haus von Kopf bis Fuß zu untersuchen nach Informationen, die man in einem Artikel oder gar für eine Biographie dieses Menschen brauchen konnte. Vielleicht wollte das Schicksal, dass ich über ihn ein Buch schrieb. Oder ich konnte einfach gehen und so tun, als wäre ich nie hier gewesen. Letzteres würde sich schwierig gestalten, da zumindest der Notarzt von einem Mann um die Fünfzig sprechen würde, der behauptet hatte, Tiefenahns Sohn zu sein. Ich stand auf und schaltete eine Lampe nach der anderen ein, während ich mit meiner Kamera Aufnahmen machte. Schubladen aufzog, Interessantes heraus ins Licht legte und davon ein Photo schoss. Das Adressbuch, das ich in der Telefonschublade fand, nahm ich Seite für Seite auf. Photos scannte ich ein, dafür hatte ich ein Gerät in der Tasche. Partituren, handschriftlich, von einem unbekannten Autor, scannte ich teilweise, bis mir die Zeit davon lief und ich sie dann auch einfach abphotographierte. Oben im Schlafzimmer fand ich in der Schublade des rechten Nachttischkästchens Briefe, die ich wieder scannte. Es waren Briefe mit einer Kinderschrift, Zeichnungen, dann auch Briefe in einer kindlichen Handschrift, wie mir schien. Ich hatte keine Zeit, das zu lesen, doch scannte es ein.

Wirklich spannend wurde es dann im Badezimmer. Sein Necessaire lag da, seine

Kulturtasche. Alles unauffällig bis auf eine Tube, von der man hätte annehmen können, dass sie so etwas wie Fußpilzsalbe enthielt, ohne Etikett. Ich schraubte sie auf. Sie war halb voll und roch nach absolut nichts. Wenn man ihren weißen Inhalt hervor drückte, war er nicht cremig, eher trocken. Ich hatte sogleich das Gefühl, dass das Verhalten des Dirigenten mit dieser Substanz zusammenhängen könnte. Ich verschloss die Tube und steckte sie in die Tasche.

Irgendwann einmal – es ging gegen dreiundzwanzig Uhr, und draußen hörte man in immer dichteren Abständen die Böller knallen - rief ich dann die Handynummer des Sohns an, kam auf die Mailbox, erklärte, wer ich war, erzählte von seinem Vater und warum er eingeliefert worden war. Dann rief ich die Taxizentrale an.

Der Wagen war binnen fünf Minuten da und es dauerte nur zehn Minuten, bis er mich in der Innenstadt aussteigen ließ, doch dann ging es ganz langsam. Ich gab die Tasche im Hotel ab, überlegte kurz, ob ich einfach mit einer Flasche Schnaps auf das Zimmer gehen, sie leer trinken sollte und am nächsten Morgen mit einem schweren Kopf aufwachen und beschloss dann doch, noch in die Stadt zu gehen. Es waren viele Menschen da, die zum Hauptplatz und hoch auf den Schlossberg drängten. Zuerst dachte ich, dass ich keinen der Menschen hier noch erkennen würde. Ich war viele Jahre nicht mehr in der Stadt gewesen. Doch dann passierte es gleichzeitig, dass ich jemanden erkannte und er mich

erkannte. Ein Mann in meinem Alter, Ende Vierzig, mit gelichteten und doch viel zu langen Haaren, schlank und blass, der auf einer der Steinstufen vor dem Schauspielhaus saß und gerade in sein Handy sprach. Ich hatte ihn genauer ins Auge gefasst, weil sehr laut redete. „Du bist meine Frau!“ rief er in den Hörer, „und dein Platz ist hier! Ja! Bei mir. Du weißt, ich liebe dich. Vor dem Schauspielhaus. Ja. Auf den Schlossberg. Ein super Feuerwerk, habe ich gehört. Komm jetzt. Das ist egal. Doch. Ich warte auf dich.“

Er winkte mir, während ich überlegte, wie er hieß. Ein Mann vom Theater, ein Regisseur, der vor zehn Jahren einer der bedeutendsten deutschsprachigen Regisseure zu werden versprochen. Seither waren zehn Jahre vergangen und er war weder einer der bedeutendsten deutschsprachigen Regisseure geworden noch sprach man heute davon, dass er es noch werden würde. Aber er war jemand. Rainer Sittler. Das war es. Er nannte sich Rainer Maria Sittler, obwohl er, wie ich wusste, keinen zweiten Vornamen hatte.

„Hi!“ kam er auf mich zu. „Der Matti, oder?“

„Richtig.“

„Was macht die Presse hier in Graz? Premiere war schon vor drei Wochen.“

„Ich weiß“, sagte ich, obwohl ich nichts wusste.

„Vielleicht eine kleine Hintergrundrecherche über das Theaterungetüm Sittler“, scherzte ich.

„Das ist längst passe. Heute bin ich arriviert, wie man sagt. Gekommen, he. Abgespritzt, heißt das auf Deutsch.“

„Du bist verheiratet?“ fragte ich in Bezug auf das Telefongespräch.

Er schaute mich überrascht an, verstand erst nicht. Dann zuckte er die Schultern. „Kleines Spiel“, meinte er dann. „Ich habe drei Frauen, die ich hier in der Gegend kenne, angerufen und jeder gesagt, dass sie die Frau meines Lebens ist und dass ich mit ihr ins neue Jahr gehen möchte. Jetzt schaue ich einfach mal, wer darauf reagiert und wie sie miteinander auskommen.“

„Was für Theaterliebhaber“, sagte ich zweifelnd. „Ich hoffe, die Betroffenen wissen, worauf sie sich bei dir einlassen.“

„Was willst du“, zuckte er die Achseln und wirkte stolz. „Man tut, was man kann. Das Leben ist ein Spiel und das Spiel hat seine eigenen Regeln. Das muss man begreifen. Außerdem, die Frauen sind das wirklich von mir gewöhnt. Aber sie stehen voll drauf auf dieses Rollenspiel. Das ist es ja letztendlich. Ich meine, die heute mit mir ins Hotel geht, ist doch eine Siegerin, oder? Und der Rest, na, Scheiß drauf.“

„Was für Frauen sind das?“ fragte ich.

„Die Siggie serviert – glaube ich – immer noch. Aber sie ist die heißeste von allen. Ich kenne sie seit anno dazumal. Hat nichts aus sich gemacht, wollte Künstlerin werden, glaube ich. Aber aussehensmäßig ein Wahnsinn, in dem Alter. Die Ada ist an der Uni, außerordentliche Dingsda für ich glaube, keine Ahnung was für ein Lehrstuhl. Professorin für Pädagogik oder so. Frustriert, verkannt, all das. Ganz niedliche Figur, aber der Typ, der schon ein bisschen trocken wird und knochig und das gilt im Prinzip für alle Ebenen

ihres Seins. Stehe ich nicht so drauf, aber das war die, die ich gerade dran hatte. Liebt mich eben. Und die Friederike ist Schauspielerin, heißt eigentlich Frieda. Ein bisschen fett geworden, aber rassig, so in der Art von der Pluhar oder so. Habe schon länger nicht mehr mit ihr gearbeitet, aber ich glaube, sie ist eine richtige Charakterschauspielerin geworden ...“

Er schien zu überlegen.

„Und die kommen jetzt alle“, sagte ich.

Er schaute auf die Uhr. „Dreiundzwanzig Minuten, dann müssen wir oben sein. Soll ein tolles Feuerwerk geben. Also los, alter Junge. Jetzt, wo du da bist, entspannt sich die Sache ohnehin. Fällt vielleicht für dich auch etwas ab.“

Wir machten uns auf den Weg. Er erzählte mir von irgendwelchen Intrigen in Salzburg und Wien und wie er von allem die Schnauze voll hätte. Um uns strömte das Volk im Dunkel des gefrorenen Parks den Berg hoch. Man hatte Absperrungen errichtet, durfte Richtung Uhrturm gar nicht mehr durchgehen, auch oben an der Bergstation des Schrägaufzugs war Privatveranstaltung, und die Wege waren wegen Sturzgefahr mit Türchen verriegelt worden, aber darum kümmerte sich keiner. Auf der Spitze angekommen – Sittler, der schwere langjährige Raucher, atmete schwer – sahen wir mehrere Hunderte von Menschen an der Mauer, von der aus man den nordwestlichen Teil der Stadt überblickte. Alle schauten dort hinaus und hinunter. Alle, außer eine Frau in einem langen Mantel, die uns anstarrte.

„Welche von den dreien ist die da?“ fragte ich.

„Super, die Siggy“, sagte er, beschleunigte seinen Schritt, lief zuletzt auf sie zu und fiel ihr in die Arme. Ich hörte ihn an ihrem Hals etwas murmeln, während sie mich ungerührt anschaute und fragte: „Sie habe ich auch schon irgendwo gesehen.“

„Ich bin der Matti“, sagte ich, und gab ihr die Hand, während sich Sittler von ihr löste.

„Siggy.“

Sie war eine große, schlanke Frau Anfang, Mitte Vierzig mit großen, ausdrucksvollen Augen und dunklen, fast schwarzen Haaren. Man sieht diesen Typ Frau in Familien, in denen der Mann sehr erfolgreich an seiner Karriere bastelt und sie ein Kind geboren hat. Wenn man sie fragt, was sie tun, bäumen sie sich innerlich gegen die Frage auf und sind manchmal unwirsch, weshalb ich sie nichts weiter fragte, sondern nur lächelte.

„Ich bin die Frau seines Lebens“, sagte sie mit einem ironischen Unterton und hakte Sittler unter, der über das ganze Gesicht strahlte. „Immerhin bist du gekommen“, sagte er. „Siggy und ich gehen weit zurück. Wir sind Urgesteine der Liebe.“ Sie lachte über die Formulierung. Es war ein hübsches Lachen. „Na hoffentlich verkauft da keiner Steinöl davon“, meinte sie.

„Ihr seid ein Paar?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich dann an Sittler: „Sind wir ein Paar?“

„Wir waren es“, meinte er. „Im heißen Sommer 1996, kurz bevor ich nach Amerika gegangen bin.“

„Du bist nie nach Amerika gegangen“, korrigierte sie ihn. „Du bist hinüber geflogen und als dich keiner wollte, bist du wieder mit eingezogenem Schwanz zurückgekommen.“

Sittler hörte dergleichen nicht gern, wie man seinem Gesichtsausdruck entnehmen konnte. Er wandte sich an mich: „So geht es in langjährigen Ehen“, meinte er, „die Frauen haben das Zepter in der Hand. Und manchmal lassen sie es fallen, unbedacht fallen, auf unsere edelsten Teile.“

„Womit ich nicht sagen will, dass ich seine Inszenierungen nicht mag“, meinte Siggy, „ich finde ihn gut. Er ist der beste Schauspieler, den ich kenne. Wenn er sich selbst inszeniert, wächst er über sich hinaus. Wie steht es da mit dir, Matti? Bist du auch Schauspieler?“

Ich verneinte. „Ich schreibe für verschiedene Zeitungen.“

„Und Romane? Du hast doch was Geniales in der Schublade, oder?“

Es war etwas Spöttisches in ihrer Stimme, das weh tat. Ich wusste jetzt, warum sie gekommen war. Sie wollte Sittler zeigen, was eine Harke ist. Es war ein Racheauftritt für erlittene Kränkungen und Demütigungen. Ich überlegte mir, was passieren würde, wenn jetzt eine der anderen Frauen ihren Auftritt hätten. Würde sich Siggy mit ihnen befehlen, sich mit ihnen versöhnen? Als könnte sie meine Gedanken lesen, wandte sie sich jetzt an Sittler und sagte: „Die Adi kommt nicht. Sie hat gesagt, nur Katzen haben sieben Leben, und ich weiß nicht, ob der Sittler überhaupt zwei hat. Also kann er auch nur eine Liebe seines Lebens brauchen und hat mich herausgeschickt.“

„Wie – heraus?“ fragte er.

Sie zeigte hinunter auf das Dach des Restaurants, wo mehrere Menschen in Abendkleidern und mit Sektgläsern standen. Eine davon mochte die

Universitätsprofessorin sein, mit der Sittler einmal was gehabt hatte.

„Ihr kennt euch?“ fragte ich Siggy. Sie nickte. „Die Adi kommt öfters zu uns. Es ist ein schönes Lokal. Man hat von hier einen herrlichen Ausblick. Graz ist ein Dorf.“

„Und du hast heute frei?“

„Ja, ich habe heute frei.“

Die Erinnerung an ihren Beruf als Kellnerin nahm etwas von der Überlegenheit, die sie sich durch ihren Spott in unserem Kreis erworben hatte. Das merkte Sittler sogleich, denn er sagte: „Ich war auch schon mit der Ada da, und als uns die Siggy unseren Prosecco gebracht hat, hat sie zuerst geschluckt, aber schon war das eine Dreiecksbeziehung. Es war herrlich, ein Dienstbotendrama. Die Ada ist das Urbild einer Hochadeligen, mit so einem herrischen Unterton, und die Siggy, Mädchen vom Lande, du kannst dir vorstellen, dass da die Post abgegangen ist.“

„Das heißt nicht mehr Prosecco“, sagte Siggy ruhig, aber man hatte den Eindruck, dass sie innerlich kochte. Sie wirkte auf mich wie eine Dame, gefasst und würdevoll, mit Eleganz gekleidet. Es war eine eindeutige Provokation, dass Sittler sie hier als Landpomeranze darstellte, und deshalb meinte ich auch: „Wenn du sie inszeniert hättest, dann vielleicht umgekehrt. Siggy ist doch für die Rolle einer Fürstin weit besser geeignet.“

Mit einem Seitenblick stellte ich fest, dass sie mir zuhörte.

„Schau sie dir an“, sagte ich zu Sittler, ohne auf ihren Blick einzugehen, „sie ist doch Eleganz pur.“

„Du kennst die Ada nicht“, meinte er, etwas verärgert.

Das Geplänkel endete, da nun ein Geschrei los ging. Es war die Stunde Null. Die Menschen schrien, die Raketen, die schon die ganze Zeit geknallt hatten, krachten und zischten nun im Stakkato knapp aufeinander und Glocken begannen unten in der Tiefe zu schlagen. Man fiel einander um die Hälse, und man hatte den Eindruck, dass das vereinzelt auch Wildfremde taten unter dieser mächtigen Suggestion eines neuen Jahres. Plötzlich hatte ich auch Siggy am Hals, und küsste ihre Wangen, einmal links, einmal rechts, dann wieder links, etwas Weiches, Duftiges, bevor sie sich zurück lehnte, Sittler ihre Hand auf die Wange legte und in einem Tonfall, der gar nicht böse war, sagte: „Du kriegst heute von mir keinen Kuss, mein Lieber. Wir wollen ja, dass unsere Vorsätze für das neue Jahr in Erfüllung gehen.“

Diesen Satz hatte sie mitgebracht, das war mir sofort klar. Das war ihm auch bewußt. Es war der Satz, mit dem sie Rache übte. Damenhaft, eine Anspielung. Keine Grobheiten. Wahrscheinlich hatte sie sich vorgenommen, diesen Satz zu sagen, wenn sie Sittler hier heraußen traf. Drinnen im Restaurant war sie wohl mit Freunden zusammen gewesen, als ihr Handy gequäkt hatte. Vielleicht hatte sie ein paar abfällige Bemerkungen über ihn gemacht, vielleicht sogar Ada gegenüber, die ja auch zufällig dort war. Vielleicht hatte es Diskussionen über Sittler gegeben und was man ihm sagen konnte, um seine schal gewordenen Spiele treffend zu kommentieren, vielleicht sogar

in der Hoffnung, dass er sich änderte. Wenn ich ihn mir so betrachtete, schien sich diese Hoffnung aber eher nicht zu erfüllen, denn er stand da wie ein begossener Pudel und es schien innerlich in ihm zu arbeiten. Erst dachte ich, er würde etwas sagen. Oder mich anblicken. Aber er sah nur auf Siggy hin und dann drehte er sich einfach um und ging davon. Ich dachte zuerst, er mache eine Scherz, aber tatsächlich ging er einfach ab und verschwand in der Menge, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Wir schauten ihm gemeinsam nach, und Siggy stieß einen Ton aus, der vielleicht bedauernd, vielleicht unwillig war.

„Dass er sich nicht einmal verabschiedet“, sagte ich.

„Er ist so“, sagte sie. „Man muss ihn nehmen, wie er ist. Wenn man auf ihn angewiesen ist.“

„Und bist du das?“

„Es war etwas zwischen uns“, meinte sie, „das ist tief gegangen. Ich weiß nicht, ob es mit solchen Spielchen enden muss, damit es endlich endet.“

Sie schaute mich an. „War es so schlimm, was ich gesagt habe?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Es ist mir spontan gekommen“, behauptete sie. „Ich habe erst nachher gemerkt, was ich gesagt habe. Aber ich konnte mir wirklich nicht vorstellen, ihm jetzt einen Kuss zu geben. Und er küsst ja nur in den Mund.“

„Kann ich nicht sagen“, meinte ich, um die Stimmung etwas aufzulockern, „mich hat er noch nie geküsst.“

Sie lächelte, hängte sich bei mir ein, da jetzt mit einem großen Knallen und rosigen Schimmer über uns das offizielle Feuerwerk begann.

„Journalisten küsst er nicht“, gab sie zurück, „er kriecht ihnen höchstens in den Hintern.“

„Dort war er auch noch nicht.“

Wir schauten hoch und drängten uns dabei instinktiv aneinander. Es war sehr kühl, und wenn man sich einmal in einen anderen eingehängt hat, ist das fast eine Umarmung, wenn es kalt ist. Ähnlich, wie wenn man sich an einem Ofen wärmt. Wir standen da und ich spürte ihre Nähe, und es kam mir vor, als ob wir hier schon öfters gestanden hätten. Auch die vertraute Art, wie wir miteinander sprachen, wurde mir bewusst. Ich war schon lange nicht mehr in der Heimat gewesen, hatte den hiesigen Dialekt schon fast vergessen, rutschte jetzt aber mehr und mehr hinein, und das war sehr angenehm, dieser Zungenschlag, der alles, was man sagte, relativierte, ihm ein nachlässiges Gefühl beimischte, eine gewisse Wurstigkeit. Es war schön, mit Siggy zu schweigen.

Das Feuerwerk dauerte eine Viertelstunde und gefiel uns beiden. Immer wieder hörte ich ihre Ausrufe. Es war, als würde man sie belohnen für etwas. Ich sagte nicht viel, aber ich spürte, dass mir die Nähe zu dieser Frau und die bunten Lichter auch gut taten. Zugleich arbeitete es aber in mir, sobald ich an den Dirigenten dachte, der jetzt im Osten der Stadt im Universitätsklinikum lag. Ob man ihn nach der Wundversorgung auf der chirurgischen Abteilung behalten oder auf die Psychiatrie verlegt hatte?

„Woran denkst du?“ fragte Siggy, als wir uns zum Gehen wandten. „Du bist so still.“

„Ich denke daran, dass wir hier stehen wie ein Ehepaar“, sagte ich.

„Warum, warst du verheiratet?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Dann können wir maximal hier stehen wie verwirrte Singles“, scherzte sie.

„Aber es fühlt sich intimer an“, behauptete ich.

„Meine Frage war ernsthaft gemeint. Etwas geht dir doch gerade durch den Kopf.“

„Berufliches. Ich komme gerade von einem Interview mit Egon von Tiefenahn. Ein Begriff?“

Sie schaute mich strafend an. „Ob ich schon von Gott gehört habe?“

„Der alte Herr schien mir ziemlich verwirrt zu sein. Fast demenzkrank, könnte man sagen.“

„Ja?“

Wir waren in das Dunkel des Waldes eingetaucht, auf einen der abgesperrten Wege, wo man besser voran kam. Da es hier eisig war, konzentrierten wir uns mehr auf die Schritte als auf unser Gespräch. Siggy ging voran, und wenn ich nicht auf meine eigenen Füße starrte, nahm ich ihre schmale Silhouette wahr, die sich dunkel vor dem Panorama der Stadt abzeichnete, das sich unter uns ausbreitete. Überall schossen Lichtspuren in die Höhe, zerfielen zu knatternden Lichtpunkten und Lichtbögen, und verlöschten sinkend in Nichts.

Wir kamen auf einen Weg, der weniger steil und breiter war. Siggy hakte sich wieder bei mir unter und sagte: „Egon von Tiefenahn. Gott höchstpersönlich. Ich habe ihm öfters seinen Tee

serviert. Er trinkt nur Broken Orange Pekoe, was wir eigentlich nicht mehr im Sortiment haben.“

„Er kommt hier hoch?“

„Ja, er liebt die Aussicht. Wie wir alle. Ich glaube, jeder, der her kommt, kommt wegen der Aussicht wieder. Abends. Graz hat so ein besonderes Licht, ein südliches Licht. Man ist hier in Mitteleuropa und ist es doch nicht mehr. Wir haben uns öfters über das Thema unterhalten.“

„Tiefenahn und du?“

„Ja. Was heißt unterhalten. Er spricht und man hat bei ihm stehen zu bleiben, bis es wirklich nicht mehr geht. Zuerst macht er einem ein Kompliment, stellt Fragen. Und dann redet er.“

„Ich schreibe einen Artikel oder vielleicht sogar ein Buch über ihn. Vielleicht kannst du mir das eine oder andere sagen, das mir dabei weiter hilft.“

„Ein Buch? Wer soll das lesen?“

„Es geht nicht darum, wer es liest, sondern dass es gedruckt wird. Und ein Buch über ihn, mit Insiderinformationen, das wird gedruckt werden. Zumindest, wenn es erscheint, bevor man Bilder wie dieses in den Zeitungen sieht.“

Ich holte die Kamera heraus, stellte sie an, blätterte darin, während sie neben mir stand. Ich sah den Hauch ihres Atems als weiße Wolke im Schein des Kamerabildschirmes.

„Das soll er sein?“

„Das ist er. Das Bild ist heute Abend aufgenommen.“

„Aber er blutet ja am Kopf. Was ist da passiert?“

„Er ist durch eine Scheibe gehechtet und hat Heureka! Heureka! gerufen. Oder so etwas ähnliches. Er war total durchgeknallt. Mal voll

präsent und zitierbar, dann brabbelnd und sabbernd. Da fällt mir ein: Hast du seine Frau gekannt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Seinen Sohn?“

„Er ist Anwalt in Wien, habe ich gehört. Und wo ist Herr Tiefenahn jetzt?“

„Im LKH. Hast du etwas von Frauengeschichten des alten Herren gehört? In einer Stadt mittlerer Größe wird doch noch gemunkelt, oder?“

„Er hat eine Freundin. Vierzig Jahre alt. War einmal Stargeigerin, unterrichtet jetzt in Leoben an der Musikschule. Sie ist von dort. Kranner heißt sie, glaube ich.“

Wir waren jetzt auf dem Niveau des Stadtparks angelangt und gingen Richtung Geidorf-Platz, als sie plötzlich stehen blieb und mir die Hand reichte:

„Es war schön, dich zu treffen, Matti. Ich wünsche dir viel Erfolg bei deinen Recherchen.“

Ich nahm ihre Hand. „Ich danke dir. Und es war noch schöner, deine Bekanntschaft zu machen. Es tut mir Leid, dass sie jetzt so schnell zu Ende kommen soll.“

Ich wollte ihre Hand nicht loslassen, was ihr auffiel, denn sie verzog ihr Gesicht und sagte: „Ich sollte das vielleicht nicht sagen, aber ich habe nie etwas mit Freunden von Rainer.“

„Ich bin kein Freund von ihm“, sagte ich, „ich habe ihn seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen. Und wenn es nach mir geht, sehe ich ihn jetzt auch fünfzehn Jahre nicht mehr.“

Ihr Gesicht verzog sich. „Ich finde das nicht schön, dass du nicht zu ihm stehst.“

„Ich muss nicht zu ihm stehen, weil ich ihn gar nicht kenne.“

„Ja, gut. Aber ich brauche das derzeit nicht. Mein Leben ist kompliziert genug.“

„Kompliziert ... Scheiße“, sagte ich, verärgert. „Ein gepflegtes Gespräch in einer Bar übermorgen hätte mir auch gereicht, Siggy. Was denkst du, was ich von dir will? Ich finde dich attraktiv, ja. Aber ich kenne dich doch gar nicht. Und außerdem muss ich heute noch nach Wien. Ich dachte eher an ein Glas ... Sekt, oder Wein, wenn ich wieder in der Stadt bin. Aber jetzt habe ich es vergessen: Es heißt ja nicht mehr Sekt oder Wein, sondern irgendwie anders.“

Sie ließ meine Hand los.

„Du hast eine Art wie der Rainer“, sagte sie, „ich will das eigentlich nicht mehr.“

Sie schien zu überlegen. Ihr Mund bewegte sich, während sie auf den Boden schaute. Dann blickte sie hoch und es war ein Ausdruck in ihren Augen, den ich nicht deuten konnte. „Ciao, Matti“, sagte sie dann, drehte sich um und ging.

Es musste Vormittag sein, denn draußen war alles hell. Und es musste Feiertag sein, denn es war ruhig in der Stadt. Keine Autos waren zu hören. Umso lauter klang das Pochen an der Zimmertür, die mich weckte. „Aufmachen, Polizei.“

Ich lag mit klopfendem Herzen im Bett, als es noch einmal klopfte.

„Ich komme!“

Ich stand auf, streifte Unterhose und T-Shirt drüber und machte auf. Draußen standen zwei Männer Anfang Dreißig in Zivil, das heißt, beide trugen Jeans. Der Dickere hielt mir seinen Ausweis hin. Ich hatte so etwas noch nie gesehen, doch ich nehme an, dass es so etwas wie ein Dienstausweis war.

„Sie heißen Matthias Mayr?“

„Ja, ich bin der Matti“, gab ich zur Antwort.

„Ziehen Sie sich an.“

„Mache ich gerne.“

Ich drehte mich um und begann in meine Kleider zu schlüpfen, die über einem Stuhl hingen. Während ich das tat, drangen die Beamten in den Raum und sahen sich um, ohne allerdings etwas zu berühren.

„Sie haben den Herrn Tiefenahn gekannt?“

Ich schaute verwundert.

„Er hat Selbstmord begangen. Ist vom Dach der chirurgischen Klinik gesprungen, im LKH.“

„Ja, ich habe ihn gestern getroffen“, sagte ich.

„Wir wissen das“, meinte er, und machte eine Kunstpause, sodass ich ihn erwartungsvoll anschaute. „Was wir nicht wissen“, fuhr er fort, „ist, warum er es getan hat. Vielleicht, weil er auf einem Trip war?“

Ich musste ihn wieder angestarrt haben, denn er grinste halb und meinte: „Jaaaaah – er war auf einem Trip, mein Freund. Und wer immer ihm den Trip verschafft hat, ist irgendwo dafür

verantwortlich, was dann passiert ist. Sie sind das wohl nicht gewesen?“

„Nein. Ich habe persönlich kein Faible für Drogen.“

„Wir wissen das“, wiederholte er. „Deshalb sind Sie auch nicht verhaftet.“

„Zu Ihrer Information“, fügte der andere hinzu.

„Wie können Sie wissen, ob ich jemals einen Joint geraucht habe oder nicht?“ fragte ich, verblüfft.

„Es geht hier nur um ein kleines Gespräch“, sagte der Dicke. „Bei dem Sie erklären, warum Sie sich dem Notarzt gegenüber als sein Sohn ausgegeben haben.“

Ich konnte darauf momentan nicht antworten und schaute nur ratlos hoch, während ich auf dem Stuhl saß und meine Schuhe anzog.

„Was hatten Sie in dem Haus zu suchen?“ fragte der Dünne, „das ist unsere Frage. Sie sind Journalist, nicht wahr?“

„Ich war wegen eines Interviews da.“

„Ein Interview am Silvesterabend, bitte“, sagte Dickie skeptisch, als würden ihn solche Ausreden langweilen.

„Wenn Sie den E-mail-Verkehr lesen, werden Sie sehen, dass es so ist“, beharrte ich.

„Haben wir längst“, gab er zurück.

„Wie?“

„Sein Sohn hat sein Büro angerufen und wir haben die E-mails schon übermittelt bekommen. Wir wissen, wer Sie sind, Herr Mayr. Was wir nicht wissen, ist, was gestern Abend passiert ist“, sagte der Dünne, der etwas von Stan Laurel hatte. Dick und Doof, überlegte ich. Aber der Dicke war nicht besonders dick und der Dünne war nicht im geringsten doof, das spürte ich. Sogar irgendwie

sympathisch, vielleicht, weil er sich dezent im Hintergrund hielt.

„Ich brauche einen Kaffee“, sagte ich.

Wir gingen ins Erdgeschoss und während die Polizisten am Tisch saßen und auf mich warteten, lud ich mir am Hotelbuffet einen Teller voll. Ich aß, während sie mich betrachteten.

„Wollen Sie nichts?“ fragte ich, kauend.

„Wir sind im Dienst“, sagte der Dünne.

„Deswegen können Sie doch was essen.“

„Herr Mayr, wir haben wenig Zeit“, bemerkte der Dicke, und legte ein kleines Aufnahmegerät auf den Tisch. „Wenn Sie wollen, machen wir das offiziell auf dem Revier. Aber eigentlich würde es uns reichen, wenn Sie uns schildern, was gestern Abend im Heim von Herrn Tiefenahn passiert ist.“

„Ich kam zur vereinbarten Zeit. Er war da. Wir sprachen miteinander und ich hatte den Eindruck, dass er nicht ganz bei sich war. Also rief ich den Notarzt an und die haben ihn mitgenommen.“

„Was haben Sie dann gemacht?“

„Dann habe ich ein Taxi gerufen und bin in die Stadt gefahren.“

„Sprach er davon, dass er sich umbringen wollte?“

„Er sagte, dass er schön sei.“

„Schön?“

„Ja. Er sagte so etwas wie: Finden Sie mich schön?“

„Dann wollte er eher von Ihnen die Bestätigung über seine persönliche Ästhetik haben.“

„Ja.“

„Und? Haben Sie ihn schön gefunden?“

„Ich weiß nicht mehr, was ich ihm darauf geantwortet habe. Aber ich glaube nicht, dass er sich aufgrund meiner Antwort umgebracht hat.“

Das war mir so herausgerutscht, wurde von den Beamten aber mit einem Augenschlag hingenommen.

„Hat er erwähnt, dass er Drogen genommen hat?“ fragte der Dünne.

„Nein.“

„Hat er jemanden erwähnt, mit dem er an diesem Tag zusammen gewesen war?“

„Nein.“

„Standen Sie unter dem Einfluss von Drogen?“

„Nein.“

„Hatten Sie LSD dabei?“

„Nein“, sagte ich.

„Vielleicht kennen Sie es unter der Bezeichnung Acid“, warf der Dünne ein und grinste so, als würde er mich kennen.

„Nein.“

„Sie sind in dem Alter, vielleicht Mellow Yellow?“

„Ich weiß nicht viel über Drogen“, sagte ich. „They call me Mellow Yellow war doch ein Hit von Donovan in den Sechziger Jahren. Sie sind doch auch in dem Alter, Sie müssten das wissen.“

„Mit Popmusik kenne ich mich nicht aus“, meinte er, und in seinen Augen blitzte etwas auf, als er hinzufügte: „Für mich ist das alles Udo Jürgens, Herr Mayr, aber ich hatte auch lieber die Beatles als die Rolling Stones.“ Er warf dem Dicken einen Blick zu. Der aber verstand keinen Humor, sondern fragte weiter im Verhörton: „Haben Sie ihm das LSD gegeben?“

„Nein.“

„Haben Sie jemals LSD gebraucht?“

„Nein.“

„Kennen Sie eine Person, die LSD vertreibt?“

„Nein.“

„Gibt es irgend etwas anderes, was Sie uns sagen können, was für unsere Ermittlungen dienlich wäre?“

„Nein. Ich weiß sonst nichts.“

„Gut, was Sie wissen, können Sie nicht wissen, Herr Mayr“, sagte der Dicke grinsend. „Im Zweifelsfall finden wir es heraus.“

„Einverstanden“, sagte ich, ohne genau zu wissen, was ich damit meinte. Er schaltete das Aufnahmegerät aus und steckte es ein.

Sie erhoben sich.

„War das alles?“

„Was haben Sie erwartet?“ fragte der Dicke, „wir wünschen Ihnen noch einen guten Aufenthalt in Graz. Wir möchten Sie bitten, dass Sie uns informieren, wenn Sie die Stadt verlassen. Rufen Sie einfach an. Mein Handy ist immer eingeschaltet.“ Er gab mir seine Karte. Sein Name war Roglan.

„Ich fahre heute nach Wien weiter“, bemerkte ich.

„Das ist gut für Sie. Wie kann man Sie erreichen?“ Der Dünne hielt mir einen Schreibstift hin und legte seine Visitenkarte verkehrt auf den Tisch.

„Ihre Handynummer.“

Ich schrieb sie darauf.

Beide schauten mich an, als hätten sie mir noch viel zu sagen. Aber alles, was sie dann sagten, war: „Sie hören von uns, Herr Mayr.“

Zuerst telefonierte ich Heinz Strasser, einem alten Bekannten, der Kulturredakteur beim Massenblatt „Die Top-Zeitung“ in Berlin war. Er wusste längst, dass Egon von Tiefenahn tot war, und suchte gerade den Nachruf heraus, der seit über zehn Jahren im Computer steckte und das letzte Mal im Vorjahr aufgefrischt worden war.

„Was ist es euch wert, wenn ich Persönliches, Insiderinformationen, die sonst niemand hat, beitragen kann zu der Sache?“

„Das geht von Null bis Hunderttausend“, sagte er, „was hast du?“

„Es ist ein Thema, das ihr über eine Woche ziehen könnt, Schlagzeilenmaterial für die erste Seite. Ich bin an der Sache dran, aber ich habe auch schon genug, um euch ein paar Tage zu unterhalten.“

„Müssen wir in der Konferenz sehen. Kann ich nichts Definitives dazu sagen. Aber wenn du es so darstellst, Matti, würde ich meinen, vielleicht zehntausend oder zwanzigtausend. Wenn du jetzt durch die Erstveröffentlichung nicht zu viele Brücken verbrennst und noch ein paar Interviews nachziehen kannst, kriegst du von uns einen Buchvertrag, einen Schnellschuss, und die Sache wird sich für dich lohnen.“

„Okay. Und jetzt erst mal zum Skandal. Dazu gehört einmal, dass er gestern Nacht Selbstmord begangen hat. Er ist vom Dach der chirurgischen Klinik am LKH Graz gesprungen. Ich habe Photos, die ich dir schicken kann. Sie wurden aufgenommen, nachdem er durch ein Fenster seines Eigenheims gesprungen war, sich dabei das Gesicht zerschnitten hat und die Sanitäter und der Notarzt kamen.“

„Bilder, super. Wir leben von Bildern. Hast du die Rechte darauf?“

„Ihr kriegt die weltweiten Rechte für zwanzigtausend, und ich kriege noch mal zehntausend für die Info. Aber ihr erwähnt meinen Namen nicht.“

„Einverstanden.“

„Ihr könnt schreiben, dass er verwirrt war und unter Drogeneinfluss zu stehen schien.“

„Drogen? Welche Drogen?“

„Wenn ihr das schreibt, weiß die Polizei, dass ich es euch gesagt habe. Kann ich vorerst nicht brauchen, ich gehöre wohl selbst zu den Verdächtigen. Ihr könnt aber schreiben, dass die Polizei vermutet, dass es Drogen waren. Gut. Soviel für heute. Ich melde mich heute Abend mit einem Update und wir reden darüber, wie wir morgen weitermachen.“

„Hinweise auf Drogengebrauch des alten Herrn, Gründe für Selbstmord?“

„Kann ich noch nichts sagen. Kommt aber heute Abend mehr.“

„Geht klar. Wird eine heiße Sache, denke ich.“

Ich hängte auf und rief die Handynummer des Sohns an. Er hob nach zweimaligem Klingeln ab.

„Tiefenahn?“

„Herr Tiefenahn, hier ist Matti Mayr. Ich habe gestern Abend auf Ihre Sprachbox gesprochen.“

„Ach ja, der Journalist. Von welcher Zeitung sind Sie?“

„Unabhängig. Herr Tiefenahn, ich habe vom tragischen Tod Ihres Vaters gehört und möchte Ihnen mein Beileid aussprechen.“

„Danke. Warum rufen Sie mich an? Ich bin kein Freund der Presse.“

„Ich habe gestern mit Ihrem Vater ein Interview geführt, in dem auch von Ihnen die Rede war. In einem merkwürdigen Zusammenhang. Ich wollte Sie fragen, ob wir uns treffen können, um darüber zu sprechen.“

„Was für ein Zusammenhang?“

Die Stimme des Sohns war etwas dünn. Er sprach wie einer, der in privilegierte Verhältnisse hinein geboren wird, ein Leben lang versucht, einen vom Vater unabhängigen Weg zu gehen und dabei in einer großen, internationalen Anwaltskanzlei arbeitet, in der er nur ein kleines Würstchen ist.

„Ich kann mich auf solche Gegebenheiten nicht einlassen, Herr Mayr“, sagte er. „Mein Vater ist tot. Er hat Selbstmord begangen. Ich weiß nicht, welche Bedeutung es haben kann, wenn er in der Verwirrtheit vor seinem Tod die eine oder andere Äußerung gemacht hat. Sofern er sie gemacht haben sollte. Was aber fest steht, ist, dass man darüber den Mantel des Schweigens breiten sollte. Aus Rücksichtnahme. Aber auch, weil man ihm und seinem Leben dadurch nicht gerecht wird.“

„Das ist richtig“, stimmte ich zu. „Allerdings sieht es so aus, als würden die polizeilichen Ermittlungen in eine andere Richtung weisen. Man glaubt, dass jemand beim Tod Ihres Vaters seine Hand im Spiel gehabt haben könnte. Dass es kein Selbstmord war, sondern dass Ihr Vater vergiftet wurde.“

Am anderen Ende der Leitung hörte ich ein Schweigen. Dann legte er auf.

Als ich zurück rief, kam ich auf die Mailbox und wusste dann auch nicht, was ich sagen sollte und drückte den Auflegeknopf.

Ich ging auf mein Zimmer, schickte die drei Bilder, die den Dirigenten zeigten sowie eine nächtliche Aufnahme seines Anwesens an Strassers E-mail-Adresse und übermittelte sie dann neben allen anderen Bildern, die ich gemacht hatte, an meinen Server. Ich blätterte in den Bildern, die ich von Tiefenahns Notizbuch gemacht hatte und notierte mir die Adresse und Telefonnummer seiner Ehefrau, von der er seit Jahren getrennt gelebt hatte. Eine Weile suchte ich seine Geliebte. Unter Kranner fand ich keinen Eintrag. Aber es gab nur eine Leobener Adresse in dem Buch, wo eine „Mausi“ wohnte. Ein Check im Internet ergab, dass die Geigerin und Freundin des Dirigenten eigentlich Krainer-Schwaiger hieß und ihr Vorname Margarethe war.

Leoben liegt eine Fahrstunde von Graz. Ich hatte eigentlich nach Wien fahren wollen, um dort mit der Witwe zu sprechen. Der Termin war für den 2. Januar festgelegt gewesen, bei ihr in der Wohnung in Heiligenstadt, in einem der Hochhäuser in der Nähe der U-Bahn-Station. Sie lebte dort seit der Trennung allein mit ihrem Hund, einem ältlichen Dackel. Ich hatte mich auf das Gespräch gefreut, denn ich hatte mir viele Hintergrundinformationen erwartet. Diese konnten nun aufgrund des Trauerfalls durchaus ausbleiben. Andererseits war der Termin erst

morgen Nachmittag. Bis dorthin konnte viel passieren. Ich hoffte, dass ihr Sohn mir keinen Strich durch die Rechnung machte. Von dem geplanten Interview hatte er wohl nichts gewusst. Vielleicht nahmen seine Mutter und er auch an, dass dieses automatisch ausfallen würde. Ich überlegte mir, ob ich sie anrufen sollte, aber etwas hielt mich davon zurück.

Eine Stunde später saß ich im Zug nach Leoben. Die Stadt lag auf der Strecke, was sehr bequem war. Nach meiner Ankunft kaufte ich mir einen Stadtplan und strich mir Wohnung und Arbeitsstätte Frau Krainer-Schweigers an. Vom Bahnhof bis zur Musikschule waren es wenige hundert Meter. Das gelb bepinselte Gebäude aus der Frühzeit des zwanzigsten Jahrhunderts sagte mir nicht viel. Es war Feiertag und die Tür war geschlossen. Ich ging gemächlich weiter, denn die Wohnsiedlung, in der Mausl wohnte, lag in der Richtung. Die Nummerierung war dort offenbar eher dem Zufall überlassen worden. Es dauerte eine Weile, bis ich in der Siedlung ihre Adresse fand. Es war moderne Architektur, eine Schachtelbauweise, nur einen Stock hoch und mit viel Holz, das seither verwittert war. Mausls Wohnung lag im Erdgeschoss, und es war hinten ein kleiner Garten davor. Es gab hier keine Zäune, nur halbhohes Hecken. Wer an den bunten Türen vorbei ging, konnte im Eingangsbereich nichts erkennen, weil dort die Fenster klein waren. Doch dort, wo der Gartenanteil an die Terrassentür grenzte, waren die Fenster so groß, dass man vom Gehweg aus die Haare auf dem Kopf eines

Säuglings hätte zählen können, der hinten im Wohnzimmer in der Wiege lag.

Beim ersten Mal Vorübergehen sah ich Maudi, eine Frau um die Vierzig mit halblangem braunen Haar und Lederklamotten, auf dem Sofa liegen. Sie hatte ein Handy in der Hand und guckte kurz her. Ich ging einfach weiter, bis ich aus ihrem Blickfeld verschwunden war und blieb dann stehen, um zu überlegen. Es war kühl hier, aber trocken. Die Sonne schien zwischen die Häuser durch und ich ging etwas weiter, um mich von ihr bescheinen zu lassen. Ich drehte mich so, dass ich bei geschlossenen Augen direkt in die Sonne blickte und ließ mir von der Helligkeit ins Gehirn scheinen.

Ich überlegte, wie ich weiter verfahren sollte. Maudi hatte ein eher gleichgültiges Gesicht gehabt, nicht den Ausdruck einer Person, die vom Tod ihres Liebhabers erfahren hat. Wusste sie nichts davon? Das war wahrscheinlich. Heute gab es keine Zeitung, und sie schien nicht der Typ, der gerne den Fernseher laufen lässt. Wahrscheinlich meldete er sich sporadisch.

Was sollte ich ihr sagen?

Ich nahm meine kleine Kamera aus der Tasche, stellte sie auf Videokamera ein und schob sie in die Brusttasche meines Hemdes. Es war ein besonderes Hemd. Die Brusttaschen waren verstärkt und hatten ein Muster, bei dem es nicht leicht auffiel, dass die Linse der Kamera zwischen Gewebe hervorschaute, das so große Lücken hatte, dass man dadurch tadellose Aufnahmen machen konnte. Die Kamera war so klein und flach, dass sie die Brusttasche kaum vorbauchte,

wenn sie zugeknöpft war. Wenn sie auf Video geschaltet war und man einen guten Speicherchip verwendete, war der Audibereich der Aufnahme so kristallscharf, dass es zum Staunen war.

Ich läutete an der Tür. Ein Mann um die Dreißig öffnete mir. Er hatte gelocktes blond gefärbtes Haar und eine gute, muskulöse Figur, wie man das bei manchen Bikern sieht. „Hallo“, sagte er.

„Hallo, ich bin der Matti“, gab ich zurück. „Ist die Mausi da?“

„Was willst du denn von der Mausi?“ grinste er, weil ich ihren Kosenamen verwendete.

„Ich arbeite an einem Porträt über den Dirigenten Egon von Tiefenahn und bin gerade auf dem Weg nach Wien und dachte, ich lege einen Zwischenstop hier ein, wegen Hintergrundinformationen.“

„Mausi!“ rief er, sich unwendend, „für dich.“

Eilige Schritte, dann war sie da. Ein süßes Gesicht mit einem kleinen Leberfleck auf der Oberlippe, sexy. Sie trug Bikerkleider wie der Mann, der gerade die Tür geöffnet hatte. Ich fand das merkwürdig angesichts der Jahreszeit. Wollten sie heute bei minus fünf Grad einen Ausflug machen?

„Worum geht es bitte?“

„Mein Name ist Matti Mayr. Ich bin Schriftsteller und schreibe derzeit an einem Porträt über den Dirigenten Egon von Tiefenahn. Sie kennen ihn ja recht gut und ich dachte, vielleicht könnten Sie mir ein paar Hintergrundinformationen geben.“

„Weiß er, dass Sie hier sind?“

„Ja.“

„Er hat von mir gesprochen?“

Ich nickte.

Sie zuckte mit den Achseln. „Wir sind gerade auf dem Sprung, aber ...okay. Wollen Sie einen Kaffee?“

Ich folgte ihr ins Wohnzimmer. Ich fiel auf die Couch, die noch warm war von ihrem Körper.

„Und der Egon hat von mir geredet?“ rief sie aus der Küche. „Wie geht es ihm?“

„Angesichts der Ereignisse der vergangenen Nacht, nicht so gut“, sagte ich.

„Warum, was war los? Er hat doch nicht zu viel gefeiert?“

„Eine Silvesterrakete hinten rein, voll in den Popsch, he, und dann puff“, sagte der blonde Biker, der mir gegenüber stand und sich mit verschränkten Armen an die Wand lehnte.

„Sie haben ihn gestern gesehen?“ fragte ich Richtung Mausi.

Sie kam aus der Küche. Ohne Kaffee. Stand einfach da. „Nein, wir waren hier. Zu zweit. Wir sind nicht so die Feiertypen. Warum?“

„Ich war gestern bei ihm eingeladen, zum Interview.“ Meine Stimme war etwas gequetscht, als ich das sagte, ungewollt.

„Warum? Was ist?“ fragte sie.

„Er ist gestern verstorben.“

Mausi: „Verstorben ...“

„Wie, er ist tot?“ fragte der Blonde.

Ich nickte. „Es heißt, er habe Selbstmord begangen.“

„Selbstmord? Gibt's nicht.“

„Er hatte einen Unfall und war in das LKH eingeliefert worden und dann soll er auf das Dach der chirurgischen Abteilung gestiegen sein und ist dann von dort herunter gesprungen“, erklärte ich.

Mausi stand da, und dann drehte sie sich um und ging in die Küche zurück, um den Kaffee zu machen.

„Er war ja nicht mehr der Jüngste, der alte Knacker. Ich habe ihn gekannt, müssen Sie wissen“, sagte der Biker, als würde er damit auf seine eigenen körperlichen Vorzüge aufmerksam machen.

„Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?“

„Das ist schon länger her. Im Herbst, in einer Bar. Oben auf dem Uhrturm.“

„Sie meinen das Restaurant auf dem Grazer Schlossberg?“

„Ja, dort wo die Bahn aufhört. Ich glaube, das war sein Stammlokal. Wir haben da ein gepflegtes Bierchen miteinander getrunken und er hat aus der Schule geplaudert. Auch in der großen Welt wie wir uns das vorstellen, geht es zu, das glaubt keiner.“

„Was hat er da erzählt?“

„Na ja, Zeug“, sagte er und ging in die Küche. Ich hörte dort etwas, was nach einem Schluchzen klang. Dann ein unwilliger Ton. Wie ein Zischen.

Er kam wieder. „Schwierige Sache“, meinte er.

„Ich glaube, das Beste ist, wenn Sie jetzt gehen.“

„Ich bin gerade erst gekommen“, sagte ich.

„Ja, aber das ist jetzt nichts. Die Mausi und der alte Herr, die hatten einmal was miteinander. Nichts Ernsthaftes, eine Seelenverwandtschaft nennt man das. Zwischen Musikern. Sie hat das Zeug für eine Weltkarriere, genauso wie er. Aber Sie wissen ja, wie das ist.“

Jetzt tauchte wieder Mausi im Wohnzimmer auf. Kaffee hatte sie keinen mitgebracht.

„Schatz, halt das Maul und hau einfach ab“, sagte sie in einem ruhigen Tonfall, dem man gleichwohl die Anspannung anmerkte.

„Ist das die feine, englische Art?“ fragte er.

„Ich brauche das jetzt nicht“, meinte sie, „ich rufe dich an, aber jetzt mach die Fliege.“

„Ich ...“ begann er.

„Verschwinde endlich!“ zischte sie ihn unbeherrscht an. „Ich kann dich nicht mehr ertragen, Mensch!“

Er hob die Arme, beschwichtigend, und war schon auf dem Weg nach draußen, wo er die Stiefel anzog.

„Entschuldigen Sie“, wandte sich Mausi an mich.

„Wie war Ihr Name?“

„Matti. Matti Mayr.“

„Ach ja. Bleiben Sie, wo Sie sind. Der Kaffee ist fertig.“

Mit diesen Worten war sie wieder in die Küche verschwunden. Ich blieb auf dem Sofa, draußen fiel die Tür.

Ich stand auf und ging in die Küche. Sie stand an der Anrichte, der Kaffee war fertig, aber sie rührte sich nicht. Als ich hinter sie trat, drehte sie sich um. „Ich kann es nicht glauben“, sagte sie. „Er war so lebendig.“

„Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?“

„Er war gestern Nachmittag da. Ich hatte nicht den Eindruck, dass er noch am gleichen Tag vom Dach springen wird. Ich meine, er war so lebendig wie schon lange nicht mehr.“

„Er war gestern hier?“

Sie nickte.

„Unsere Beziehung ... eigentlich war das Ganze schon vor Jahren zu Ende. Wir haben uns nicht mehr viel gesehen. Aber er war ein Mensch, der konnte nichts abreißen lassen, und so hat er natürlich angerufen und sich nach mir erkundigt. Aber wir haben seit Jahren nicht mehr wirklich miteinander gesprochen. Ich habe mit ihm meine ersten Plattenaufnahmen gemacht. Damals waren wir sehr eng. Es war die schönste Zeit meines Lebens. Er hat mich gefördert. Sehr gefördert. Er war sehr gut aussehend damals. Er hat mich als Mann interessiert. Ich war ihm verfallen. Wirklich. Man erlebt so etwas nur einmal. Das ist bald zwanzig Jahre her. Ich habe keine Ahnung, was seither in seinem Leben passiert ist. Ich habe ohne ihn keine Karriere gemacht, das steht fest. Ich war nicht die, die er in mir sah. Er hat in mir aber, denke ich, nicht die Musikerin gesehen, sondern ich war einfach jung und hatte diesen Blick in den Augen. Das war alles. Die Frauen sind ihm damals nachgelaufen. Das mit uns war streng genommen nichts Besonderes und auch kein Ausnahmefall. Es gab viele Frauen wie mich, es war das sein modus operandi, einem Hoffnung zu machen. Aber das ist Schnee von gestern. Er ist so lang schon nicht mehr Teil meines Lebens, aber er bleibt doch lebenslang ein Teil. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen.“

„Ich weiß, was Sie meinen.“

„Wirklich?“ Sie schenkte Kaffee in die Tassen und ging mir ins Wohnzimmer voraus.

„Sie wohnen schön hier“, sagte ich, „mir gefällt das mit den großen Fenstern.“

„Ja, es glotzen hier alle rein“, sagte sie. Sie saß in einem der Sessel und schaute hinaus, wie in Gedanken versunken.

„Wie ist er gestorben?“ fragte sie.

„Er ist von einem Dach gesprungen und war sofort tot.“

„Es war Selbstmord?“

„Wahrscheinlich war es das.“

„Er hat nichts von Selbstmord erzählt. Eigentlich hat er mir gesagt, dass er sich darüber freut, dass wir uns über die Jahre unsere Freundschaft erhalten haben. Was ja nicht gestimmt hat. Siehe oben.“

„Was haben Sie ihm gesagt?“

„Ich musste nichts sagen. Wenn er gesprochen hat, hatte die Welt zu schweigen.“

„Sie meinen: Wenn der Kuchen spricht, haben die Krümel Sendepause.“

„Dämliche Metapher“, meinte sie nach kurzem Schweigen.

„Sie haben ihm nicht gesagt, dass er ein alter Mann ist und Sie froh sind, sich nicht um seine Altenpflege kümmern zu müssen?“

Sie lächelte. „Ich habe mir so etwas Ähnliches gedacht, wenn ich ehrlich bin.“

„Aber nicht gesagt.“

„Nein, das war nicht unser Umgangston. Wir haben uns gut verstanden. Er war mir sympathisch, auch heute noch. Aber es ist ein Unterschied, wenn Sie als Frau in einem Mann den Vater sehen – oder den Großvater. Ich war nicht mehr an ihm interessiert. Und das schon lange nicht mehr. Aber Sie können sich vorstellen, dass ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben

habe, mir in meinem Beruf einen Namen zu machen. Unterrichten ist auf Dauer für mich auch nichts. Ich gebe Konzerte, ich werde manchmal auch als Solistin eingeladen, aber es ist ein hartes Brot. Er könnte mir hier helfen und er wusste das auch und das war sicherlich auch sein Druckmittel im Alter. Aber er hat nicht mal Versprechungen gemacht. Er hatte das gar nicht nötig. Es gab immer noch genug Frauen, die an ihm interessiert waren. Und sei es nur, damit er seine Beziehungen spielen lässt und was für sie tut. Besonders geschickt scheint ja diese Sängerin zu sein, diese Simpson-Schendler. Sie ist aus Hildesheim und hat einen amerikanischen Besatzungssoldaten geheiratet, aber jetzt tut sie auf Amerikanerin und ist wohl wirklich eine GröÙe in der Musikwelt da drüben. Egon hat mir erzählt, dass er sich scheiden lassen will wegen ihr, aber dass seine Frau da nie mitspielen würde.“

„Er hat gesagt, er will sich scheiden lassen?“

„Ja. Mir hat er ja auch schon gesagt, dass er sich wegen mir von ihr scheiden lassen will. Aber Sie werden zugeben, dass es einen Unterschied macht, wenn er das von einer Geliebten zu einer anderen Geliebten sagt.“

„Stimmt. Offensichtlich kann er mit seinen Geliebten besser sprechen als mit seiner Frau. Aber seine Frau würde es eigentlich angehen“, meinte ich lächelnd.

„Ich bin mir sicher, dass er auch ihr das schon gesagt hat. Zumindest höre ich, dass sie keinen Kontakt mehr haben. Aber verheiratet sind sie miteinander immer noch.“

Wir schwiegen eine Weile.

„Hat Herr von Tiefenahn Drogen verwendet?“
fragte ich.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Die Polizei vermutet, dass bei seinem Tod Drogen im Spiel waren. Ich glaube, dass sich LSD beim Drogentest gefunden hat, den sie gemacht haben.“

„Er hatte eine sehr positive Einstellung dazu. Ich habe mit ihm öfters mal einen Joint geraucht. Wir haben Uppers genommen, wenn wir beisammen waren. Das heißt, er hat welche genommen. Er hat zu den ersten gehört, die Viagra ausprobiert haben. Sind keine Drogen, aber ich meine nur. So war er.“

„Was für Uppers?“

„Irgendwelche Aufputzmittel. Das geht bis in die Sechziger Jahre zurück. Dass man ihn nie erwischt hat, lag daran, dass er ein professoraler Typ war. Aber er stand auf Drogen. Er hatte seine Versorger überall. Ich bin mir sicher, wenn man seine Villa in Graz untersucht, wird man Augen machen.“

„Er hatte dort ein Depot?“

„Wie hätte er das alles durchstehen können, wenn er nicht dauernd was genommen hätte? Wenn er nicht so unheimlich diszipliniert gewesen wäre, hätte man es auch gemerkt. Und dass er so lange gearbeitet hat, dass es für ihn keinen Ruhestand gab, das hatte auch damit zu tun. Wahrscheinlich war es die Angst, dass es eines Tages keinen Nachschub mehr gibt.“

„Und bei dem Ganzen war nie LSD im Spiel?“

„LSD? Sie meinen Acid?“

„Ja.“

„Keine Ahnung.“

„Wer wusste von dieser Angewohnheit? Seine Frau?“

„Ich nehme es an.“

„Sein Manager?“

„Sicher.“

„Sein Sohn?“

„Keine Ahnung.“

„Es ist davon nie etwas in die Öffentlichkeit gedrungen.“

„Ja, gut. Ich wusste davon. Ich gehe davon aus, dass Hunderte davon wussten. Aber nachdem ich bis jetzt nie davon gesprochen habe, haben wahrscheinlich Hunderte andere auch geschwiegen.“

„Warum sprechen Sie jetzt darüber?“

„Weil Sie sagen, dass er durch Drogen umgekommen ist. Ich meine, was soll das jetzt noch? Es ist jetzt raus und er ist tot und Schwamm drüber.“

„Darf ich Sie zitieren?“

„Für Ihren Artikel?“

„Für einen Artikel, vielleicht auch ein Buch.“

„Das dürfen Sie gern. Wenn Sie das aber tun, dann mit meinem vollen und korrekt geschriebenen Namen, einem Bild von mir und einem Wort, das Sie keinesfalls vergessen dürfen: Stargeigerin.“

„Stargeigerin?“

„Die österreichische Stargeigerin Margarethe Krainer-Schweiger.“

„Violinvirtuosin.“

„Nein. Stargeigerin.“

„Lässt sich machen.“

„Der Artikel ist doch schon fast geschrieben, oder? Aus Aktualitätsgründen kommt der doch morgen oder übermorgen ins Blatt, oder?“

„Ja, es wird morgen etwas in der Top-Zeitung erscheinen. Und ich glaube, wir machen da eine Serie mit Aufsehen erregenden Schlagzeilen die ganze Woche durch. Ist derzeit eh nichts los in der Welt.“

„Sie faxen mir den Artikel durch, bevor er erscheint.“ Sie sagte das in einem bestimmten Ton, stand auf und holte ihre Visitenkarte.

„Hier ist meine Handynummer drauf. Sie können schreiben, dass ich gesehen habe, wie er kiff. Sie können schreiben, dass er seit Jahren Aufputschmittel nahm. Sie können schreiben, dass von einem Verhältnis mit mir gemunkelt wurde damals, als wir diese Platte gemeinsam machten.“

„Was war das für eine Platte?“

„Brahms, Streichquintette. Also hören Sie, Sie wollen ein Buch über ihn schreiben und kennen die Streichquintette nicht? Das ist seine beste Platte. Oder CD, wie man heute sagt.“

„Stimmt. Haben Sie übrigens gehört, dass man nicht mehr Prosecco sagen darf?“

„Ja, es war im Radio. Aber Pikkolöchen geht noch, oder?“

Sie stieß einen schnarchenden Laut der Belustigung aus.

„Ich glaube schon. Doch, ich kenne die Streichquintette. Nicht mein Fall, aber toll.“

„Ja, es ist eine tolle Musik. Sie macht toll und ist toll, Herr Mayr. Aber Sie sind eher der Typ Zauberflöte, nehme ich an.“

„Königin der Nacht ...“, sagte ich, ihre Provokation als Spielball aufnehmend.

Sie versuchte mit ihrer Altstimme andeutungsweise das bekannte Gieksen in der erwähnten Arie nachzumachen. „Was sich daran schon Frauen zerbrochen haben!“ rief sie lachend, um dann ernster fortzufahren: „Ja, es war auch eine gute Aufnahme, alles größere Musiker als ich. Das Besondere war, dass er das Quintett, also die Spieler, persönlich zusammenstellte.“

„Soll ich irgend etwas erwähnen von Ihren kommenden Veranstaltungen?“ fragte ich.

„Nein.“

Sie saß da und schaute mich an. „Verachten Sie mich?“ fragte sie unvermittelt.

„Warum verachten?“

„Weil Sie spüren, dass mir sein Selbstmord am Arsch vorbei geht. Und dass ich daraus Kapital schlagen möchte.“

„Das kann man so nicht sagen“, meinte ich. „Sie sind rasch. Ich finde das gut. Ich halte es für ehrlich. Sie waren zuerst etwas überrascht. Als Sie dort in der Küche gestanden haben, da waren Sie geschockt. Und dann haben Sie sich schnell gefasst wie ein echter Profi.“

„Meinen Sie?“

Ich nickte. „Was Sie mir noch sagen müssen: Als er gestern hier war, was wurde noch gesprochen?“

„Wir haben wenig gesprochen. Er hat mir gesagt, dass er sich nach mir sehnt und ich hatte den Eindruck, dass er mit mir ins Bett gehen will. Aber da hatte ich wirklich keine Lust drauf. Ich habe ihm

gesagt, dass ich mit Freunden verabredet bin und weg muss. Dann ist er gegangen.“

„Wann war das?“

„Gegen vier.“

„War er mit dem Auto da?“

„Ja. Er hat einen alten Mercedes.“

„Und er wollte nach Graz zurück fahren?“

„Darüber haben wir nicht geredet.“

„Hat er gesagt, mit wem er Silvester verbringen will?“

Sie schüttelte den Kopf. „Vielleicht hat er es gesagt“, meinte sie, „aber es hat mich nicht interessiert.“

„Dann war er um fünf in Graz. Um neun hatte er mich bestellt. Das sind vier Stunden, in denen einiges passieren konnte.“

Sie zuckte mit den Achseln. „Jeder nach seiner Façon“, sagte sie.

„Chacun a son gout.“

„Genau.“

Ich musste mich zuletzt noch beeilen, denn ich wollte den Zug nach Wien kriegen, verpasste ihn dann aber doch und verbrachte dann drei weitere Stunden in Leoben, was gar nicht so übel war, denn es gibt dort ein großes asiatisches Heilbad, in dessen Sauna ich mich frisch machte, während ich über den Fall nachsinnierte. Ich hatte meine Kamera mitgebracht, um die Briefe zu lesen, die er aufbewahrt hatte, aber sie waren durch den kleinen Bildschirm nicht zu entziffern und ich erinnerte mich dann, dass ich sie eingescannt hatte.

Im Zug aktivierte ich den Scanner, der auch ein kleiner Drucker war und verbrachte die Zeit, bis wir am Südbahnhof eintrafen, um alles, was ich gescannt hatte, zu lesen. Die Briefe waren wahrscheinlich von seinem Sohn, etwas mysteriös mit „S.“ unterzeichnet. Kram, wie es Kinder an weit entfernte Eltern schreiben, von der Schule, was sie gemacht haben, Worte, hinter denen man Aussagen der Mutter vermutet, die womöglich alles diktiert hat. Die Partituren waren Musik, die mir nichts sagte, und nichtssagende Briefe von Verehrerinnen, die ich wahrscheinlich nicht aufgehoben hätte.

Abends ging ich noch ins Kino, und schlief dann lange einen traumlosen Schlaf.

Am folgenden Morgen machte ich mich in einem medizinisch-chemischen Labor vorstellig und gab ein Probchen der weißen Masse ab, die ich in der Dose gefunden hatte, um eine Analyse machen zu lassen.

Am frühen Nachmittag klopfte ich in Heiligenstadt im vierten Stock eines gesichtslosen Wohnbaus an die Tür und es öffnete mir eine alte, gebückte Frau in einem schwarzen Kleid mit Goldschmuck.

„Guten Tag, Matti Mayr“, sagte ich.

Sie lächelte. „Wir haben telefoniert.“

„Ja.“

„Ich freue mich über jeden Besuch, Herr Mayr. Sie haben gehört, dass sich mein Mann umgebracht hat?“

„Ja.“

„Und Sie sind trotzdem gekommen, das finde ich sehr lieb. Aber Sie hätten ruhig absagen können, ich hätte es verstanden.“

„Das dachte ich auch, gnädige Frau. An dieser Stelle möchte ich Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen.“

Sie winkte ab. „Möchten Sie einen Tee? Sie trinken doch Kräutertee?“

„Grüntee?“ fragte ich, während ich meine Utensilien auspackte. Ich zog das Stativ lang und schraubte die Kamera drauf.

„Habe ich auch. Das Wasser entnehmen Sie dem Samowar. Wissen Sie, ich könnte ohne Samowar gar nicht leben. Wasser ist Leben, und warmes Wasser ist ein schönes Leben, wie meine Mutter zu sagen pflegte.“

„Ein schöner Spruch. Es macht Ihnen nichts aus, wenn ich unser Gespräch aufnehme?“

„Nicht im Geringsten. Sie müssen so etwas tun in Ihrem Beruf. Der sicherlich nicht der Leichteste ist.“

„Es ist ein schöner Beruf, Frau von Tiefenahn. Aber wissen Sie, die Menschen lesen nicht mehr, sondern sie gucken. Und deshalb hat das mit der Kamera immer größere Bedeutung, weshalb man heute alles aufnimmt, was man hört, bevor man es niederschreibt. Dafür geht die Produktion der Notizblocks schlagartig zurück. Ich glaube, von dem Geschäft können nur mehr die Chinesen leben.“

„Lassen Sie das von. Wenn es nach mir geht, sagen Sie Erni zu mir.“

„Sie heißen Ernestine von Tiefenahn?“

„Ich bin die Erni Becker. Ich habe meinen alten Namen wieder angenommen seit der Geschichte.“

„Aber Sie waren noch mit Herrn von Tiefenahn verheiratet?“

„Ja, wegen meines Sohnes. Der Anschein muss ja gewahrt bleiben. Aber ich habe von meinem Mann keine Zuwendungen erhalten und auch gar nicht gewollt. Ich habe Zeit meines Lebens selbst gearbeitet, Herr Mayr, und Sie sehen hier das Resultat, eine kleine Wohnung, aber es ist mein Eigen.“

„Das finde ich toll, Erni“, sagte ich.

„Ja, Sie werden sich wundern, hier keine Witwe im üblichen Sinn zu finden. Ich war Fremdsprachenkorrespondentin, und in gewisser Hinsicht mache ich das heute noch. Ich übersetze englische Bücher ins Deutsche für einen kleinen Verlag hier in der Stadt. Man kann mir dafür nicht viel geben, das ist klar, aber es hält die Hirnzellen frisch.“

„Und Ihr Mann hatte an Ihrem Leben keinen Anteil mehr?“

„Seit zwölf Jahren nicht mehr. Er war ein schwieriger Mensch. Ich kann nicht sagen, dass ich ihn geliebt hätte. Sie müssen wissen, am Anfang ist es doch ein Zwang, der dadurch entsteht, dass man ein Kind mit einem anderen Mann hat. Er ist doch der Vater, auch wenn er nie da ist. Aber durch seine vielen Frauengeschichten hat er sich schon sehr entfernt. Wurde mir ein Klotz am Bein. Und Sie müssen wissen, ich bin gern allein. Er hat hier in all den Jahren nie übernachtet. Ich wohne hier seit 37 Jahren, und er war keine Nacht hier. Ich weiß gar nicht, warum er

in den letzten Jahren gekommen ist. Sein Leben war nicht mehr hier, er ist doch sehr viel gereist.“

„Und Sie sind nicht mit ihm gereist?“

„Ach, das hätte er gar nicht gewollt. Er hat mir Reisen geschenkt, ja, das. Ich bin auch viel in der Welt herum gefahren. Er hatte ein schlechtes Gewissen und je stärker es ihn geplagt hat, desto extravaganter wurden die Reisen. Einmal musste ich allein nach Japan fliegen für drei Wochen, da war mir klar, jetzt hat er was Ernstes.“

„Und Sie haben nie daran gedacht, sich von ihm zu trennen, ich meine, im gesetzlichen Sinn?“

„Nein. Mein Sohn wollte das nicht. Sie kennen meinen Siegfried nicht. Er hat seinen Vater geliebt und war sehr betroffen von dessen Wesensart. Und seit dieser Geschichte in New York ist das Verhältnis nicht besser geworden.“

„Welche Geschichte?“

„Als mein Mann abgereist ist und mein Sohn blieb in seinem Hotelzimmer und nahm eine Überdosis Schlaftabletten.“

„Ihr Sohn unternahm einen Selbstmordversuch?“

„Nennen Sie es, wie sie es wollen. Vielleicht war es nur Theater. Jedenfalls hörte mein Mann davon, bog dann in Pittsburgh um, flog nach New York zurück, wo ich ja auch mittlerweile eingetroffen war und wollte seinen Sohn sprechen. Aber wir haben ihn nicht vorgelassen. Die Ärzte wollten das so, aber auch Siegfried, und dann ist der Egon davon gelaufen und hat seinerseits so etwas wie einen Selbstmordversuch unternommen, was natürlich albern war. Er sagte, es war keiner. Er lief vor ein Auto und brach sich ein paar Rippen, zog sich jede Menge Prellungen

zu und wurde dann im Krankenhaus stationär aufgenommen. Wir aber haben das sehr verachtet und sind abgereist, ohne ihn noch einmal zu besuchen.“

„Wann war das?“ fragte ich mit offenem Mund.

„1989, denke ich. Es war das Jahr der Wende in Deutschland. Der Kommunismus war am Ende. Ich glaube, das war nicht im Sommer, eher so gegen Oktober. Sie wissen, dass mein Mann ein Faible für die roten Brüder hatte. Er war damals in der DDR sehr beliebt, weil er sich mit dem Honecker getroffen hat. Und es hat ihn am Boden zerstört, dass dieses System zusammengebrochen ist. Ich glaube, das war der Grund dafür, dass er meinen Sohn so eklig behandelt hat. Und als niemand auf ihn hören wollte, ist er dann eben vor dieses Auto gelaufen. Mir hat der Lenker Leid getan, ein Afghane, der keine Aufenthaltsgenehmigung hatte und dann deportiert wurde wegen der Geschichte.“

„Ihr Mann war niedergeschlagen, weil die Mauer fiel?“

„Er war am Boden zerstört. Er war einer der letzten Utopisten. So etwas gibt es heute gar nicht mehr. Er hat mir gesagt: Jetzt regiert das Kapital ohne jede Hemmung. Und du weißt, dass jetzt die Welt, wie wir sie kennen, untergehen wird.“

„Und Ihr Sohn hat Schlaftabletten genommen, weil sein Vater abreiste?“

„Er hatte ihm versprochen, bei ihm zu bleiben. Die Geschichte ist kompliziert, Herr Mayr. Ich kann darüber nichts sagen, weil das meinen Sohn allein angeht. Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Wir haben gesprochen, ja.“

„Er wird darüber nichts erzählen wollen, nehme ich an. Er ist ein sehr privater Mensch. Aber es hat doch keinen Sinn, aus allem ein Geheimnis zu machen. Ich bin nicht so gestrickt. Ich finde, man muss die Dinge nach Außen bringen. Finden Sie nicht auch?“

„Ja, durchaus.“

„Ich habe es immer so gehalten. Ich habe meinem Sohn, als er achtzehn wurde, gesagt: Jetzt bist du für dich verantwortlich. Ab heute bin ich nicht mehr deine Mutter, sondern nur mehr eine Freundin. Und wir haben es dann so gehalten. Jeder muss sein Leben leben.“

„Und was hat er Ihnen darauf geantwortet?“

„Er hat gesagt: Bitte lass dich nicht vom Papa scheiden.“

„Und dieser Bitte haben Sie dann ja auch entsprochen.“

„Aber auch, weil es mir so was von egal war, was der Mann macht. Er hat für den Siegfried gezahlt, keine Frage. Tut es heute noch, glaube ich. Oder tat es. Ich kann mir vorstellen, dass Siegfried sein Erbe ist. Ich wünsche es ihm. Geschäftlich läuft es, wie ich das mitkriege, nicht so gut, wie er es sich wünscht.“

„Ihr Sohn ist Anwalt?“

„Ja, gewissermaßen. Er hat Jura studiert und war dann eine Weile in einem Anwaltsbüro. Aber eigentlich macht er so mit Computern rum.“

„Er ist Programmierer?“

„Er mag Programmierer sein, aber was immer es auch ist, was er tut, ich glaube, er war von den Zuwendungen seines Vaters abhängig.“

„Er lebt allein?“

„Er hat immer wieder einmal eine Freundin, nehme ich an. Wir haben wenig Kontakt.“

„Haben Sie den Eindruck, dass Ihr Sohn unglücklich ist?“

„Das kann ich nicht sagen, Herr Mayr. Das müssen Sie ihn selbst fragen.“

„Sie sprechen nicht darüber?“

„Das ist seine Privatsphäre. Ich spreche gerne über meinen Mann, aber meinen Sohn lassen wir hier besser raus.“

„Was können Sie mir über Ihren Mann erzählen?“

„Er war zweifellos begabt für seinen Beruf. Wissen Sie, so ein Dirigent ist ja nichts Besonderes. Das Einzige, was der braucht, ist das Dominanzverhalten. Er muss ein Macho sein. Wenn er das ist, kann er Dirigent werden. Um ein Stardirigent zu werden, muss man ein Supermacho sein.“

„Und Ihr Mann war ein Supermacho?“

„Er war einer vom alten Schlag. Ich bin froh, dass der Typ ausstirbt. Das klingt jetzt hart, wenn man bedenkt, dass er eben das Zeitliche gesegnet hat. Aber Sie müssen berücksichtigen, dass dieser Selbstmord, wie immer er auch konkret motiviert sein kann, nicht bloß Raserei ist. Natürlich ist er auch Raserei. Der Anlass war eine Provokation, die wir nicht näher kennen. Aber dieser Selbstmord hatte auch eine Ursache, war eine Spätfolge. Eine Spätfolge von Selbstsucht. Er konnte nichts geben. Er ging im Leben herum, um zu nehmen. Er hatte es nicht in sich, einmal weich zu sein. Er war hart wie ein Knüppel. Es ist etwas schonungslos, wenn ich das so sage, aber es war so.“

„Er war doch ein begabter Musiker?“

„Er konnte Geige spielen und Klavier, ja. Wie tausend andere.“

„Er galt als einer der größten Dirigenten, die jemals gelebt haben. Und er wird mit seinem Tod unsterblich werden.“

„Es erstaunte mich immer wieder, wie wichtig man ihn genommen hat. Sie sehen das ja allerorten. Die Menschen nehmen einen wichtig, und wenn man sich das näher ansieht, fragt man sich automatisch: Warum gerade den? Was macht ihn aus? Ist er wirklich wichtig? Warum soll er wichtiger sein als der andere? Vielleicht kann der andere mehr und leistet mehr und macht es besser und sieht dabei auch besser aus und hat womöglich sogar noch Manieren und Herzensgüte. Aber der andere bleibt anonym, ein Nichts. Und er, der weniger Begabte, wird wichtig und noch wichtiger und steigt auf, bis er ganz an die Spitze der Pyramide kommt und man fragt sich: Warum er? Warum ist er jetzt an der Spitze? Wer hat ihn dort hingesezt? Ich kenne ihn doch. Er ist normal. Er ist wie jeder andere, nicht ehrgeiziger als die Ehrgeizigen, nicht fleißiger als die Fleißigen, nicht begabter als die Begabten. Aber er ist da und man nimmt ihn wichtig, und dann ist er es auch.“

„Sie meinen, dass Ihr Mann überschätzt wurde?“

„Ja, das steht außer Zweifel. Aber wissen Sie, das hat etwas mit der Gedächtnisleistung zu tun. Menschen merken sich einen, und weil sie sich ihn gemerkt haben, merken sie sich ihn lieber, und so läuft das fort. Es hat nichts mit den Leistungen von Menschen selbst zu tun, warum sie berühmt

werden, sondern mit der Gedächtnisleistung von Menschen, die Medien konsumieren. Diese Menschen sind von Natur aus faul und auch nicht besonders begabt. Sie sind es aber, die den Berühmten berühmt machen. Weil sie sich seinen Namen merken oder sein Gesicht oder was immer. Wichtig werden hat etwas mit denen zu tun, die dafür sorgen, das man wichtig wird. Und es sind das nicht die Klügsten, mein Lieber.“

„Warum glauben Sie, dass Ihr Mann Selbstmord begangen hat?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Vermutungen?“

„Ich glaube, das er es Leid wahr, er selbst zu sein. Ich kann das verstehen.“

„In unserem letzten Gespräch schien er verzweifelt.“

„Ja, er hat daran gelitten, dass er alt wurde. Es sind ja vorwiegend die Männer, denen es so geht. Wenn sie sechzig, siebzig werden, geben sie sich für verloren. Das ist eher begriffstützig, meine ich. Eigentlich beginnt der Verfall ja viel früher. Eine Frau verzweifelt früh daran, dass sie ihr Aussehen verliert, und das zu einer Zeit, wenn sie noch Kraft hat. Ich habe auch einmal nicht wie eine alte Frau ausgesehen, Herr Mayr, das kann ich Ihnen garantieren. Soll ich Ihnen eine Photographie zeigen?“

„Gern.“

Sie stand auf und holte ein altes Photoalbum, zeigte mir Bilder von sich und von Egon von Tiefenahn und von ihrem Sohn.

„Darf ich die scannen?“ fragte ich.

„Gern. Ich kann Ihnen das Album ausborgen, wenn sie wollen. Sie geben es mir bei Gelegenheit wieder zurück, ja?“

Ich nickte. „Sie waren eine schöne Frau“, sagte ich. „Und Sie sind es noch.“

„Schmeichler. Ja, er hat meine Schönheit geliebt. Aber er war auch sehr gut aussehend. Ein schöner Mann, der meine Schönheit liebte. Das ist ja das Verrückte überhaupt. Das ist so, als würden Sie vor einem Teller sitzen und es sieht lecker aus, und dann essen sie es und gehen aufs Klo und gucken, was da hinten davon rauskommt. Sie verstehen mich?“

„Ich glaube, ja.“

„Das ist wirklich nichts, diese Schönheit. Das ist doch keine Basis einer Beziehung, oder?“

„Wahrscheinlich nicht.“

„Wir sind alle Scheiße. Früher oder später, Herr Mayr. Deswegen kann man den anderen lieben. Aber nicht, weil er schön ist. Denn wir haben immer zwei Gesichter. Eines ist schön. Das andere ist abstoßend. Ein Gesicht ist Tag, das andere Gesicht ist Nacht. Wenn wir lieben, dann beide Gesichter. Aber das tun nur sehr wenige.“

„Haben Sie Ihren Mann geliebt, Erni?“

„Nein, ich habe ihn nicht geliebt. Weil ich sein Nachtgesicht nicht ertragen konnte. Ich habe ihn aber auch nicht gehasst, wie er mir vorgeworfen hat.“

„Aber Sie hatten einen Sohn mit ihm.“

„Ja, das war damals so üblich. Als ich schwanger war, war es dann zu spät. Aber es war ein Fehler, den man nicht unbedingt wiederholt.“

„Lieben Sie Ihren Sohn?“

„Ja, natürlich. Dämliche Frage.“

„Als Ihr Mann vor seinem Tod von Ihrem Sohn sprach, schien er verzweifelt. Mir erklärt sich sein Selbstmord am Ehesten daraus, dass etwas vorgefallen war, das mit Ihrem Sohn in Verbindung steht.“

„Kann ich mir nicht vorstellen. Wenn er verzweifelt war, dann nur über sich selbst. Es gab keine anderen Menschen in seinem Leben.“

„Er war derzeit wohl liiert mit einer amerikanischen Sängerin, habe ich gehört. Er wollte sie heiraten.“

„Davon ist mir nichts bekannt. Aber es hätte mich auch nicht weiter interessiert, wenn er mir davon erzählt hätte.“

„Hat er Ihnen davon erzählt?“

Sie schüttelte den Kopf. Ich blickte in das Gesicht dieser resoluten Frau und wusste, dass ich nichts von dem, was sie mir erzählt hatte, verwenden konnte. Ob sie das so bezweckt hatte? Es war etwas Schlaues in ihrer Miene, wie man das selten in so einem müden Altersgesicht lesen kann. „Sie wissen, dass ich nichts von dem, was Sie mir erzählen, für ein Interview oder ein Buch brauchen kann?“ fragte ich sie direkt.

„Warum?“ fragte sie zurück. „Es wäre doch einmal ganz gut, wenn man etwas Vernünftiges in den Zeitungen lesen könnte. Was wollen Sie denn mit dem Mythos Mozart anfangen, den mein Mann immer heraufbeschwor? Mal spielen sie es so, mal so, das sind doch Belanglosigkeiten. Das sind doch keine Innovationen. Ich finde das Internet eindrucksvoller, aber weiß man, wer das gemacht hat? Wer das dauernd weiterentwickelt? Das sind alles anonyme Leute. Ich glaube, man müsste das

umkehren. Weg mit den Dirigenten, diesem Popanz des 19. Jahrhunderts, diesen Kutschern.“

„Sie meinen, die Kunst von heute verdient nicht die Aufmerksamkeit, die sie beansprucht.“

„Davon können Sie ausgehen.“

„Aber es gibt doch den Star. Halten Sie nichts davon, dass es Ikonen gibt?“

„Warum lieben die Menschen Stars? Manchmal holen sie einen Siebzehnjährigen aus der Anonymität und pumpen ihn zu einem Idol auf, weil er ein Lied singt, das einer geschrieben hat, der völlig anonym bleibt. Was hat der Siebzehnjährige aber außer diesem Lied? Was macht ihn zum Star? Nicht das Lied, nicht die Bühne, sondern seine Jugend. Denn jede Jugend ist ein Versprechen, und wenn dieses Versprechen nicht eingelöst wird, sieht es schwarz aus. Dann mag keiner mehr den Siebzehnjährigen sehen, der dann schon Mitte Fünfzig ist und Ringe unter dem Bauch hat. Und unter den Augen, nehme ich an. Die Hoffnung in den Augen eines Siebzehnjährigen aber ist süß. Glaube, Liebe, Hoffnung, Herr Mayr. Das ist die Jugend. Und die Vorstellung, dass jemand wie mein Mann ein Star sein könnte, eine Ikone, das ist geradezu absurd. Er war einfach nur bekannt, denn in seinen letzten Jahren hat ihm alles gefehlt, was eine Ikone braucht. Bekannt dafür, bekannt zu sein, das sind Tautologien, die zum Code werden, zur DNS der Menschheit. Diese Basenpaare von Adenin, Guanin und so weiter, sind genauso banal wie mein Mann, aber offenbar brauchen wir sie, um leben zu können als Gesichtslose. Zumindest gilt es für viele von uns. Für mich nicht. Lange nicht

mehr. Bei mir hat das begonnen, als ich spürte, dass sein Kind, das in mir heran wuchs, so gewöhnlich werden würde wie jedes andere Kind, das eine Frau empfängt und austrägt, und das millionenfach wie Pilze, die in einer Petrischale sprossen. Manche davon sind Stars, zweifellos. Aber sind sie es wirklich?“

Ich wusste dazu nichts zu sagen und schwieg einfach. Eine Wanduhr tickte irgendwo, und in der Kamera, die das alles aufnahm, tickte wohl auch irgendwo ein Chip.

„Wenn er sich umgebracht hat, wie sie sagen, dann hat das mit dieser anderen Geschichte zu tun. Dieser Grazer Geschichte.“

„Was war das für eine Geschichte?“

„Er hat sich dort niedergelassen deshalb. Er ist ja kein Grazer von Natur aus.“

Sie machte eine Pause.

„Man nennt das eine Zweitfamilie, glaube ich“, fuhr sie dann fort.

„Eine was?“

„Wenn einer Bigamist ist, de facto. Männer auf Reisen neigen dazu. Bei meinem Mann war es eine Frau in Graz. Er hat sie geschwängert, lange bevor er mich kannte. Sie lebten in einem eheähnlichen Verhältnis. Wir haben uns 1968 kennen gelernt, dem Sommer der Liebe. Leicht zu merken. Ich wusste nicht, dass er bereits eine Familie hatte. Er hat davon nicht gesprochen. Er war damals hier Konzertmeister bei den Philharmonikern und viel in der Stadt. So ist der Siegfried entstanden. Er spiegelte mir vor, dass er noch Junggeselle wäre und wir haben geheiratet

und ich habe seinen Namen angenommen. Es bleibt ja Definitionssache, ob das, was er hatte, eine Ehe war oder überhaupt eine Beziehung. Immerhin hatten sie ein Kind, eine Tochter.“

„Das ist nie in die Öffentlichkeit gedrungen“, sagte ich.

„Nein. Ich wusste selbst nichts davon bis 1989. Er hat es meinem Sohn in New York gesagt. Es hatte mit den Ereignissen dort nichts zu tun, denke ich, aber es war doch eine Überraschung, dass er das all die Jahre geheim gehalten hatte. Mein Sohn war damals 20 Jahre alt, und die Tochter 26. Ich habe sie nie getroffen. Habe mich nie dafür interessiert. Aber seit damals hat die Ehe nur auf dem Papier gestanden. Wir haben uns zwischendurch schon auch unterhalten, keine Frage. Aber es war eine Beziehung, die auf einer Lüge aufgebaut war, und für mich war es der letzte Strohalm, sozusagen. Sagt man das so? Ich weiß, dass man auf Englisch sagt, the last straw.“

„Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte“, sagte ich.

„Ja, ich glaube schon.“

Als ich mit der U-Bahn vom Bahnhof Heiligenstadt weg fuhr, versuchte ich noch einmal die Handynummer des Sohnes, aber stieß wieder auf die Mailbox. Ich überlegte mir, zu seiner Wohnadresse hin zu fahren, und tat es dann auch. Es war ein eindrucksvoller Neubau in Hietzing, in einer stillen Straße. Alles hier roch nach Exklusivität und Geld, was einen merkwürdigen Kontrast zu der Umgebung abgab, in der ich die

letzten Stunden zugebracht hatte. Ich stand vor dem Haus und überlegte mir, zu klingeln, und tat auch das. Aber es antwortete niemand. Lichter brannten an der Außenseite des Hauses, aber innen war alles unbeleuchtet. Vielleicht war dieser Sohn der einzige, der um den großen Dirigenten trauerte – von Klassikfans abgesehen natürlich. Und er trauerte um ihn, obwohl er sein Universalerbe war.

Ich fand auf dem Handy eine SMS vom Labor, die mir mitteilte, das es sich bei der Substanz in der Tube um ein Talkungemisch mit Fettanteilen handelte.

Auf der Mailbox war eine Nachricht eines gewissen Herrn Kaufmann, Kriminalpolizei. Ich rief zurück und erkannte die Stimme des Dünnen am Apparat.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, dass unsere Ermittlungen abgeschlossen sind“, sagte er.

„Ach ja? Mit welchem Ergebnis?“

„Mit dem Ergebnis, dass ich im Fernsehen war und dabei keinen ganz schlechten Eindruck gemacht habe, wie man mir gesagt hat. Haben Sie es gesehen?“

„Ich bin nicht der TV-Freak ...“ sagte ich.

„Schade. Sie versäumen die besten Sendungen. Ich stand hinter dem zuständigen Staatsanwalt und hatte einen Gesichtsausdruck, der Ihnen gefallen hätte.“

„Einen ironischen?“

„Ja, so in der Art – Sie kennen doch Monty Python?“

„Ministerium der komischen Gangarten und so weiter.“

„Genau. Gut. Nun - vielleicht sollte ich Ihnen das gar nicht mitteilen, was bei dem Ganzen herausgekommen ist, aber jetzt war es ja auch noch im Fernsehen und ich finde Sie sympathisch, Herr Mayr. Und da dachte ich: Ruf den Mann einfach an.“

„Finde ich eine coole Einstellung, Herr Kaufmann.“

„Selbstmord.“

„Selbstmord? Aber der Drogentest verlief doch positiv, oder?“

„Ja. Es waren Amphetamine im Blut, und Tetrahydrocannabinol und auch etwas Lysergsäurediethylamid, ein größerer Batzen davon. Aber der Sohn hat uns aufgeklärt, dass sein Vater Drogen genommen hat, und das seit Jahren. Wir haben davon auch in seinem Haus reichlich gefunden. Im Keller, hinter einem lockeren Ziegelstein in der Mauer.“

„Auch LSD?“ fragte ich.

„Nein, LSD nicht. Warum kaprizieren Sie sich darauf, Herr Mayr?“

„Weil Sie mich nach LSD gefragt haben.“

„Das sollten Sie nicht persönlich nehmen.“

„Dann war es das also?“

„Ja. Untersuchung staatsanwaltlich eingestellt. Zumindest wird es das, wenn sich der Aufruhr gelegt hat.“

Ich ging durch die Dunkelheit unter blattlosen Bäumen, während ich mit ihm sprach und hatte das Gefühl, das er noch auf etwas wartete.

Als ich nichts sagte, meinte er: „Vielleicht sieht man sich mal, Herr Mayr. Wenn Sie mal in der Stadt sind, lassen Sie was von sich hören und wir trinken ein Bier zusammen.“

„Gerne, Herr Kaufmann. Ciao.“

Ich legte auf.

Ich fuhr mit der Straßenbahn ins Zentrum zurück bis zum Südbahnhof, kaufte mir eine Karte nach Graz und nahm den Abendzug, der dann kurz nach 22 Uhr sein Ziel erreichte.

Der Akku meines Handys war leer, aber ich fand Siggys Nummer im Telefonbuch der Telefonzelle, von der aus ich sie dann auch anklingelte.

„Was für ein Arsch ruft um diese Zeit an?“ meldete sie sich.

„Ah ... der Matti.“

„Welcher Matti?“

„Silvester am Schlossberg“, sagte ich zögernd.

„Tut mir Leid, dass ich Arsch gesagt habe. Man könnte auch Heini sagen oder Blödel. Ich dachte, es ist schon wieder der Rainer.“

„Hat sich schon öfters gemeldet?“

„Ruft mich mehrmals am Tag an seither. Ich hoffe, das hört bald wieder auf. Aber wenn du auch um diese Zeit anrufst, bist du doch wie der Rainer, was ich immer schon gesagt habe.“

Ihre Stimme war spielerisch, weshalb ich nicht so ernst nahm, was sie sagte.

„Ich bin wieder da aus Wien und möchte mit Dir was trinken, was jetzt anders heißt.“

„Prosecco um diese Zeit ist fies für den Magen. Wie auch einiges andere, was man sich nachts einfallen lässt.“

„Das kommt immer darauf an, mit wem man es sich einfallen lässt.“

„Na ja, ich weiß nicht, ich bin schon im Bett und nachdem wir uns noch gar nicht kennen, kann ich jetzt auch nicht sagen, schau einfach auf einen Sprung vorbei und dann sehen wir weiter.“

„Dann lernen wir uns eben so kennen. Wo wohnst du?“

Sie gab mir die Adresse und hängte dann einfach auf, ohne Auf Wiedersehen zu sagen.

Das Taxi brachte mich zu einem alten, etwas heruntergekommenen Haus in der Umgegend des Lendplatzes. Im Erdgeschoss brannte Licht, und als ich an der Tür klingelte, dauerte es eine Weile, bis man an die Tür kam und dieser Jemand schlurfte etwas, wie das ältere Menschen tun. Also war ich nicht ganz überrascht, als ich im Licht der Türlampe eine alte Frau sah, untersetzt, mit einem Kopftuch um das schlohweiße Haar und einem fleckigen Gesicht. Zuerst dachte ich, es sei von Schmutz verschmiert, dann sah ich, dass es blaue Flecken waren. Ein Auge war leicht geschwollen und blau. „Guten Abend“, sagte sie, „ich bin die Mutter.“

„Die Mutter von Siggy?“ fragte ich, und gab ihr die Hand.

„Ja. Sie zieht sich noch um. Sie haben sie mit Ihrem Anruf überrascht und sie möchte sich noch schön machen.“

„Aber schön ist sie doch.“

Sie schaute mich fragend an, wie ich das meinte.

„Es ist schön, Sie kennen zu lernen“, sagte ich. Vielleicht war sie schwerhörig.

Sie nickte und ging mir voraus. Wir kamen in das Wohnzimmer, wo alte Möbel herum standen. Es

war hier herinnen etwas kühl und feucht, wie das in so alten Häusern ist.

„Möchten Sie etwas trinken?“ fragte sie.

„Nein danke.“

Wir saßen im Wohnzimmer und schwiegen. Es war merkwürdig, aus Wien zu kommen, wo ich den Nachmittag mit einer alten Frau verbracht hatte und jetzt wieder bei einer alten Frau zu sitzen, die aussah, als hätte man sie vermöbelt.

Ich zeigte fragend auf mein Gesicht und schaute dann auf ihres.

Sie drehte den Kopf weg.

Ich betrachtete sie. Sie musste einmal eine schöne Frau gewesen sein. Schöner als Erni Becker. Man sah es im Gesicht und im wohl geformten Körper ihrer Tochter, dass sie schön gewesen sein musste.

„Spielen Sie ein Musikinstrument?“ fragte ich.

„Wie bitte?“

„Machen Sie zu Hause auch Musik? Spielen Sie ein Musikinstrument?“

„Nein“, sagte sie. „Aber meine Tochter ist sehr begabt. Leider habe ich das nicht gewusst, als sie ein Kind war. Aber später, als sie erwachsen wurde, hat sie Geige gelernt und sie spielt heute sehr gut. Natürlich lernt man es so spät nie mehr richtig. Die ersten Jahre sind die wichtigsten.“

Ich nickte. Ich sah plötzlich alles ganz klar vor mir. Ich sah Herrn Tiefenahn, der am Silvesterabend hierher kommt und über irgend etwas mit seiner „ersten Frau“ - der Mutter seines ersten Kindes – in Streit gerät, und das so sehr, dass er sie, wie man das gerne in Zeitungen formuliert, „krankenhausreif“ schlägt. Dann darüber das

Erschrecken, die Verstörung. Die Angst davor, dass sie zur Polizei geht, ihn anzeigt, dass die Presse davon Wind bekommt, dass nun an die Öffentlichkeit tritt, was er so viele Jahre verschwiegen hat, dass er auch eine uneheliche Tochter hat. Die Angst, durch diesen Wutausbruch – wodurch könnte dieser entstanden sein – den jahrzehntealten Kompromiss zerschlagen zu haben. Dieser Kompromiss der so aussieht, dass seine Tochter ihr Geld mühsam verdient, während sein Sohn seit Jahren im Luxus lebt und das Vermögen des Vaters verschleudert. Gab es Drohungen? Erpressung? Ich könnte die Frau fragen, überlegte ich, die vor mir saß, doch sie schaute mich nicht an, wahrscheinlich würde sie nicht antworten – am Ende seiner Karriere zu sein, durch die Klatschpresse gezogen zu werden, vielleicht sogar verhaftet und vor das Gericht gezerrt. Die Panik, die ihm ins Gesicht geschrieben stand. Ich sah das alles vor mir, doch während ich es sah, spürte ich deutlich, dass ich meiner Neugier nicht nachgehen würde. Ich sah Siggy vor mir, die von ihm Sieglinde genannte – ein Name wie Siegfried und Roy, irgendwie ein Hauch von Wagner – eine schöne Frau in einer Stadt mittlerer Größe, in der keiner diese Verhältnisse kannte, die über all die Jahre Teil dieser Verkapselung gewesen war, die heimliche Tochter, die ihm in der Rolle der Kellnerin seine Drinks servierte, wenn er das Lokal besuchte, in dem sie arbeitete. Nicht, um die Aussicht auf die Landschaft oder die Stadt zu genießen, wie er sagte, sondern um seine Tochter zu sehen. Er wusste, dass sie seine Tochter war, aber weiß sie

es auch? Natürlich weiß sie es. Und etwas Liebevolltes und zugleich Böses muss sie dann bewogen haben, als Neujahrsgeschenk ihrem Vater eine größere Dosis LSD ins Glas zu tun. Weil sie ihm einen Trip verschaffen wollte, der sich zum Horrortrip auswuchs und zu Handgreiflichkeiten zwischen ihren Eltern führte? Sobald ich jetzt zu fragen beginne, überlegte ich, ist meine Geschichte mit ihr, die gerade beginnt, zu Ende, und es geht weiter als Komödie oder Tragödie, die mit mir und ihr nichts mehr zu tun hat.

Ihre Mutter und ich schwiegen uns an, bis die Tür aufging und Siggy erschien. Sie trug ein schwarzes Abendkleid mit hochhackigen Stiefeln und kam in einem wallenden Pelzmantel in den Raum.

„Gehen wir noch aus?“ fragte ich, über ihren Aufzug erstaunt.

Sie schaute mich strahlend an: „Der Abend ist noch jung“, meinte sie.

„Du bist wunderschön. Du wirst von Mal zu Mal schöner“, sagte ich.

„Beim dritten Mal explodierte ich in tausend bezaubernde Scherben“, lachte sie über mich und den Tonfall, mit dem ich mein Kompliment vorgebracht hatte. Sie gab ihrer Mutter einen Kuss, tätschelte ihre Wange und antwortete auf keine Fragen. Wir gingen hinaus auf die Straßen der Stadt.

Sie hängte sich bei mir ein und wir schwiegen. Es war heute etwas wärmer als gestern, aber ich fror immer noch in meiner Jacke.

„In welchem Hotel bist du abgestiegen?“

„Ich habe noch keines.“

„Umso besser. Ich schlage vor, wir gehen in ein besseres Hotel.“

„Kennst du eines?“

„Ja, klar. Ich kenne alle Hotels. Zumindest in Graz.“

„Ich habe heute in Wien die Witwe des Dirigenten besucht“, meinte ich wie nebenbei.

„Ach ja?“

„Sie heißt jetzt Erni Becker. Was heißt jetzt, seit 1989.“

„1989, was war da?“

„Der Fall der Mauer. Und da hat Egon von Tiefenahn seinem Sohn auch erzählt, dass der eine Halbschwester hat, die in Graz lebt und Sieglinde heißt.“

„Verwicklungen über Verwicklungen.“

„Und außerdem: Die Polizei hat die Untersuchungen in dem Fall eingestellt. Zeigt sich, dass der Stardirigent seit Jahren Drogen konsumiert hat und es deshalb bedeutungslos war, dass in seinem Blut ein wüstes Gebräu davon herum schwamm.“

„Es war also Selbstmord. Oder zumindest ein selbst verschuldeter Zustand, der zum Tod führte.“

„Zumindest meint das der Staatsanwalt.“

„Wenn man so mental weg ist“, sagte Siggy, „das nennt man eine Fuge. Eine Episode, bei der man nicht bei sich ist. Eine Abwesenheit von sich selbst und seinem eigenen Leben. Und in der Musik gibt es dann zum Beispiel eine Toccata und Fuge von Bach. Die Toccata kennt jeder. Sie ist sehr

präsent. Die Fuge kann keiner. Es ist wie Tag und Nacht. Einmal ist Licht, einmal Dunkel.“

„Aber auch die Nacht hat ihre Königin“, sagte ich aufs Geratewohl.

Darauf lachte sie, und wir lachten beide.

Danach fragte ich: „War er am Silvesternachmittag oben bei euch in der Bar?“

„Wer, Tiefenahn?“

„Ja.“

„Er kam gegen fünf Uhr vorbei, warum?“

„Was hat er getrunken?“

„Was hat er getrunken“, wiederholte sie, „ich glaube, einen Prosecco.“

„Jetzt kriege ich einen Verfolgungswahn.“

„Nein. Es war kein Prosecco in dem Sinn.“

„Das heißt, in dem Glas war nicht nur Prosecco.“

Sie blieb stehen und schaute mich an. „Wenn du jetzt weiter bohrst“, meinte sie, „dann bist du wie der Rainer. Und du weißt, dass ich diese Art vom Rainer nicht vertragen kann. Ich will nie mehr etwas mit einem haben, der ist wie der Rainer.“

„Ich bin kein Rainer“, sagte ich. „Alles, was ich will, ist mit dir ein Glas Prosecco trinken. Und nichts anderes.“

„Nichts anderes?“

„Nein.“

„Das kannst du haben. Und wenn du so schön sprichst, dann sollte ich dir vielleicht sagen, dass ich Dich lustig finde irgendwie.“

„Lustig, ist das gut?“

„Ja. Weißt du, mit mir ist es so: Ich habe einen Kopf, der ist fürs Geschäft, und einen Körper, der ist für was Lustiges.“

„Ach, so einen Körper hast du?“

Sie nickte. Und dann hakte sie sich wieder bei mir unter und wir gingen weiter auf den fahlen Lichterschein des Hotels zu, zu dem sie mich führte.